rs Leben



von
inrich Viehoff.

~~1,6[illegible]5~~

Goethe's Leben.

Von

Heinrich Viehoff.

Zweiter Theil.

Dritte verbesserte und vielfach bereicherte Auflage in 4 Bänden.

Stuttgart.
Ad. Becher's Verlag.
(Gustav Hoffmann.)
1858.

Zweite Periode.

Sturm und Drang. Mäßigung und Vorbereitung zum Höhern.

Vom

Ende der Universitätsjahre bis zur ersten Reise nach Italien.

1771 — 1786.

Erstes Capitel.

Wintersemester zu Frankfurt. Stellung zum Vater. Freunde: Horn, Riese, die beiden Schlosser. Beschäftigungen mit dem Götz von Berlichingen. Bekanntwerden mit Merck; der Darmstädtische Gesellschaftskreis. Von deutscher Baukunst. Hamann's Verhältniß zu Goethe. Zwei theologische Schriften. Bibelstudien. Götz im ersten Entwurf vollendet. Drama Sokrates projectirt. Musik. Fußwanderungen. Wanderers Sturmlied. Schlittschuhlaufen. Ausflüge nach Darmstadt und Homburg. Drei Gedichte.

Als Goethe gegen Ende August (nach dem Frankfurter „Raths- und Stadtkalender" wurde er am 31. August als Advocat vereidigt) in das Aelternhaus zurückgekehrt war, konnte es nicht fehlen, daß manchmal Differenzen zwischen Vater und Sohn hervortraten, wobei sich die Mutter ausgleichend und vertuschend in's Mittel schlagen mußte. Die Stellung eines von der Akademie heimgekommenen Sohnes zum Vater gibt leicht in der ersten Zeit zu Reibung und Spannung Anlaß. Der Jüngling hat sich durch eine Reihe von Jahren an Freiheit und Ungebundenheit gewöhnt und seine eigenen Wege suchen und gehen gelernt, und der Vater möchte noch immer gern den alten Gehorsam, die alte Fügsamkeit in Anspruch nehmen. In unserm besondern Falle kam aber noch ein sehr bedeutender Umstand hinzu, der die vielfachsten und tiefsten Conflicte hervorrufen konnte. Dem pedantischen, ordnungsliebenden Reichsstädter, dem treu anhänglichen Zöglinge einer alten Zeit trat ein excentrischer Weltbürger, einer der Hauptbannerträger einer neu heraufziehenden Periode gegenüber. Der Sohn gehörte mit Geist und Herz einer

andern Generation an, die sich den nächstvorigen revolutionär entgegenstellte.

Schon die Literaturbriefe, Winckelmann's Kunstgeschichte, Lessing's Laokoon, Herder's Fragmente u. A. hatten auf eine baldige Regeneration aller Künste, auf eine neue Wendung des ganzen geistigen Lebens vorausgedeutet. In dem letzten Jahre, welches Goethe in Leipzig zubrachte, 1768, waren dann auf einmal, von den verschiedensten Seiten her, neue kräftige Anregungen gefolgt, so daß Gervinus nicht mit Unrecht dieses Jahr in der Geschichte der Umwälzungen unserer Poesie ungefähr für gleich bedeutend ansieht, wie das Jahr 1789 in der Geschichte der französischen politischen Revolution. Lessing's Briefe antiquarischen Inhalts, Herder's kritische Wälder, Wieland's Musarion, Gerstenberg's Ugolino, Bode's übersetzter Yorick und der Ossian von Denis, die Bardengesänge, Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, Basedow's erster Aufruf zur Reform des Schulwesens — Alles war zusammengetroffen, um auf den verschiedensten Gebieten eine außerordentliche Gährung der Geister und Gemüther hervorzurufen. Besonders die begabtere Jugend wurde von dieser Bewegung ergriffen; es bildete sich in ihr die Ueberzeugung, daß man mit der bisherigen Bildung und ganz vorzüglich mit der herkömmlichen Poesie brechen, daß man in der Dichtung, wie im Leben, auf den Naturstand zurückgehen, den sumpfig schleichenden Strom des Herkommens preisgeben, und der Cultur von ihrer reinen Quelle an eine ganz neue, frische Bahn eröffnen müsse. Eigentlich hatte das Geistesleben der Nation schon eine geraume Zeit her zu dieser Krisis hingedrängt. Brockes, Drollinger, Kleist, Geßner hatten die Freude an der Natur geweckt; das Interesse an dem Urzustande der Menschheit war durch Klopstock's Gesänge, durch die Herüberpflanzung Milton's belebt; Klopstock, Ossian u. A. hatten zugleich die Gemüther zu einer großen Reizbarkeit und Empfindsamkeit gestimmt; durch biblische Epen und Patriarchaden waren die Anfänge des Völker- und Staatslebens vergegenwärtigt worden, auch die deutsche Urzeit hatte man poetisch zu veranschaulichen gesucht. Dazu kam die Wirkung von Homer, die Aufdeckung englischer Romanzen und deutscher Volkslieder. Unter andern Formen hatte sich dasselbe Streben auf religiösem Gebiete einerseits im Lossagen von aller

positiven Religion und in der Aufstellung einer sogenannten natürlichen Religion, andererseits, wie bei Lavater, in der Wiederverkündigung des alten Prophetenthums gezeigt. Außerhalb Deutschlands war es auf politischem Felde in Montesquieu's und Rousseau's neuen Lehren von Gesellschaft und Staat hervorgetreten *). Alle diese verschiedenen vorbereitenden Wirkungen schlugen nun in der deutschen Jugend zu einem großen, durchgreifenden, leidenschaftlichen Ausbruche zusammen. Natur, Originalität, Freiheit von allem Regelnzwange, Kampf gegen alles Pedantische und Veraltete, gegen alle schwerfällige Gelehrsamkeit waren ihre Losungsworte.

Wir wissen bereits, daß Goethe erst in Straßburg von dieser mächtigen Zeitströmung recht ergriffen ward. Der geist- und lebensreiche Kreis seiner Shakespeare-Genossen, und vor Allen Herder waren es, welche ihn in diese Bewegung, wohin aber schon durch Naturanlagen, wie durch vorgängige Einflüsse, seine Richtung ging, vollends hineinzogen. So stand er jetzt seinem Vater als ein möglichst heterogenes Wesen gegenüber. Alle jene später in ihm hervortauchenden Charakterzüge, wodurch er dem Vater verwandt war, Ordnungsliebe, Besonnenheit, ökonomisches Talent, Sammlergeist und dergleichen, lagen jetzt tief unter den wühlenden, gährenden Kräften seiner Seele verdeckt. Kein Wunder, daß die Mutter sich, wie er selbst sagt, genöthigt sah, „manche Vorfälle in ein gewisses Mittel zu richten und zu schlichten." Die Selbstbiographie hebt einen hervor. Er hatte von Mainz einen harfespielenden Knaben mitgebracht, den er in Frankfurt gastlich aufzunehmen und zu befördern versprochen hatte. Goethe's Mutter, die wohl voraussah, wie seltsam es dem Vater vorkommen würde, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her in Gasthöfe und Schenken ging, besorgte ihm ein Unterkommen in der Nachbarschaft, und Goethe empfahl ihn seinen Freunden, so daß der Knabe sich gut stand. Wir werden diesen Charakterzug — den sich diejenigen merken mögen, welche Goethe'n des Egoismus anklagen —, diese Bereitwilligkeit, sich mit dem Schicksale anderer, besonders jüngerer Personen zu belasten, noch mehrmals in seinem Leben hervortreten

*) Gervinus, IV, 413—416 (2. Aufl.).

sehen. So nahm er sich, um nur ein Beispiel vorgreifend zu erwähnen, später in Weimar eines durch verwickelte Schicksale, nicht ohne eigene Schuld verarmten, äußerst hypochondrischen und schwer zu behandelnden Mannes an, der sich unter dem fremden Namen Kraft in Ilmenau aufhielt, und suchte mit unendlicher Langmuth und Wohlthätigkeit ihn vom gänzlichen Untergange zu retten. Es geht daraus hervor, daß Wilhelm Meister auch in diesem Zuge das Portrait seines Verfassers ist. Goethe's Hilfsfertigkeit in Geldbedrängnissen seiner Freunde und Bekannten verwickelte ihn nicht selten in Schulden; und da er, in dem Rausche der Jugendjahre, über die gemachten Anlehen keine genaue Uebersicht zu halten pflegte, so gerieth er bisweilen selbst unvermuthet in Verlegenheit.

Für den Frieden in Goethe's Aelternhause war es noch ein Glück, daß der Vater eine ganze Zeit mit der nähern Betrachtung der Dissertation seines Sohnes, mit dem Lesen, Rubriciren und Ordnen der vielen kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen, fliegenden Blätter, die er im Elsaß geschrieben, angenehm beschäftigt war. Die Erwartung, daß Wolfgang die Abneigung, seine Geisteserzeugnisse gedruckt zu sehen, nun endlich überwinden werde, hielt ihn in guter Stimmung. Unterdessen erneuerte Goethe, der in Straßburg sich mehr an Geselligkeit gewöhnt hatte, frühere Bekanntschaften und knüpfte neue an. In Horn fand er den unveränderlichen treuen Freund und heitern Gesellschafter wieder. Er erlangte eine Gerichtsschreiberstelle in Frankfurt und blieb so ein Bürger seiner Vaterstadt. Auch mit Joh. Jacob Riese, Actuar des Kastenamtes zu Frankfurt, blieb er in Verbindung, welcher durch fortwährendes Polemisiren im Gespräche Goethes Scharfsinn übte und seine Neigung zu einem dogmatischen Enthusiasmus bekämpfte. Besonders häufig verkehrte Goethe mit den Gebrüdern Schlosser. Mit dem ältern, Hieronymus, einem gründlichen und eleganten Rechtsgelehrten, der als Sachwalter allgemeines Zutrauen genoß, berieth er sich öfters über seinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, ward aber immer wieder durch hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von dem ausersehenen Wege abgezogen. Ebenso lebhaft war sein Umgang mit dem jüngern Bruder, Joh. Georg, der sich mittlerweile aus den Diensten des Herzogs Friedrich

Eugen von Württemberg wieder zurückgezogen hatte. Indessen gewährte ihm dieser Verkehr doch bei Weitem keinen Ersatz für die vielseitige Anregung, die er in Straßburg gefunden.

An brieflichen Documenten, die in der Regel am tiefsten in das innere Leben blicken lassen, sind uns aus dieser Zeit einige flüchtige Billete Goethe's an Herder und an den Actuar Salzmann erhalten. An Herder schrieb er bald nach der Ankunft in Frankfurt, bei Uebersendung der im Elsaß gesammelten Volkslieder, und lud ihn auf den 14. October ein, wo Shakespeares Namenstag „mit großem Pomp gefeiert werden sollte". Einige Tage später schickte er ihm eine Anzahl Stellen aus dem siebenten Buche der von Macpherson veröffentlichten angeblichen Urschrift der „Temora" mit gegenüberstehender wörtlicher Uebersetzung, und zog dabei eine Parallele zwischen Ossian und den Reliques of ancient Poetry (von Percy edirt), in denen er eine „ganz verschiedene Wirkung auf Ohr und Seele" fand. „So viel," fügte er hinzu, „können Sie hieraus sehen, daß ich mich mit Ihnen, für Sie eine Zeit her beschäftigt habe, und daß ich keiner von den Letzten bin, für die Sie schreiben. Wenn Sie noch mehr aus dem Schottischen übersetzt haben wollen, so schreiben Sie's . . . Schicken Sie Ihre Abhandlung (über Shakespeare) auf den 14. October. Die erste Gesundheit nach dem Will of all Wills soll Ihnen getrunken werden. Ich habe schon dem Warwickshirer ein schön Publikum zusammen gepredigt, und übersetze Stückchen aus dem Ossian, damit ich auch den aus vollem Herzen verkündigen kann."

Indeß gewährte ihm doch diese Beschäftigung kein Genüge und er sehnte sich nach einer stetigern Thätigkeit. In einem wahrscheinlich dem October angehörigen Schreiben an Salzmann heißt es: „Was ich mache, ist nichts! Desto schlimmer! Wie gewöhnlich, mehr gedacht als gethan; deßwegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren." Mitunter beschäftigte ihn noch das Straßburger Münstergebäude; so ersucht er im eben erwähnten Briefe Salzmann, ihm eine flüchtige Copie des Münsterfundaments durch Herrn Silbermann, ohne Zweifel jenen „über die Baulichkeiten gesetzten Schaff-

ner"*), zu besorgen. Diesen bittet er auch unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Copie des großen Risses kommen könne. Vermuthlich sollten ihm diese Copien als Hilfsmittel für seine Abhandlung von deutscher Baukunst dienen, wovon er schon damals in arbeitslustigen Augenblicken Einiges geschrieben haben mag.

Aber schon im November hatte sich seine Thätigkeit concentrirt, und zwar auf den Götz von Berlichingen. In einem Schreiben vom 28. an Salzmann, dem er, ebensowohl als Herder'n bisher seinen Antheil an dieser historischen Gestalt verheimlicht hatte, heißt es: „Sie kennen mich so gut, und doch wett' ich, Sie rathen nicht, warum ich schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft! Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Cirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissen's lange; und, es koste, was es wolle, ich stürze mich drein. Dießmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden. Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe. Denn es ist traurig, an einem Orte zu sein, wo unsere ganze Wirksamkeit in sich selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst im Feld und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, es ist wahr, fühlt sich meine Seele Efforts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in mir selbst fühle, auf ein Object würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenn's fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoffe, Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edlen Vorfahr (die wir, leider! nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn auch ein Bischen, weil ich ihn bringe."

*) S. den Schluß des 11. Buchs von Wahrheit und Dichtung.

„Sehr einfach," fährt der Brief fort, „ist meine Beschäftigung, wie Sie sehen, da meine Praxis noch wohl in Nebenstunden bestritten werden kann." In diese scheint ihn der Vater sehr bald nach seiner Ankunft eingeführt zu haben; denn schon in einem frühern Billet an Salzmann heißt es, er habe die Praxis so satt, daß er höchstens nur des Scheins wegen seine Schuldigkeit thue. Ebenso wenig konnte er sich in Frankfurt und seinen dortigen Umgang recht finden. „Wie oft wünscht' ich Sie," so lautet der Brief an Salzmann weiter, „um Ihnen ein Stückchen Arbeit zu lesen, und Urtheil und Beifall von Ihnen zu hören! Sonst ist Alles um mich herum todt. Wie viele Veränderungen dennoch mit mir diese Monate vorgegangen, können Sie ahnen, da Sie wissen, wie viel Papier zum Diarium meines Kopfs für eine Woche gehörte. — Frankfurt bleibt das Nest — Nidus, wenn Sie wollen, wohl um Vögel auszubrüten, sonst auch figürlich Spelunca, ein leidig Loch. Gott helf' uns aus diesem Elend! Amen."

Nicht lange mehr sollte es ihm an einem lebhaft anregenden Geistesverkehr fehlen; denn die beiden Schlosser machten ihn mit Merck in Darmstadt bekannt, dem er schon von Straßburg aus durch Herder vortheilhaft angekündigt war. Wir begegnen hier abermals einem Manne, dessen Einwirkung auf Goethe unberechenbar groß und vielleicht wohlthätiger gewesen, als dieser es selbst gewürdigt hat. Joh. Heinrich Merck, von Geburt ein Darmstädter, war um acht Jahre älter als Goethe. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, welches unter des gelehrten Joh. Martin Wenck Leitung blühte, erhielt er eine tüchtige Schulbildung und strengte sich um so mehr an, als er mit mehreren talentvollen Mitschülern zu wetteifern hatte, unter denen der spätere Gymnasialdirector Joh. Helfr. Bernh. Wenck und Ludw. Balthas. v. Schrautenbach sich auszeichneten. Während der akademischen Jahre, die er wahrscheinlich zu Altdorf und Göttingen zubrachte, scheint er sich allgemeineren Studien, besonders aber der englischen Literatur und seiner Neigung zur Kunst und ihrer technischen Uebung hingegeben zu haben. Die Rohheit der damaligen Studirenden beleidigte den an feinere Cirkel Gewöhnten so sehr, daß sich eine übermäßige Abneigung gegen das Studententreiben bleibend in ihm festsetzte. Nach beendigtem Universitäts-

cursus führte er als Erzieher einen Herrn v. Bibra auf Reisen, zunächst in die Schweiz. Diese Stellung ließ ihm noch immer Freiheit und Muße, seinen Lieblingsstudien zu leben. Als eine Frucht derselben ließ er im 21sten Jahre eine Uebersetzung von Hutcheson's Untersuchung unserer Begriffe von Schönheit erscheinen, worauf im nächsten Jahre das Trauerspiel Cato von Addison und bald Shaw's Reisen in der Levante folgten, — Alles ohne Namen des Uebersetzers. Am reizenden Ufer des Genfersee's, in Morges, lernte er die geistreiche Tochter eines dortigen Justizbeamten, Fräulein Charbonier, kennen und führte sie bald als Gattin in seine Heimath. Im Jahre 1767 fand er in Darmstadt eine Anstellung als Secretair bei der Geh. Kanzlei und ward schon im nächsten Jahre zum Kriegscassier befördert. Dieses Amt nahm, da er ein rasch entschlossener Geschäftsmann und fertiger Rechner war, weder seine Zeit noch Geisteskraft ganz in Anspruch; er konnte sein Haus zum Sammelplatz eines geistreichen Gesellschaftskreises machen, unter dessen einheimischen Mitgliedern wir den Rector Wenck, Professor Petersen, von Schrautenbach, den Geh. Rath Hesse, so wie dessen Gattin und Schwägerin, Demoiselle Flachsland, Herder's Verlobte, hervorheben. Herder stand, ehe Goethe in diesen Cirkel kam, mit Merck schon in naher Verbindung; er hatte in seinem und Hesse's Hause die Geliebte zuerst kennen gelernt.

Goethe gesteht selbst, es sei nicht auszusprechen, wie sehr er durch diesen geselligen Kreis belebt und gefördert worden sei. Man hörte theilnehmend seine Arbeiten an, z. B. was er bereits vom Faust, vom Götz und über das Straßburger Münstergebäude geschrieben hatte, ermunterte ihn durch Beifall zur Fortsetzung, schalt ihn, wenn er bei jedem neuen Anlasse Früheres unterbrach. Aber mehr, als alle Uebrigen, war Merck, der Mittelpunkt dieses Kreises, für Goethe von Bedeutung. Merck's höchste Kraft lag, wie Wagner sagt *), im scharfen Blick und treffenden Urtheile. Zum Kritiker war er berufen, und er übte das Kunstrichteramt furchtlos und strenge, und doch mit Gefühl und einnehmender Bescheidenheit. Ueber Kunst und Leben dachte er ungefähr, wie Lessing, dessen reli-

*) Vorwort zu den Briefen an Merck.

giöses Glaubensbekenntniß er auch ausdrücklich für das seinige erklärte. Für Recht und Wahrheit trat er immer als rüstiger Kämpfer in die Schranken; alles Schiefe, Halbe, alles Alberne und Lächerliche fand an ihm etweder einen ernsten Gegner, oder noch lieber züchtigte er es mit der Geißel des Spottes und der Satire. „Das ewige Geltenlassen," sagt Goethe, „das Leben und Lebenlassen war ihm ein Gräuel." Er theilte indeß mit Goethe den Widerwillen gegen alle Systemsucht; das in einer jeden Menschenbrust liegende Schönheitsgefühl sollte sich in erfreulicher Mannigfaltigkeit, nicht nach starren, alleingültigen Normen entwickeln. Er hatte die gleiche Toleranz, wie Goethe, gegen das Bestehende, gegen das Sinnliche, Poetische, Anschauliche in der Religion, wenn es auch nicht sein Glaube war. Ueberzeugt, daß in den Bildungen der Zeit Politik, Moral, Kunst, Religion so zusammenhangen und in einander spielen, wie die verschiedenen Kräfte der Einen Menschenseele, faßte er bei seinen Urtheilen immer den ganzen Geist und die Richtung der Zeit in's Auge*).

Die Art, wie Goethe diesen Mann charakterisirt, so scharf und treffend sie in den meisten Zügen sein mag, gibt doch von einer Seite kein treues Bild. Er rühmt die Leichtigkeit, womit Merck überall eingetreten, seine Gewandtheit im Gesellschaftsleben, nennt ihn einen von Natur braven, edlen und zuverlässigen Mann, hebt aber wohl zu stark einen „grillenkranken Zug," eine gewisse „unüberwindliche Neigung hervor, vorsätzlich ein Schalk, ja ein Schelm zu sein." Er habe in sich ein Bedürfniß gefühlt, „die Menschen tückisch und hämisch zu behandeln." Goethe mag hierbei wohl Manches aus Mercks letzten Lebensjahren auf eine frühere Zeit übertragen haben. Nach vielfacher häuslicher Trübsal (er verlor vier blühende Kinder), oft von Gichtschmerzen gepeinigt, in vielen Erwartungen bitter getäuscht, verfiel Merck allerdings gegen sein Lebensende hin oft in Argwohn, Mißtrauen, Kälte und Misanthropie, bis eine höchst schmerzhafte Leberkrankheit ihn endlich zur düstersten Schwermuth und zum Selbstmord führten. Allein, so weit wir Merck's Wirksamkeit in seinen besseren Jahren übersehen können, tritt uns eine

*) Gervinus. IV, 550 (2. Aufl.).

rege, zartfühlende Menschenliebe, Wohlthätigkeitssinn, lebendige Theilnahme an Kunst und Wissenschaft, Geselligkeit, Feinheit im Umgange entgegen. Wenn Goethe ihm eine Mephistophelesnatur beilegt, so ist nicht zu vergessen, wie empfindlich unser verwöhnter Zögling des Schicksals und der Menschen bei jeder rauhen Berührung von Freundeshand war, selbst wenn sie ihn unverkennbar auf den rechten Weg zog. Merck's Einwirkung auf Goethe erläutert Gervinus treffend durch folgende Parallele mit Herder's Einflüssen: „Dieser schürte das romantische Feuer, das Merck nur duldete; Herder's Swiftische Galle hatte sich gegen das Obsolete und Alte in Literatur und Leben gekehrt, Merck richtete die seine eben so oft gegen die Enormitäten der neuen Titanen; Herder's Bitterkeiten flossen aus einem ungemein gesteigerten Selbstgefühle, Merck's aus der bloßen natürlichen Geradheit seines Urtheils; Jener wollte die Welt umkehren und öffentlich Etwas bedeuten, er unterdrückte daher auch den Dichtungstrieb in Goethe, der ihm seine Poesieen verhehlte; aber Merck zog diese an's Licht, begründete durch Herausforderung und Herausgabe des Götz den Ruhm des jungen Dichters, und hätte sich gern an diesem begnügt, wenn ihm Goethe überall Genüge gethan hätte. Frühe erkannte er in ihm und warnte ihn vor der Neigung zum Verschwenden seiner Zeit und seiner Kräfte an unbedeutende Dinge; er warnte ihn vor den Verirrungen der schrankenlosen Jünglinge, die sich an ihn herandrängten. Goethe ward unter diesen neuen Freunden (des Darmstädtisch-Frankfurtischen Kreises) an einen nicht minder freien und kühnen, aber gehaltvollern Umgang, als in jenem Straßburger Cirkel, gewöhnt."

Die lebhafte Theilnahme, die er hier für seine Productionen fand, bestimmte ihn, nun auch endlich die Gedanken über gothische Baukunst, die ihm vor dem Straßburger Münster aufgegangen waren, zu einer bestimmten Darstellung zu bringen. Er schrieb, wahrscheinlich gegen Ende des Jahres 1771, den Druckbogen von deutscher Baukunst D. M. Ervini a Steinbach, der zuerst anonym erschien und nochmals in Herder's Schrift von deutscher Art und Kunst abgedruckt wurde. Goethe war in späteren Jahren nur mit Mühe zu bewegen, diese Blätter seinen Werken einzuverleiben, und erinnerte sich kaum des Zustandes, worin er einer solchen

Schwärmerei für die nordische Architektur fähig gewesen. Ganz in Herder's Sturm- und Drangstyle werden hier die Italiener und Franzosen apostrophirt: „Hat nicht der seinem Grab entsteigende Genius der Alten den deinen gefesselt, Welscher? Krochst an den mächtigen Resten, Verhältnisse zu betteln, flicktest aus den heiligen Trümmern die Lusthäuser zusammen, und hältst dich für Verwahrer der Kunstgeheimnisse, weil du auf Zoll und Linie von Riesengebäuden Rechenschaft geben kannst." Der junge Kunstenthusiast erklärt sich nicht nur gegen die Alleingiltigkeit der antiken Normen, er will überhaupt nicht das Genie durch feste Kunstprincipien gebunden wissen. „Schädlicher, als Beispiele, sind dem Genius Principien. Vor ihm mögen einzelne Menschen einzelne Theile bearbeitet haben. Er ist der Erste, aus dessen Seele die Theile in Ein ewiges Ganzes zusammengewachsen hervortreten. Aber Schule und Principium fesselt alle Kraft der Erkenntniß und Thätigkeit. Was soll uns das, du neufranzösischer philosophirender Kenner, daß der erste zum Bedürfniß erfindsame Mensch vier Stämme einrammte, vier Stangen drüber verband, und Aeste und Moos drauf deckte? Daraus entscheidest du das Gehörige unserer heurigen Bedürfnisse, eben als wenn du dein neues Babylon mit einfältigem patriarchalischem Hausvatersinn regieren wolltest. Und es ist noch dazu falsch, daß deine Hütte die erstgeborne der Welt ist. Zwei an ihrem Gipfel sich kreuzende Stangen vorne, zwei hinten, und eine Stange quer über zum First, ist und bleibt, wie du alltäglich an Hütten der Felder und Weinberge erkennen kannst, eine weit primärere Erfindung, von der du doch nicht einmal ein Principium für deine Schweinställe abstrahiren könntest." — „Die charakteristische Kunst," heißt es an einer andern Stelle weiter, „ist die einzige wahre. Wenn sie aus inniger, einiger, eigener, selbstständiger Empfindung um sich wirkt, unbekümmert, ja unwissend alles Fremden, da mag sie aus rauher Wildheit, oder aus gebildeter Empfindsamkeit geboren werden, sie ist ganz und lebendig."

Indem er so jede Prüfung der nordischen Baukunst nach dem Maßstabe der griechischen und römischen ablehnt, preist er den Genius, der für uns Nordländer, die wir uns gegen Unbilden der Witterung mit Mauern umgeben müssen, das Mittel fand, massiven

Wänden Mannigfaltigkeit zu geben, sie dem Scheine nach zu durchbrechen und das Auge würdig und erfreulich auf der umfassenden Fläche zu beschäftigen. Nicht bloß die großen Massen des Münstergebäudes erscheinen harmonisch, auch alle Theile derselben, bis auf die kleinsten Zierathen, wodurch sie belebt sind, stimmen zum Ganzen, wie in Werken der ewigen Natur, bis auf's geringste Zäserchen, Alles Gestalt ist, und Alles zum Ganzen zweckend." Diese Gedanken führt die Abhandlung als Hauptaufgabe durch. Daneben aber drängt Goethe mit Eifer darauf, daß man jene Baukunst nicht gothisch, sondern deutsch nennen, nicht für ausländisch, sondern für vaterländisch halten solle.

Der orakelmäßige, springende, prismatisch schillernde Styl, worin diese Ansichten ausgesprochen sind, schrieb sich eigentlich von Hamann her. Wenngleich Goethe zu diesem merkwürdigen Manne in keinem unmittelbaren persönlichen Verhältnisse gestanden hat, so ist die Einwirkung desselben auf unsern Dichter doch so bedeutend gewesen, daß keine Biographie Goethe's ihn ganz umgehen darf. Ein äußerst strenges Gericht hat Gervinus in seiner Literaturgeschichte über den „Magus aus Norden" ergehen lassen, wogegen ihn Vilmar mit Wärme in Schutz genommen. So viel ergibt sich selbst aus Gervinus' Charakteristik, daß seine Wirksamkeit jedenfalls ein sehr fruchtbares Ingrediens gewesen, um jene Krisis der Sturm- und Drangperiode zu befördern, aus der unsere Poesie verjüngt hervorgegangen ist. Vilmar aber schreibt ihm das hohe Verdienst zu, daß er zuerst auf die Rückkehr zum einfachen Zustande der ältesten Poesie gedrungen habe, auf die Rückkehr zum Kindesalter der Völker, zur Einfalt eines kindlichen Glaubens, aus welchem allein eine neue Einheit des Bewußtseins, mithin eine neue Poesie, die nur auf dieser Einheit und Unmittelbarkeit des Wissens und Empfindens beruht, hervorgehen kann; und zwar habe er auf diese Rückkehr nicht mit den Gründen eines zerlegenden Verstandes, sondern mit der vollen Energie des Charakters gedrungen. Er sei es gewesen, der zuerst im alten Testamente die Elemente der höchsten und vollendetsten Dichtung aufgezeigt, und er habe es nicht oft genug wiederholen können, daß die späten Geschlechter nur in der Rückkehr zum Evangelium die Einfachheit, Frische und Naturkraft wieder zu erlangen

vermöchten, welche zur Erzeugung großer Dichtungen erfordert werde. Er sei es gewesen, — und in diesen Ausspruch stimmt Goethe ein, — der zuerst das Bewußtsein hatte und weckte, daß alles Große, was in der Welt gewirkt werde, nur von dem ganzen Menschen, nicht von dem Verstande, oder der Empfindung, oder der Vernunft, oder wie man die einzelnen in der Betrachtung gesonderten Vermögen nun nennen will, sondern von Leib und Seele und Geist zugleich, von allen Kräften des menschlichen Wesens in ihrer ungetrennten Einheit, in ihrem vollen, ungestörten und eben darum unbegreiflichen Zusammenwirken geschaffen worden sei und geschaffen werden könne. Darnach stände allerdings Hamann in einer höchst wichtigen Beziehung zu Goethe; er verhielte sich zu ihm, wie Einsicht zur Ausübung, wie Verheißung zur Erfüllung. Die von Hamann gewonnene Ueberzeugung pflanzte sich theils unmittelbar durch die Lectüre seiner Schriften, theils durch Filiation, mittelst des von ihm persönlich angeregten Herder, auf unsern Dichter fort, und ward in diesem zur lebendigen That. Goethe bewahrte auch bis in die spätesten Lebensjahre ein hohes Interesse für jenen Mann, wie er denn namentlich sich lange mit dem Plane getragen hat, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen, oder wenigstens zu befördern.

In der Schreibweise, und selbst in tieferen Eigenschaften zeigt sich Hamann's und Herder's Einfluß auch an zwei anderen kleineren Productionen von Goethe, deren Entstehung in diese Zeit fällt (gegen Ende 1771 *), an dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen, und der Schrift: Zwo wichtige, bisher unerörterte biblische Fragen, zum erstenmal gründlich beantwortet. Von einem Landgeistlichen in Schwaben. Sie erschienen beide im Jahre 1773 anonym und wurden erst spät in Goethe's Werke aufgenommen.

*) Oder vielleicht zu Anfang 1772. Für diese letztere Annahme spricht die Erklärung Goethe's in Wahrheit und Dichtung, er habe diese Schriften „im folgenden Jahre (nach ihrer Entstehung), um sich am Publikum zu versuchen, auf seine Kosten drucken lassen" (sie erschienen 1773). Die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt sie in's Jahr 1771.

Der erstern, deren Hauptthema religiöse Toleranz, die Losung jener Zeit, ist, müssen wir eine nähere Betrachtung widmen, weil sie uns Goethe's damaligen religiösen Standpunkt erkennen läßt. Nicht Alles freilich, was er hier unter der Maske eines Landgeistlichen sagt, darf als genauer Ausdruck seiner eigensten Meinung betrachtet werden; namentlich nicht, was er den Pastor über das im Menschen vorwaltende Sündhafte, und wohl eben so wenig, was er ihn über seinen festen Christusglauben äußern läßt. Goethe accommodirte sich hier im Einzelnen, um für das Andere desto leichter Eingang zu gewinnen. Wir heben eine Reihe charakteristischer Stellen aus dem Briefe heraus:

„Ich muß Euch gestehen, lieber Bruder, daß die Lehre von Verdammung der Heiden eine von denen ist, über die ich, wie über glühendes Eisen, eile. Ich bin alt geworden und habe die Wege des Herrn betrachtet, so viel ein Sterblicher in ehrfurchtsvoller Stille darf; wenn Ihr eben so alt sein werdet, als ich, sollt Ihr auch bekennen, daß Gott und Liebe Synonymen sind; wenigstens wünsche ich's Euch. Zwar müßt Ihr nicht denken, daß meine Toleranz mich indifferent gemacht habe ... Ich danke Gott für nichts mehr, als für die Gewißheit meines Glaubens; denn darauf sterb' ich, daß ich kein Glück besitze und keine Seligkeit zu hoffen habe, als die mir von der ewigen Liebe Gottes mitgetheilt wird, welche sich in das Elend der Welt mischte und auch elend ward, damit das Elend der Welt mit ihr herrlich gemacht werde ... Es war eine Zeit, da ich Saulus war; Gottlob, daß ich Paulus geworden bin! Gewiß, ich war sehr erwischt, daß ich nicht mehr läugnen konnte. Man fühlt Einen Augenblick, und der Augenblick ist entscheidend für das ganze Leben, und der Geist Gottes hat sich vorbehalten, ihn zu bestimmen. So wenig bin ich indifferent, darf ich deßwegen nicht tolerant sein? Um wie viele Millionen Meilen verrechnet sich der Astronom? Wer der Liebe Gottes Grenzen bestimmen wollte, würde sich noch mehr verrechnen ... Weiß ich, wie mancherlei seine Wege sind? So viel weiß ich, daß ich auf meinem Wege gewiß in den Himmel komme, und ich hoffe, daß er Andern auch auf dem ihrigen hineinhelfen wird."

Klingt dieß Alles schon wie aus der Seele der Fräulein von

Klettenberg gesprochen, so gibt sich in anderen Stellen noch entschiedener eine gewisse Sympathie mit den Pietisten kund, mit denen Goethe vielfach verkehrt hatte, und zugleich tritt uns darin ein Zug jener Genieperiode entgegen, worin dem revolutionären Anstürmen gegen alle positive Religion ein enthusiastisches Schwärmen für die Wunderkraft des Geistes und Gebetes, für ein prophetisches Schauen zur Seite ging: „Wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von einer unmittelbaren Eingebung wissen, und wehe dem Christen, der aus Commentaren die h. Schrift verstehen lernen will! Wollt ihr die Wirkungen des h. Geistes schmälern? Bestimmet mir die Zeit, wann er aufgehört hat, an die Herzen zu predigen, und euren schalen Discursen das Amt überlassen hat, von dem Reiche Gottes zu zeugen?" Damit hängt auf's innigste die Abneigung gegen die Aufklärerei kalter und seichter Rationalisten zusammen: „Ihr habt in Eurer vorigen Pfarre, wie ich höre, viel von den Leuten um Euch gehabt, die sich Philosophen nennen und eine sehr lächerliche Person in der Welt spielen. Es ist nichts jämmerlicher, als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln. Es liegt ihnen nichts so sehr am Herzen, als die Toleranz, und ihr Spott über Alles, was nicht ihrer Meinung ist, beweis't, wie wenig Friede man von ihnen zu hoffen hat." Auch die fortdauernde innige Anhänglichkeit Goethe's an die h. Schriften spricht sich lebhaft in dem Sendschreiben aus; aber in Streitigkeiten darüber mit Zweiflern und Spöttern will sich der Landprediger nicht einlassen. „Wer die Süßigkeit des Evangelii schmecken kann," sagt er, „der mag so was Herrliches Niemanden aufdringen." Er räth seinem Amtsbruder, die Leute so viel in der Bibel lesen zu lassen, als sie nur wollen. „Ich habe sonst auch gesorgt, die Leute möchten Anstoß an Dingen nehmen, die hier und da in der Bibel vorkommen; aber ich habe gefunden, daß der Geist Gottes sie gerade über die Stellen wegführt, die ihnen nichts nutzen dürften. Ueberhaupt ist es ein eigenes Ding um die Erbauung. Es ist oft nicht die Sache, die Einen erbaut, sondern die Lage des Herzens, worin sie uns überrascht, ist das, was einer Kleinigkeit den Werth gibt." Daher kann der Pastor auch die Liederverbesserungen nicht leiden. „Das möchte für Leute sein, die dem

Verstande viel und dem Herzen wenig geben. Was ist daran gelegen, was man singt, wenn sich nur meine Seele hebt, und in den Flug kommt, in dem der Geist des Dichters war. Aber wahrhaftig, das wird einem bei den gedrechselten Liedern sehr einerlei bleiben, die mit aller kritisch richtigen Kälte hinter dem Schreibpult mühsam polirt worden sind."

Einen besonders großen Aerger zeigt der Pastor über die Streitigkeiten der verschiedenen christlichen Confessionen: „Nicht daß ich meine, man solle eine Vereinigung suchen," sagt er, „das ist eine Sottise, wie die Republik Heinrich's IV. Wir sind Alle Christen, und Augsburg und Dortrecht machen so wenig einen wesentlichen Unterschied der Religionen, als Frankreich und Deutschland in dem Wesen des Menschen ... Warum sollte ich leugnen," heißt es an einer andern Stelle, „daß der Anfang der Reformation eine Mönchszankerei war, und daß es Luther's Intention im Anfange gar nicht war, das auszurichten, was er ausrichtete? Was sollte mich antreiben, die Augsburgische Confession für was Anderes, als eine Formel auszugeben, die damals nöthig war, und noch nöthig ist, etwas festzusetzen, das mich aber nur äußerlich verbindet, und mir übrigens meine Bibel läßt? Kommt aber ein Glaubensbekenntniß dem Worte Gottes näher, als das andere, so sind die Bekenner desto besser daran; aber das bekümmert Niemand anders." Auch die katholische Kirche nimmt er gegen ihre Verächter in Schutz. „Hat sie doch wenige menschliche Satzungen, die nicht auf etwas göttlich Wahres gegründet wären. Laßt sie, leidet sie und segnet sie. Warum lästert ihr ihre Messe? Sie thun zu viel, das weiß ich; aber laßt sie thun, was sie wollen. Verflucht sei der, der einen Dienst Abgötterei nennt, dessen Gegenstand Christus ist!"

Schneller können wir über die zweite Schrift, welche die „zwo biblischen Fragen" beantwortet, hinweggehen. Sie ist gleichfalls in der Form eines Briefes an einen Amtsbruder abgefaßt. Die Einleitung enthält sehr interessante Aussprüche, von denen wir ein paar herausheben, die Goethe's Denkweise, und nicht bloß seine damalige, charakterisiren. Der schwäbische Landgeistliche ist kein besonderer Freund von Büchern, am wenigsten von exegetischen. Er gibt zu, daß einem Geistlichen nichts angelegener sein könne, als die Aus-

legung der Sammlung von Schriften, woran sein zwiefaches Leben hange. Bei alledem habe er sich nie genug über Männer wundern können, die sich hinsetzen, ein ganzes Buch, ja viele Bücher unserer Bibel, an einem Faden weg zu exegesiren, da er Gott danke, wenn ihm hier und da ein Spruch aufgehe; und das sei auch Alles, was man nöthig habe. Kernbücher, wie die Bibel, lerne man erst allmählig im Lebens= und Amtsgange verstehen. „Die einzige brauchbare Religion," lehrt er ferner, „muß einfach und warm sein; von der einzig wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das ächte Verhältniß der Seele gegen Gott bestimmen, als Gott selbst?" — Aecht Goetheisch ist die Maxime, wornach der Landgeistliche seinen anders denkenden Sohn ruhig gewähren läßt, bis er von selbst gescheiter werde: „Die Erkenntniß wächs't in jedem Menschen nach Graden, die ein Lehrer weder übertreiben soll, noch kann; und den hielt' ich für den geschicktesten Gärtner, der für jede Epoche jeder Pflanze die erforderliche Wartung verstünde."

Von den beiden Fragen bezieht sich die eine auf das alte, die andere auf das neue Testament. Ausgehend von dem Gedanken, daß die Geschichte und Lehre des jüdischen Volkes ganz particular gewesen und erst da universell geworden sei, nachdem der ewige Gärtner das edle Reis Jesum Christum auf den unfruchtbaren Stamm gepfropft, beantwortet er die erste Frage: Was stund auf den Tafeln des alten Bundes? dahin: es seien unmöglich die bekannten zehn Gebote gewesen, sondern eine Reihe von Vorschriften, wovon die meisten speciell das jüdische Volk im Auge gehabt. Ein so particularer Bund, wie der des Herrn mit dem jüdischen Volke, habe nicht auf Universalverbindlichkeiten, wie unsere zehn Gebote, gegründet werden können. Etwas abstrus und ganz in Hamann's und Lavater's Geiste gehalten, ist die Beantwortung der andern Frage: Was heißt mit Zungen reden? Diese Sprache des Geistes sei als unmittelbare Ausströmung der göttlichsten Empfindung einfach wie das Licht, und eben so allgemein gewesen; mehr als Pantomime, doch unarticulirt. Sie verhalte sich zu der ruhigen, sanften Unterweisung, wie Vater und Sohn, wie Keim und Pflanze; „*Πνευμα! πνευμα!*" ruft er aus, „was wäre *νους* ohne dich!"

Die beiden theologischen Schriften, die wir hier besprochen haben, waren nur ein paar einzelne Früchte von sehr umfassenden Bibelstudien, die er in diesem Semester anstellte. Hatte er sich früher, wie uns aus dem sechsten Capitel des ersten Theiles bekannt ist, besonders in die urweltlichen Zustände hinein zu versetzen gesucht, welche das erste Buch Mosis schildert, so griff er jetzt, nach langer Unterbrechung, das zweite Buch an und arbeitete sich mit unsäglicher Mühe, „mit unzulänglichen Hülfsmitteln und Kräften," wie er selbst meint, durch die fünf Bücher hindurch. Dabei glaubte er, außer dem Inhalt der Bundestafeln, noch andere wichtige Entdeckungen zu machen; namentlich, daß die Israeliten keine vierzig Jahre, sondern nur kurze Zeit durch die Wüste gewandert, und ebenso meinte er den Charakter des Moses in einem ganz neuen Lichte zu erblicken. Selbst das neue Testament verschonte er nicht mit seiner Forschungs- und Sonderungslust, stimmte aber doch gerne in das Wort ein: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht."

Ueber so eifrigen Studien war aber sein Götz von Berlichingen nicht liegen geblieben. Er sandte eine Abschrift des ersten Entwurfs an Herder mit einem Briefe, der dem Ende 1771 anzugehören scheint. „Das Resultat meiner hiesigen Einsiedelei," schreibt er, „kriegen Sie hier in einem Skizzo, das zwar mit dem Pinsel auf Leinwand geworfen, an einigen Orten sogar einigermaßen ausgemalt, und doch weiter nichts als Skizzo ist. Keine Rechenschaft geb' ich Ihnen, lieber Mann, von meiner Arbeit, noch sag' ich meine jetzigen Empfindungen darüber, da ich aufgestanden und in die Ferne getreten bin; es würde aussehen, als wollt' ich Ihr Urtheil leiten, weil ich fürchtete, es wandelte an einem Platz, wo ich's nicht wünschte. Das aber darf ich sagen, daß ich recht mit Zuversicht arbeitete, die beste Kraft meiner Seele dran wendete, weil ich's that, um Sie drüber zu fragen, und wußte, Ihr Urtheil wird mir nicht nur über dieses Stück die Augen öffnen, sondern vielmehr über diesem Stück dich lehren, wie Oeser, es als Meilensäule pflanzen, von der wegschreitend du eine weite, weite Reise anzutreten, und bei Ruhestunden zu berechnen hast. Auch unternehm' ich keine Aenderung, bis ich Ihre Stimme höre; denn ich

weiß doch, daß alsdann radicale Wiedergeburt geschehen muß, wenn es zum Leben eingehen soll." — Zugleich meldet er, daß er jetzt Leben und Tod eines andern Helden studire, und es in seinem Gehirn dramatisire. Sokrates war es, den er sich zur Aufgabe gestellt hatte, „der philosophische Heldengeist", sein göttlicher Beruf zum Lehrer der Menschen, die gaffende Menge und die Wenigen, die Ohren haben ihn zu hören, „das pharisäische Philisterthum der Meliten und Anyten (Ankläger des Sokrates)" u. s. w. Er brauche aber Zeit, setzte er hinzu, um alles das „zum Gefühl zu entwickeln". Und dann wisse er auch nicht, ob es ihm gelingen werde, das Bild des Sokrates von seinem verhüllenden Nimbus zu befreien, ob „er sich vom Dienste des Götzenbildes, das Plato bemale und vergolde, dem Xenophon räuchere, zu der wahren Religion hinaufschwingen werde, der statt des Heiligen ein großer Mensch erscheine, den er mit Liebesenthusiasmus an seine Brust drücken könne mit dem Zuruf: Mein Freund und Bruder!" Mit dieser Project gebliebenen Aufgabe stand denn auch das eifrigere Studium der Griechen in Verbindung, worüber er ein halb Jahr später an Herder berichtete. Nachdem er sich früher auf den Homer beschränkt hatte, forschte er jetzt des Sokrates wegen in Xenophon und Plato. Da gingen ihm, wie er schreibt, die Augen über seine Unwürdigkeit erst auf, er gerieth an Theokrit und Anakreon, und fühlte sich dann zu Pindar hingezogen.

Bei dieser Vielthätigkeit muß er indessen noch Zeit zu manchem Andern gefunden haben. Aus einem Billet an Salzmann vom 3. Februar 1772 sehen wir, daß er sich in diesem Winter einmal ausnahmsweise ernstlicher mit Musik beschäftigte. Er bittet den alten Freund, bei Gelegenheit seinen Straßburger Violoncellmeister Buschen zu fragen, ob er die Sonate für zwei Bässe, die sie zusammen gespielt, noch habe; er treibe jetzt die Kunst etwas stärker, als sonst. Dazu kamen in der ersten Hälfte des Semesters häufige Wanderungen durch Frankfurt und seine Umgebungen, und tiefer in den Winter hinein Fechtübungen, Reiten und vor Allem Schlittschuhlaufen.

Jenes Umherschweifen in der Gegend aber, jene Fußwanderungen bei rauher Jahreszeit, „in Thälern und auf Höhen, in Ge-

filden und Wäldern," und zum Theil auch die Beschäftigung mit dem Götz, hingen mit einer Bewegung, wovon sein Gemüth damals ergriffen war, zusammen. Auf einen brieflichen Abschied hatte ihm Friederike Brion eine Antwort geschickt, die sein Herz zerriß. „Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt," so erzählt er selbst, „und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern." Warum er eine solche Möglichkeit nicht sah, darüber läßt er uns im Dunkel. Fühlte er seine Neigung zu ihr erloschen? Es scheint nicht, wenn man nach der Art, wie er in der Selbstbiographie seinen damaligen Gemüthszustand schildert, urtheilen darf. Oder gestatteten seine Verhältnisse nicht, an eine Heirath zu denken? Aber kaum ein paar Jahre nachher, wo er eben so wenig noch eine feste Stellung gewonnen, suchten ihn seine Aeltern ja selbst dafür zu stimmen. Oder fürchtete er, das einfache Landmädchen werde dem patricischen Familienkreise nicht zusagen? Aber sein Vater wünschte ja selbst keine „Staatsdame," wie jene spätere Geliebte, Lili, zur Schwiegertochter, und seine Mutter, eine durchaus gesunde Kernnatur, hätte sich gewiß mit der liebevollen, verständigen, unverbildeten Friederike vortrefflich verstanden. Vermuthlich lagen die Hindernisse sehr tief in seinem Innern. Das Gefühl, daß er jetzt eben in eine neue, bedeutende Entwickelungsperiode getreten, von der sich nicht absehen ließ, was sie noch bringen werde, machte es ihm zu einer sittlichen Unmöglichkeit, sich jetzt schon durch ein so ernstes Verhältniß dauernd zu binden. Unstatthaft ist Pfeifer's Vermuthung, daß Merck es gewesen, der Goethe von Friederiken trennte; denn, wie uns aus Früherm bekannt, schied Goethe schon von Straßburg, ehe er noch Merck's Bekanntschaft gemacht hatte, mit der bestimmten Ueberzeugung, daß sich die Verbindung mit Friederike lösen müsse. Er mag sich um jene Zeit bisweilen ungefähr dasselbe zugerufen haben, was er später Carlos zu Clavigo sagen ließ: „Heirathen! Heirathen just zur Zeit, da das Leben erst recht in Schwung kommen soll! Sich häuslich niederlassen, sich einschränken, da man noch die Hälfte seiner Wanderung nicht zurückgelegt, die Hälfte seiner Eroberungen noch nicht gemacht hat!"

Dieß hinderte indeß nicht, daß er jetzt oft in Frankfurt einer quälenden, düstern Reue zum Raube ward. „Gretchen," sagte er

selbst, „hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum erstenmal schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet." Seiner Gewohnheit nach suchte er Hilfe bei der Dichtkunst und „setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden." Die Maria im Götz von Berlichingen, und die schlechte Figur, welche ihr Liebhaber spielt, hält er selbst für Resultate seiner reuigen Betrachtungen. Zugleich aber gesellte er sich häufig zu Andern, suchte ihre Verlegenheiten zu entwirren, und was sich trennen wollte, zu verbinden, damit es ihnen nicht ergehen möchte, wie ihm selbst. Man nannte ihn daher wohl den Vertrauten, auch seines Umherstreifens wegen, den Wanderer. Diese Bewegung in der freien Natur gereichte ihm besonders zur Beruhigung des Gemüthes. Er gewöhnte sich, auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern. Oft ging er durch seine Vaterstadt, als ob sie ihn nichts anginge, speis'te in einem der großen Gasthöfe in der Fahrgasse und zog nach Tische seines Wegs weiter fort. Unterwegs sang er seltsame Hymnen und Dithyramben vor sich hin, wovon sich eine: Wanderers Sturmlied, erhalten hat.

In der freien metrischen Form dieses Gedichtes ist noch Klopstocks Einfluß zu erkennen, wenngleich Goethe das durch Klopstock zuerst in Aufnahme gebrachte Quasi-Metrum auf eine eigenthümliche Weise behandelt hat*). Auch die Kühnheit der Wortstellungen und Satzwendungen, wodurch man an die Freiheit der Dichtersprache der Alten erinnert wird, haben wir ohne Zweifel mit auf Rechnung der Einwirkung Klopstock's und wohl auch Pindar's zu setzen, wie denn auch die Hindeutung auf Anakreon, Theokrit und Pindar in dem Gedichte sich aus Goethe's damaligen griechischen Studien erklärt. Die Dunkelheit, woran manche Stellen der Dithyrambe leiden, rühren zum Theil eben von dieser kühnen Behandlung der

---

*) Vergl. über diese freien Rhythmen mein „Archiv für den Unterricht im Deutschen", Jahrg. 1844, Hft. I. S. 82 ff. und das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen", herausgegeben von Herrig und Viehoff, Jahrg. 1846, Hft. I. S. 127 ff.

Sprache, zum Theil aber davon her, daß es sich nah an ein specielles Erlebniß anschließt, wie denn in der Regel solche Gelegenheitsproductionen der unmittelbaren Verständlichkeit leicht ermangeln. Nach den eigenen Bekenntnissen des Dichters fällt es auf, daß sich in dem Gesange nichts von jener quälenden Reue kund gibt, die er über sein Verhältniß zu Friederiken empfand; es spricht sich vielmehr sogleich im Anfange ein begeisterndes Gefühl des innewohnenden Genius aus, der ihn gegen alle Stürme des Lebens stählt. Denn daß wir „das schreckliche Wetter", gegen welches er unter dem Singen ankämpft, auch in höherm, symbolischem Sinne zu fassen haben, unterliegt keinem Zweifel. Goethe sagt selbst in seinen Bemerkungen zur „Harzreise im Winter": „Was von meinen Arbeiten durchaus, und so auch von den kleinen Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt worden, deßhalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres dem Dichter vorschwebte" *).

Goethe's Fußwanderungen waren aber nicht immer so rüstiger Art, wie die, welche das Sturmlied hervorrief; nicht selten war es ein langsames, melancholisches Hinschlendern, wodurch er keine Erfrischung gewann. Es trat daher bald das lustigere Reiten an seine Stelle, und nach eingetretenem Frostwetter die herrliche Bewegung des Schlittschuhfahrens. Goethe hatte sich bis dahin in dieser Kunst nicht versucht; Klopstock's Oden flößten ihm zuerst die Lust dazu ein. An einem heitern Wintermorgen rief er sich, aus dem Bette springend, jene Strophen zu:

Schon von dem Gefühle der Gesundheit froh,
Hab' ich, weit hinab, weiß an dem Gestade gemacht
Den bedeckenden Krystall.

Wie erhellt des Winters werdender Tag
Sanft den See? Glänzenden Reif, Sternen gleich,
Streute die Nacht über ihn aus!

*) Eine Erläuterung des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I. 139 ff.

Rasch entschlossen eilte er hinaus, suchte sich einen Platz, wo er, als ein so alter Anfänger, schicklich die ersten Versuche anstellen konnte, und brachte es durch ausdauernde Uebung und Nachdenken in kurzer Zeit so weit, daß er sich unter die Läufer einer froh belebten Eisbahn mischen durfte. Mit übermäßiger Lust gab er sich jetzt dieser Bewegung hin. Es genügte ihm nicht, einen sonnigen Wintertag so auf der Eisfläche hinzubringen; er verweilte dort mit heitern Gesellen bis in die späte Nacht. Und wenn dann der Vollmond, aus Wolken hervortretend, sein zweifelhaftes Licht über die weiten überfrorenen Wiesen ausgoß, die Nachtluft ihrem raschen Laufe entgegen säuselte, das Eis sich bei abnehmendem Wasser mit ernsthaftem Donner senkte, so glaubten sie sich in eine Ossian'sche Welt gezaubert. In declamatorischem Halbgesange ließ hier und da Einer eine Klopstock'sche Ode ertönen; und fanden sie sich im Dämmerlichte zusammen, so ward von ganzer Seele das Lob des Stifters ihrer Freuden angestimmt:

> Und sollte der unsterblich nicht sein,
> Der Gesundheit uns und Freuden erfand,
> Die das Roß, muthig im Lauf, niemals gab,
> Welche der Ball selber nicht hat?

Goethe hat diese Uebungen viele Jahre hindurch fortgesetzt und verdankte ihnen gewiß zum großen Theile die lange Bewahrung jugendlicher Körper- und Geistesfrische. Wenn er darüber mitunter, wie er selbst sagt, nur allzu leicht seinen Beruf zu ernsteren Dingen vergaß, so war der Gewinn an Gesundheit, der ihm für die Stunden geistiger Thätigkeit erwuchs, ein hinreichender Ersatz; und dann gesteht er auch, gerade solchen Augenblicken die schnellere Ausbildung älterer Vorsätze schuldig geworden zu sein. Manches, was eine Zeit lang in seinem Innern geschlafen hatte, wachte bei dieser oft einsamen Bewegung, bei „diesem gemächlichen Schweben im Unbestimmten" wieder auf.

Das Frühjahr 1772 rief ihn aus diesen Winterbelustigungen wieder in die fernere Umgebung der Vaterstadt hinaus. Im Anfange März verweilte er einige Tage bei Merck in Darmstadt und lernte Herder's Braut kennen. „Goethe ist so ein gutherziger, muntrer

Mensch," schrieb diese am 9. März an Herder, „ohne gelehrte Ziererei, und hat sich mit Merck's Liedern so viel zu schaffen gemacht... Der erste Nachmittag wurde uns verdorben durch ein Trisettspiel und zwei Leute aus der Stadt... Den zweiten haben wir auf einem hübschen Spaziergange und in unserm Hause bei einer Schale Punsch zugebracht. Wir waren nicht empfindsam, aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Clavier Menuetten; und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört: dein Schwert, wie ist's von Blut so roth? Edward! Edward!" Eben so finden wir ihn gegen Anfang April wieder in Darmstadt, wo er einige der besten Scenen aus seinem Götz und das Gedicht „der Wanderer" (in seiner ältern Gestalt) zum Besten gab. Merck begleitete ihn nach Frankfurt zurück; und von dort machten sie zusammen einen Ausflug nach Homburg. Von dem Landgrafen und seiner Gemahlin auf's Freundlichste aufgenommen, durchfuhren sie in einem herrschaftlichen Wagen die dortigen Parkanlagen, lustwandelten mit den Hofdamen in der Gegend und freuten sich der pittoresken Schönheit derselben. Dieser Aufenthalt in Homburg gab Veranlassung zur Entstehung zweier Gedichte Goethe's: „Elysium (An Uranien)" und „Pilgers Morgenlied (An Lila)," die ich früher, durch eine Notiz von Merck in meiner Ansicht bestärkt, irrthümlich auf Charlotte Buff und die Wetzlarer Verhältnisse gedeutet habe. Beide sprechen die Erinnerung an das erste Bekanntwerden mit zwei Homburgischen Hofdamen, Fräulein von Ziegler (Lila) und Fräulein von Roussillon aus, und gewähren einen klaren Einblick in Goethe's damalige Erregbarkeit, wie in die allgemeine Empfindsamkeit jener Zeit, worin die Freundschaft so leicht die Gestalt der Liebe annahm. In beiden Gedichten tritt besonders Lila als diejenige hervor, die den lebhaftesten Eindruck auf ihn gemacht. Herder's Braut schilderte sie diesem als „ein außerordentlich empfindsames Mädchen, von welchem Merck ganz begeistert sei, und das er fast mit Maria von Yorik vergleiche." Indem sie (am 25. Mai) an Herder eine Abschrift der beiden Gedichte übersandte, fügte sie noch ein drittes bei, „Fels-Weihegesang (An Psyche)", welches Goethe ihr selbst gewidmet hatte. Dieses Gedicht, zuerst in den von K. Wagner herausgegebenen Briefen an J.

H. Merck (Darmstadt 1835) veröffentlicht, ist bisher noch nicht in Goethe's Werke aufgenommen, doch eines Platzes in denselben vollkommen würdig. Gleich den beiden andern Gedichten in freien Rhythmen, Goethe's damaliger Lieblingsform, verfaßt, stellt es in den ersten acht Strophen die Weihe eines Felsen (bei Darmstadt) zu seinem und der Freunde Lieblingssitze dar. Dann schildert es den Darmstädter Kreis im Sommerabendroth um einen Teich zu einem Reihentanz versammelt,

Und warme Jugendfreude
Webt in dem Abendroth,
Sie drücken sich die Hände
Und glühn einander an.

„Und aus dem Reihen verlieret sich Psyche zwischen Felsen und Gesträuchen weg, und trauernd um den Abwesenden (Herder) lehnt sie sich über den Fels u. s. w." Herder nahm Anstoß an dem Gedichte, weil ihm darin seine Braut eine zu traurige Figur zu machen schien; er trug ihr auf, dem „Felsweiher" bei Gelegenheit zu sagen, er solle in Zukunft „artiger Opfer austheilen, oder von seinem Amte abgesetzt werden", und legte als Antwort auf das Gedicht ein stellenweise sehr scharfes und derbes poetisches Impromptu*) bei, wofür unser Dichter ihn denn einen „intoleranten Pfaffen" schalt.

Goethe wiederholte, wie wir jetzt aus den Briefen von Herder's Braut sehen, seine Besuche in Darmstadt den April hindurch bis in die erste Hälfte des Mai, wobei augenscheinlich auch Lila, die sich damals in Darmstadt befand, eine starke Anziehungskraft übte. „Wenn Goethe von Adel wäre," schrieb Caroline Flachsland am 8. Mai, „so wollte ich, daß er sie vom Hof wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird — aber so geht's nicht. Goethe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären einander werth."

*) Aus Herder's Nachlaß III, 265 ff.

Zweites Capitel.

Abreise nach Wetzlar. Theilnahme an einem Ritterbunde. Bekanntschaft mit Gotter. Beziehung zum Göttinger Dichterkreise. Kleinere Gedichte. Charakteristik seiner damaligen Lyrik. Mäßige Productivität; ästhetische Speculationen. Verhältniß zu Kestner und Charlotte Buff. Uebersetzung des deserted village von Goldsmith. Ausflug nach Gießen; Bekanntschaft mit Höpfner; Recensionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen. Rückkehr nach Wetzlar. Abschied von Wetzlar und Lotte. Auf das Verhältniß zu ihr bezügliche Gedichte.

Mit dem Eintritt der schönen Jahreszeit, um die Mitte Mai 1772, verließ Goethe nochmals das Aelternhaus und die Vaterstadt, wohin er erst im Herbste zurückkehren sollte. Er ging, ohne Zweifel auf den Wunsch seines Vaters, nach Wetzlar, damit er sich dort beim Reichskammergericht mit dem deutschen Civil- und Staatsrecht und der höhern juridischen Praxis vertrauter mache. Was ihn selbst diese abermalige Entfernung von Hause wünschen ließ, war, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht sowohl der Trieb nach Erweiterung seines Wissens, als die Lust, seinen Zustand zu verändern. Wie wenig ihm Frankfurt zusagte, hörten wir ihn früher in einem Briefe an Salzmann bekennen. Mehr aber mochte er sich noch in seiner Familie, durch das Verhältniß zum Vater, beengt fühlen. Wenn man in Goethe's Confessionen über sein Leben bisweilen zwischen den Zeilen lesen muß, so dürfte dieß hier ganz besonders der Fall sein. Wie mancher vom Selbstbiographen verschwiegene Conflict mag in dem eben abgelaufenen Halbjahre vorgekommen sein, wobei die Mutter von ihrem Vermittlungstalente Gebrauch machen mußte! So erklärt es sich leicht, wie ihm eine Veränderung seiner Lage willkommen war. Daß aber gerade Wetzlar nun sein Aufenthaltsort werden sollte, war ihm keine reizende Aussicht. Die Stadt war zwar angenehm gelegen, aber klein und übel gebaut; für den anregungsvollen Kreis seiner Darmstädter und Frankfurter Freunde durfte er dort keinen Ersatz erwarten; ein wissenschaftlicher Verkehr, den juristischen abgerechnet, und eine poetische Mittheilung stand

nicht zu hoffen. Dazu kam, daß seit einigen Jahren in Wetzlar eine Visitation des Reichskammergerichtes im Gange war, wobei man schon grobe Mißbräuche und schändliche Verbrechen einzelner Assessoren aufgedeckt hatte. Er mußte erwarten, dort eine trübe und ängstliche Stimmung über die Gesellschaft verbreitet zu finden.

Statt dessen trat ihm, zu seiner größten Verwunderung, in Wetzlar ein drittes akademisches Leben entgegen. An einer langen Wirthstafel fand er beinahe sämmtliche Gesandtschafts-Untergeordnete, geistreiche und muntere junge Leute, die, zur Erheiterung ihres mittägigen Beisammenseins, eine Rittertafel vorstellten. Obenan saß der Heermeister, ihm zur Seite der Kanzler, dann folgten die wichtigsten Staatsbeamten, hierauf die Ritter nach ihrer Anciennetät. Der Stifter dieses Ordens war der braunschweigische Gesandtschaftssecretair Aug. Friedr. von Goué, ein wilder närrischer Geselle, der später seiner Trinksucht erlag. Wie jedem der Theilnehmenden ein Rittername beigelegt war (z. B. Ritter Coucy — so nannte sich von Goué —, St. Amand der Eigensinnige, Lubomirsky der Streitbare, Eustach der Vorsichtige): so wurde unser neuer Ankömmling, seiner Begeisterung für jenen biedern deutschen Altvater wegen, Götz von Berlichingen, der Redliche, genannt. Das Gespräch bewegte sich meist in Ritterausdrücken und allerlei Anspielungen, die für einen Neuling größtentheils unverständlich waren. Das ganze Fratzenspiel wurde mit äußerlich großem Ernste betrieben. So durfte es Niemand lächerlich finden, wenn man eine gewisse Mühle als Schloß, den Müller als Burgherrn behandelte, die vier Haimonskinder für ein canonisches Buch erklärte und Abschnitte daraus, unter allerlei Ceremonien, mit Ehrfurcht vorlas. In dieses Ritterwesen verschlang sich ein seltsamer anonymer Orden, der philosophisch und mystisch sein sollte. Der erste Grad hieß der Uebergang, der zweite des Uebergangs Uebergang, der dritte des Uebergangs Uebergang zum Uebergang, und der vierte des Uebergangs Uebergang zu des Uebergangs Uebergang. Keine Spur eines ernstern Zweckes war hinter allen diesen zeitvergeudenden Thorheiten zu entdecken.

Goethe ging in der ersten Zeit auf dieses Possenwesen ein, brachte die Perikopen aus den vier Haimonskindern in Ordnung,

that Vorschläge, wie sie bei Feierlichkeiten zu lesen seien, und trug sie auch wohl selbst mit großer Emphase vor. Aber er hatte sich nicht bloß früher mit Behrisch und in Straßburg an solchen Dingen müde getrieben, sondern zweifelsohne war es auch eine Nachwirkung des gehaltreichen Umganges mit dem Darmstädter und Frankfurter Cirkel, wenn er jetzt nur kurze Zeit an jenen Thorheiten Geschmack fand. Unter diesen Umständen war es ihm sehr willkommen, an Fr. W. Gotter aus Gotha, der ein paar Jahre älter war, einen aufrichtigen Freund zu gewinnen. Daß Goethe zu diesem jungen Manne in ein näheres Verhältniß treten konnte, beweist, wie wenig er selbst damals in der Richtung der Starkgeisterei einseitig befangen war. Denn Gotter war von der Natur in mancher Hinsicht zu einem Antipoden der Originalgenies bestimmt. Goethe charakterisirt seinen Sinn als zart, klar und heiter, sein Talent als geübt und geregelt; die Eleganz der französischen Dichter sagte ihm besonders zu, und in der englischen Literatur zogen ihn am meisten die Schriften an, die sich mit angenehmen und sittlichen Gegenständen beschäftigen. Wie sein Umgang ohne Frage auf Goethe beruhigend, mäßigend, regelnd einwirkte, so scheint dieser umgekehrt ihn etwas den kraftgenialischen Tendenzen angenähert zu haben. So stimmt Gotter in einer den Götz betreffenden Epistel an Goethe vom Jahre 1774 *) ganz in den Ton der jungen Genies ein, und sein Trauerspiel Mariane (1776) gehört in die Classe der Klinger-Wagner'schen Familientragödien. Dagegen spricht er sich in seiner berühmten Epistel über die Starkgeisterei entschieden gegen diese Richtung aus, und zuletzt sagte er sich förmlich von ihr los und schloß sich unsern französirenden Graziendichtern an.

Durch Gotter kam unser Dichter auch in einige Beziehung zu den Göttingern **). In Verbindung mit Boie hatte Gotter im

*) S. Goethe's W. in 40 B. VI, 68.

**) So berichtet Goethe selbst. Schäfer bestreitet es, ohne zureichende Gründe beizubringen. Wenn Goethe erst im folgenden Jahre Beiträge zum Göttinger Musenalmanach eingesandt, und der engere Bund der Göttinger sich um Voß und die beiden Stolberge erst im Herbste 1772 gebildet hat, mit welchem Gotter nicht weiter in Verbindung bleiben wollte: so ist damit nicht nothwendig ausgeschlossen, daß in der Zeit, wovon wir jetzt reden, Gotter für

Jahre 1770 die Herausgabe des berühmten Göttinger Musenalmanachs begonnen, zu welchem er jetzt von Goethe einige Beiträge verlangte. Dieser lehnte das Gesuch nicht ab, obwohl er sich nicht von allen Seiten mit den Gesinnungen jenes Dichterbundes in Einklang fühlte. Gerade in diesem Jahre 1772, wo Voß nach Göttingen ging und die Seele des Bundes ward, kam der eigenthümliche Geist desselben zu völligem Durchbruch. Feiheitsliebe, Patriotismus, Freundschaft, Religion, Tugend wurden mit Begeisterung und nicht selten mit einem bis zum Komischen gesteigerten Pathos gefeiert; Klopstock war seitdem der geistige Mittelpunkt des Kreises; an den Versammlungstagen lagen seine Oden auf dem Tische aufgeschlagen, bei den Gelagen wurde seine Gesundheit in Rheinwein getrunken; man feierte seine Geburtstage, ließ dann für ihn einen Stuhl ledig und bekränzte seine Werke, während Wieland's Idris zerrissen unter dem Stuhle lag, und mit den Blättern die Pfeifen angezündet wurden. Dieses forcirte Wesen konnte Gotter'n nicht behagen, der sich schon 1771 von der Redaction des Almanachs losgesagt hatte und später auch aus Verdruß über die Anfeindung Wieland's seine Beiträge zurückzog. Eben so war Goethe's Natur zu gesund, um mit einem solchen Empfindungszwange ganz zu sympathisiren. Indeß war er doch nicht Augenzeuge der Excentricitäten des Göttinger Kreises, die übrigens auch erst in den nächsten Jahren den Höhenpunkt erreichten, und dann waren sie immerhin besondere Aeußerungsarten des Geistes einer neuen Zeit, der auch in ihm pulsirte. So entschloß er sich denn zum Mitarbeiten an jenem Musenalmanach, der, als literarischer Sammelplatz der jungen Talente, eine große innere Bedeutung in der Geschichte unserer Poesie gewonnen hat, und er that dieß um so eher, als er sich wohl bewußt war, daß er häufig einer äußern Anregung für die Vollendung seiner Arbeiten bedurfte.

Wir finden aber erst in den Jahrgängen 1774 und 1775 des Almanachs einige Goethe'sche Poesieen, mit verschiedenen Chiffern unterzeichnet, die wir indessen hier schon zusammenfassen wollen.

Boie's Almanach etwas von Goethe verlangt und die spätere Verbindung desselben mit dem Almanach angebahnt habe.

Die umfangreichste derselben, „der Wanderer“ verdient, daß ihr eine nähere Betrachtung gewidmet werde. Wir müssen die bedeutungsvolle Dichtung zu der Gattung der symbolischen zählen, in so fern sie ein großes, weit und tief eingreifendes Verhältniß den Gegensatz der Cultur und Natur, in einem einzelnen, schön begrenzten Gemälde versinnlicht. Ein Zögling der Cultur, oder specieller, ein Verehrer der antiken Kunst, wird einem einfachen Zöglinge der Natur gegenüber gestellt; zwei ganz verschiedene Weltanschauungen werden dargelegt, anfangs, wenn auch nicht feindlich entgegenstehend, doch durchaus von einander geschieden, allmählig aber sich freundlich annähernd, zuletzt gänzlich versöhnt, und zwar in der Weise, daß der Zögling der Cultur sich zur einfachen Weltansicht des Naturkindes bekehrt, oder wenigstens sich das Vollglück desselben zum Ziel seiner Wünsche und seines Strebens setzt. Die Form des Gedichtes ist dialogisch, das Gespräch recht lebendig und leicht, das Ganze bildet eine anmuthige dramatische Scene. J. G. Jakobi's Tadel, den er in Wieland's Merkur über dieses Stück aussprach, scheint mir ganz ungegründet; er wünscht ihm einen leichtern Ausdruck und geschmeidigern Dialog. Auch was er weiter hinzusetzt, daß die Rede des Fremdlings zuweilen ohne Noth geheimnißvoll sei, kann nicht zugegeben werden; für die junge Frau, die sich mit dem Wanderer unterhält, ist sie allerdings geheimnißvoll; aber für diese kann sie auch nicht klar sein; der noch ungestörten, ungetheilten Natur ist das streit- und drangvolle innere Leben der Cultur ein tiefes Geheimniß. Die Zeit, die Oertlichkeit, die ganze äußere Situation ist mit meisterhafter Kunst, ohne Hilfe erzählender oder beschreibender Partieen, bloß durch natürlichen und leichten Gesprächswechsel vor unser inneres Auge gestellt. Alles ist Bild, Bewegung, Leben, Empfindung, kein müßiges Wort! Auf welch beschränktem Raume, mit welchem geringen Redeaufwande sind die wechselnden Bilder hingezeichnet: die junge Frau, den Säugling an ihrer Brust, an der Felswand, im Ulmbaumschatten; neben ihr der Reisende sich niederlassend, die Bürde abwerfend, die er durch des Tages Hitze den staubigen Pfad her getragen hat, — und nun das ganze Local, das sich, wie in Hermann und Dorothea, successiv vor den handelnden Personen entwickelt! Dieser plastischen Darstellung kommt das ge-

wählte Versmaß trefflich zu Hilfe. In wechselnden, bald jambischen, bald trochäischen und daktylischen Rhythmen schmiegt es sich dem herrlichen Inhalte, wie ein weiches, leichtes Gewand einem schönen blühenden Körper an. Von der Prosa, auch noch von der sogenannten poetischen Prosa, unterscheidet es sich nicht bloß durch den bestimmter hervortretenden Numerus, sondern noch mehr durch den syntaktischen Bau der Diction, durch kürzere Satzglieder, die sich dem Gewichte nach einander mehr entsprechen, wenn gleich die Verse nicht genau in der Zahl der Hauptaccente, und noch weniger in der Sylbenzahl übereinstimmen. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so theilt Goethe es in seiner Selbstbiographie der Zeit zu, womit wir uns beschäftigen. In einem Briefe an Zelter vom 29. Juni 1831 schreibt er aber: „Was du nicht verrathen mußt, ist, daß jenes Gedicht der Wanderer im Jahre 1771 geschrieben ist, also viele Jahre vor meiner italienischen Reise. Das aber ist der Vortheil des Dichters, daß er das voraus ahnt und werth hält, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein findet und erkennt, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen muß" *). Aehnlich heißt es in einem Aufsatz über Tischbeins Idyllen, daß er das Gedicht geschrieben, „ohne den sinnlichen Eindruck erfahren zu haben." In Beziehung auf das Letztere hat man mit Recht an die auf der Rückreise von Saarbrücken nach Sesenheim im Sommer 1771 empfangenen Eindrücke erinnert, wie ihn nämlich in der Gegend von Niederbrunn ehrwürdige Trümmer des Alterthums überraschten, die ihm „in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und Schäften zwischen wirthschaftlichem Wust und Geräthe gar wundersam entgegenleuchteten." Wir haben oben erzählt, daß Goethe schon im Frühjahr 1772 das Gedicht dem Darmstädter Kreise vortrug. Es muß aber, wie sich unten, gegen den Schluß dieses Capitels zeigen wird, erst in Wetzlar seine letzte Gestalt gewonnen haben.

---

*) Die letzten Worte beziehen sich auf einen ihm von Zelter in Excerpt mitgetheilten Brief von Felix Mendelssohn aus Neapel vom 7. Mai 1831, worin dieser das Local des Gedichtes zwischen Pozzuoli und Bajä aufgefunden zu haben behauptete.

Außer dem Wanderer enthält der Jahrgang 1774 des Göttinger Almanachs noch drei Goethe'sche Gedichte: Adler und Taube, Mahomet's Gesang (hier bloß „Gesang" überschrieben), und das Epigramm „Sprache". Das erste, eine Parabel, stellt unter dem Bilde des Adlers und der Taube zwei ganz verschiedene Arten von Charakteren einander gegenüber, einen reichbegabten, hochstrebenden, von feurigem Thatendrang erfüllten, und einen von Natur sanften, genügsamen, in harmlosem Genuß befriedigten Menschen. Der Letztere hat keine Ahnung von dem tiefen Schmerze des Erstern, wenn er durch widriges Geschick sich in einen engen und unwürdigen Wirkungkreis gebannt sieht. Es braucht dem Leser nicht gesagt zu werden, an wen insbesondere der Dichter beim Adler gedacht habe. Das ganze Bild ist mit den wärmsten Farben, mit sparsamen, aber kecken und genialen Zügen ausgeführt. — Von „Mahomet's Gesang" ist es befremdend, ihn schon hier zu finden, da der Almanach 1774 doch spätestens zu Anfang des Jahres, wenn nicht gar im vorhergehenden erschien, und dieser Hymnus, nach Goethe's eigener Erklärung, einem Drama zugedacht war, dessen Idee Goethe erst in der Mitte des Jahres 1774 durch das nähere Bekanntwerden mit Lavater und Basedow concipirt zu haben bekennt. Ich vermuthe, daß der Hymnus anfangs ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet war, und Goethe erst nachher auf den Gedanken kam, ihn für die projectirte Tragödie zu benutzen. Auf eine Veränderung in der Bestimmung des Gedichtes deutet auch der Umstand hin, daß es im Almanach als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt war, während es im Drama von Ali allein vorgetragen werden sollte. Die Geschichte Mahomet's hatte Goethe schon vor der Bekanntschaft mit jenen Männern eifrig studirt; und so konnte ihm leicht der Gedanke dieses allegorischen Preisgedichtes aufgehen, das unter dem Bilde eines mächtigen Stromes das hohe Geschick, die erhabene Bestimmung großer, gotterfüllter Genien besingt, die ganzen Völkern ein Licht, ein Leitstern für Jahrtausende werden. — In anderer Weise fällt es auf, im Almanach, dem Organ des Hainbundes, das Epigramm „Sprache" zu finden, da es gegen Klopstock gerichtet scheint, welchen der Dichterbund mit Begeisterung verehrte. — Im Jahrgange 1775 erschienen anonym (mit der Chiffre H. D.)

die Gedichte: „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach hinab") und „Der unverschämte Gast" („Da hatt' ich einen Kerl zu Gast"). Das erste schildert die Uneigennützigkeit des ächten Dichters, das andere drückt Goethe's Ingrimm gegen die Recensenten aus. Der Jahrgang 1776*) brachte endlich noch „Kenner und Künstler" mit der Chiffre G. und „Kenner" (jetzt „Kenner und Enthusiast") mit seinem vollen Namen unterzeichnet.

Ueberblicken wir diese kleineren Poesien nach Gegenstand und Behandlungsweise, so erkennen wir recht die Kraft und Selbstständigkeit der Goethe'schen Natur, die gegen mächtige Zeitinfluenzen ihre Eigenthümlichkeit zu bewahren wußte. Gegen die Seuche der bombastischen vaterländischen Bardenpoesie war er, wie wir bereits wissen, durch eine schon vor Jahren geschöpfte Abneigung geschützt worden**). So ließ er sich auch jetzt nicht durch die Freiheitsoden der Dichter des Hainbundes zu ähnlichen Poesieen hinreißen; des Wenigen, was von dem Unabhängigkeitsgeiste, dem kriegerischen Trotzgefühle der Zeit in ihn gedrungen war, meint er sich kurz nachher im Götz von Berlichingen entledigt zu haben. Im Allgemeinen fuhr er fort, wie er selbst sagt, „die Dichtkunst zum Ausdruck seiner (individuellen) Gefühle und Grillen zu benutzen." Eben so wenig wollte die von Klopstock eingeführte nordische Mythologie oder vielmehr die Nomenclatur ihrer Gottheiten bei ihm verfangen. Er kannte die Fabeln der Edda längst aus der Vorrede zu Mallet's dänischer Geschichte (Monuments de la mythologie et de la poésie des Celtes, enthalten in der Introduction à l'histoire de Danemark, Copenhague 1755—56), die wir auch in den Ephemeriden aus den Jahren 1770 und 1771 verzeichnet finden, und Herder hatte ihm den Resenius (Edda Islandorum 1665) in die Hände gegeben, wodurch er mit den Heldensagen noch mehr bekannt geworden war. Allein Gestalten, die sich der sinnlichen Anschauung entzogen, pflegte er nicht in den Kreis seiner Dichtung aufzunehmen.

---

*) Poetische Blumenlese für das Jahr 1776, von den Verfassern der bisherigen Göttinger Blumenlese. Herausgegeben von J. H. Voß (Lauenburg).

**) Vgl. Thl. I, S. 151.

Wie hätte er solche nordische Nebelbilder, ja leere Wortklänge in seine Poesieen einführen können; ließ er doch nicht einmal gerne die griechischen und römischen Götter, obwohl die größten Bildner sie in leichtfaßliche Gestalten gekleidet, in seinen Gedichten auftreten, weil sie ihm noch außerhalb der Natur, die er nachzubilden verstand, ihren Wohnsitz hatten. Indeß wußte er doch auf seine Weise von jenen nordischen Mythen Gebrauch zu machen; er nahm sie in den Vorrath seiner Märchen auf, und sie gehörten zu denen, die er, von einer Gesellschaft aufgefordert, am liebsten erzählte. Auf gleiche Weise hielt er es mit den indischen Fabeln, die er aus Dapper's Reisen zuerst kennen lernte. Der Altar des Ram gelang ihm besonders gut im Nacherzählen, und bei aller Mannichfaltigkeit der Personen dieses Märchens blieb doch der Affe Hannemann der Liebling seines Publikums. Die nachtheilige Wirkung, die aus der Beschäftigung mit diesen kunstwidrigen, un- und überförmlichen Ungeheuern für seinen Geschmack hätte erwachsen können, ward durch die eifrige Betrachtung der Homerischen Werke paralysirt, für welche damals gerade eine allgemeine Begeisterung erwachte.

So blieb also unser Dichter, was Stoff und Form seiner Lieder betrifft, ungeachtet der mächtigen Zeitströmungen, unerschütterlich in seiner alten Gewohnheit, „seine innere Natur nach ihren Eigenheiten gewähren, und die äußere nach ihren Eigenschaften auf sich einfließen zu lassen," wodurch sich Gegenstand und Gestalt seiner Gedichte mit innerer Nothwendigkeit von selbst ergaben. Diese innige Hingebung an die Natur erreichte in der Zeit seines Aufenthaltes zu Wetzlar vielleicht ihren höchsten Grad. „Ich suchte mich innerlich," so erzählt er selbst, „von allem Fremden zu entbinden, das Aeußere liebevoll zu betrachten, und alle Wesen, vom menschlichen an, so tief hinab, als sie nur faßlich sein möchten, jedes in seiner Art auf mich wirken zu lassen. Dadurch entstand eine wundersame Verwandtschaft mit den einzelnen Gegenständen der Natur, und ein inniges Anklingen, ein Mitstimmen in's Ganze, so daß ein jeder Wechsel, es sei der Ortschaften und Gegenden, oder der Tags- und Jahreszeiten, oder was sonst sich ereignen konnte, mich auf's Innigste berührte. Der malerische Blick gesellte sich zu dem dichterischen, die schöne ländliche, durch den freundlichen Fluß belebte

Landschaft vermehrte meine Neigung zur Einsamkeit, und begünstigte meine stillen, nach allen Seiten sich ausbreitenden Betrachtungen."

Trotz dieser äolsharfenartigen Erregbarkeit seiner Seele für jede leise Einwirkung der Natur und ihrer wechselnden Erscheinungen, war doch im Ganzen, während des Aufenthaltes zu Wetzlar, Goethe's dichterische Productivität nicht besonders stark. Er selbst sieht den Hauptgrund davon in dem verstimmenden Eindrucke, den das leidige Visitationsgeschäft, die fortwährende Entdeckung neuer Gebrechen, „das kleine Detail aller Anekdoten von Nachlässigkeiten und Versäumnissen, Ungerechtigkeiten und Bestechungen" auf ihn, als einen das Gute ernstlich wollenden jungen Mann, ausüben mußte. Vielleicht ist ein anderer Grund in einem Liebesverhältnisse zu suchen, wovon sogleich die Rede sein soll. Dieses scheint nicht bloß seine Zeit so sehr in Anspruch genommen zu haben, daß für poetische Production nicht viel Raum blieb; sondern es lag auch in dem Verhältnisse etwas, wodurch der freie Ausdruck seiner Gefühle gehindert ward. So geschah es, daß während seinen Liebesverhältnissen in der Regel eine ganze Flora von Liedern entsproß, das jetzige nur ein paar vereinzelte Blüthen hervortrieb, deren wir bald weiter gedenken werden.

Das sicherste Zeichen, daß in seinem Productionstriebe sich wirklich eine Stockung eingestellt hatte, war die jetzt wiederholt hervortretende Neigung zu ästhetischen Speculationen. Wie im vergangenen Semester mit Merck, so bemühte er sich nun mit Gotter, allgemeinere Kunstregeln und Gesetze zu finden, an die er sich beim Hervorbringen halten könnte. So wenig stand es noch bei ihm fest, was er vor Kurzem in der Abhandlung von deutscher Baukunst über die Schädlichkeit der Principien und Maximen für den Genius gesagt hatte, und was er bald nachher wieder im Götz in den Ausspruch des Franz so energisch zusammenfassen sollte, daß nur ein von Einer Empfindung volles Herz den Dichter mache. Dieses Theoretisiren war ein momentanes Heraustreten aus dem Charakter der Genieperiode, und deutete, wie manche andere damalige Symptome bei Goethe, von ferne schon auf eine neue Entwickelungsepoche voraus. Für jetzt aber war es noch ein erfolgloses Bemühen. Er hatte schon seit einigen Jahren die Schriften von Aristoteles, Cicero, Longin,

mit Eifer, wenn auch nur sprungweise, gelesen, und studirte jetzt, was von Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Könste bereits erschienen war. Aber bei dem letztern Werke stieß er sich daran, daß hier vor Allem sittliche Wirkungen von einem Kunstwerke verlangt wurden, während, nach seiner Ueberzeugung, der Künstler sich keine moralischen Zwecke vorsetzen durfte; und jene Alten unterstellten überall einen Reichthum von Anschauungen und Erfahrungen, der ihm noch abging. Er überzeugte sich durch ihre Lectüre immer mehr, daß „erst eine große Fülle von Gegenständen vor uns liegen müsse, ehe man darüber denken könne, daß man erst selbst etwas leisten, ja daß man fehlen müsse, um seine eigenen Fähigkeiten und die der Anderen kennen zu lernen."

Das oben angedeutete Liebesverhältniß entspann sich im Juni 1772. Gegen Anfang des Monats hatte Goethe unter den jungen Männern, die sich in Wetzlar zu ihrem künftigen Dienstlaufe vorüben sollten, den Legationssecretär der kurfürstlich hannöver'schen Gesandtschaft Joh. Christ. Kestner kennen gelernt. Acht Jahre älter als Goethe (1741 am 28. August, dem Geburtstage unsers Dichters, geboren), mit glücklichen Geistes- und Herzensanlagen ausgestattet, in einem schönen Familienkreise, unter der sorgsamen Leitung eines Hauslehrers herangewachsen, war Kestner im Jahre 1767 nach Wetzlar gekommen, und hatte bald für das, was er zu Hause verlassen, in der Familie des Deutschordens-Amtmanns Buff Ersatz gefunden. Diese Familie war, nach Vieler Zeugniß, ein Bild heiterer und gemüthlicher Häuslichkeit, der Vater ein kräftiger Biedermann, die Mutter, in der Stadt „die Mutter der schönen Kinder" genannt, eine Frau von seltener Vortrefflichkeit. Goethe hat ihr im Werther, im letzten Briefe des ersten Buches, eine dem Leben entnommene Scene schildernd, indem er die Tochter reden läßt, ein ehrendes Denkmal gesetzt*). Als sie im Jahre 1770 starb, erbte die Zweitgeborne der Töchter, Charlotte, als ob eine Familienwahl es so entschieden hätte, die mütterlichen Sorgen für zehn Kinder. Lotte, schon seit 1768, ihrem fünfzehnten Lebensjahre,

*) Vergl. auch „Goethe und Werther", herausgegeben von A. Kestner, S. 302 ff.

mit Kestner verlobt, wird von dem Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther" (Frankfurt 1775) als ein schlankes, blauäugiges, naives, in jedem Betracht liebenswürdiges Mädchen geschildert *). Goethe bezeichnet sie als eine reine, gesunde Natur, der eine frohe Lebensthätigkeit, eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen angeboren war. Sie gehörte zu den Mädchen, die mehr ein allgemeines Wohlwollen, als heftige Leidenschaften einzuflößen geschaffen sind. Indem sie sich, nach dem Tode der Mutter, durch unermüdliche Sorgfalt für die jüngern Geschwister und das ganze Hauswesen als die kräftigste Stütze ihres Vaters in seinem Wittwerstande erwies, gab sie dadurch zugleich ihrem künftigen Gatten die Aussicht eines schönen häuslichen Glückes. Da sie, als ein ruhiges, anspruchsloses Gemüth, nicht zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, so hatte sie Zeit gehabt, die Außenwelt zu betrachten, und war, ohne viel Bücher, gebildet, klug und verständig geworden.

Kestner's Bekanntschaft mit Goethe wurde durch Gotter angebahnt. Von diesem zu einem Spaziergange nach dem Dorfe Garbenheim, einem Vergnügungsort bei Wetzlar, beredet, fand er dort den jungen Frankfurter, der unter den Wetzlarern Schöngeistern schon viel von sich reden machte, unter einem Baume im Grase liegen und in behaglicher Unterhaltung mit einigen Umstehenden begriffen, einem Anhänger der epikuräischen Philosophie, dem schon genannten von Goué, einem Stoiker von Kielmannsegge, und einem Dr. König, der zwischen beiden Philosophieen schwankte. „Schon jetzt fand ich," so berichtet Kestner selbst, „daß er Genie und eine lebhafte Einbildungskraft hatte; aber dieß war mir doch noch nicht genug, ihn hochzuschätzen."

Als Kestner später seine nähere Bekanntschaft gemacht hatte, versuchte er folgende Charakteristik unseres jungen Freundes, die wir, weil sie aus der Feder eines mit Goethe so genau bekannten und so ruhig urtheilenden Mannes geflossen ist, unsern Lesern unverkürzt mittheilen zu müssen glauben: „Er hat sehr viele Talente,

---

*) Ihr Bildniß ist als Titelblatt der eben erwähnten Schrift „Goethe und Werther" herausgegeben von A. Kestner (Stuttgart und Tübingen 1854), einer der Hauptquellen für diesen Theil unserer Erzählung, beigefügt.

ist ein wahres Genie, und ein Mensch von Charakter; er besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Er pflegt auch selbst zu sagen, daß er sich immer uneigentlich ausdrücke, niemals eigentlich ausdrücken könne; wenn er aber älter werde, hoffe er die Gedanken selbst, wie sie wären, zu denken und zu sagen. — Er ist in allen seinen Affecten heftig, hat jedoch oft viel Gewalt über sich. Seine Denkungsart ist edel; von Vorurtheilen frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es Andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. — Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Aeußerlichen Verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte. Aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen Andern ist er doch wohl angeschrieben. — Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. — In principiis ist er noch nicht fest, und strebt noch erst nach einem gewissen System. — Er hält sehr viel von Rousseau, ist jedoch nicht ein blinder Anbeter desselben. — Er ist nicht, was man orthodox nennt; jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, oder um etwas vorstellen zu wollen. Er äußert sich auch über gewisse Hauptmaterien gegen Wenige, stört Andere nicht gern in ihren ruhigen Vorstellungen. — Er haßt zwar den Skepticismus, strebt nach Wahrheit und nach Determinirung über gewisse Hauptmaterien, glaubt auch schon über die wichtigsten determinirt zu sein; so viel ich aber gemerkt, ist er es noch nicht. Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten; denn, sagt er, ich bin dazu nicht genug Lügner. Zuweilen ist er über gewisse Materien ruhig, zuweilen aber nichts weniger wie das. Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben, als von ihrer Demonstration. — Er hat Viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lectüre, aber noch mehr gedacht und raisonnirt. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht, oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brodwissenschaften." — Am Rande des flüchtig hinge-

worfenen Brouillons fügte Kestner noch hinzu: „Ich wollte ihn schildern, aber es würde zu weitläufig werden; denn es läßt sich gar Viel von ihm sagen. Er ist, mit einem Worte, ein sehr merkwürdiger Mensch."

Umgekehrt bot auch Kestner's Persönlichkeit interessante Seiten genug dar, um Goethe's Aufmerksamkeit und Zuneigung zu erregen; denn er unterschied sich von dem Bräutigam und Ehemann in Werther's Leiden, obwohl diesem mehrere seiner Züge geliehen sind, sehr zu seinem Vortheile. Nach Goethe's Selbstbiographie zeichnete er sich durch ein ruhiges, gleiches Betragen, Klarheit der Ansichten und Bestimmtheit im Handeln und Reden aus. Im December 1785 schrieb ihm Goethe: „Ihr wart mir eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen, und Euer musterhaftes Leben mit Frau und Kindern war mir ein fröhliches und beruhigendes Bild." Einen hellern Einblick in seinen Charakter eröffnen uns die jüngst in der Schrift „Goethe und Werther" mitgetheilten Briefe von ihm, in denen uns ein edler, gerader Sinn, ein klarer Verstand, ein wohlwollendes Gemüth und eine vielseitige Bildung entgegentritt.

Indeß war doch das Hauptband, wodurch Goethe an ihn geknüpft wurde, seine Verlobte Charlotte. Die Bekanntschaft Goethe's mit ihr datirt vom 9. Juni 1772. An diesem Tage, so berichtet Kestner selbst, „fügte es sich, daß Goethe mit bei einem Balle auf dem Lande (zu Wolpertshausen*) war, wo mein Mädchen und ich auch waren. Ich konnte erst nachkommen und ritt dahin. Mein Mädchen fuhr also in einer andern Gesellschaft hin; der Dr. Goethe war mit im Wagen und lernte Lottchen hier zuerst kennen . . . Noch kein Frauenzimmer hier hatte ihm ein Genüge geleistet. Lottchen zog gleich seine ganze Aufmerksamkeit an sich. Sie ist noch jung, sie hat, wenn sie gleich keine ganz regelmäßige Schönheit ist, eine sehr vortheilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er

*) Dieser Ball hat im Werther zur Schilderung der ersten Begegnung Werther's mit Lotten (Erstes Buch, Brief vom 16. Juni) den Stoff gegeben.

bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune, als Witz. — Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war. Ich kam ein paar Stunden später; und es ist nie unsere Gewohnheit, an öffentlichen Orten mehr als Freundschaft gegeneinander zu äußern. Er war den Tag ausgelassen lustig; — dieses ist er manchmal, dagegen zu andern Zeiten melancholisch —; Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tages konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte. Vorhin hatte er in ihr ein fröhliches Mädchen kennen gelernt, das den Tanz und das ungetrübte Vergnügen liebt; nun lernte er sie auch von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von ihrer häuslichen Seite kennen."

Aber nicht Lotte allein fesselte ihn an das deutsche Haus, dessen täglicher Gast er nun bald wurde. Hier kamen, so erzählt uns A. Kestner, die blühenden Kinder, eines schöner als das andere, um ihn her gesprungen, und nahmen ihn mit zwanzig Händen in Besitz, jubelnd über den schönen neuen Vetter oder Onkel, der ihnen Märchen erzählte, oder, auf dem Boden unter ihnen, sich von den wilden Buben zerzausen ließ. Von dem Amtmann ward er wie ein Sohn, von den mehr herangewachsenen Geschwistern wie ein älterer Bruder geliebt. Kestner stellte ihn in seinem Herzen seinem Jugendfreunde von Hennings zunächst. Lotte aber und Goethe waren bald, wie er selbst berichtet, „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten, unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Theil dabei; sie hatten sich alle drei an einander gewöhnt, ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin eine ächt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa, und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen, das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr an einander, und mancher kleine Familienverdruß ward leicht ausgelöscht durch fortdauernde Liebe. Und so

nahm ein gemeiner Tag den andern auf, und alle schienen Festtage zu sein; der ganze Kalender hätte müssen roth gedruckt werden."

Goethe's leidenschaftliche Lust an der ländlichen Natur, die er jetzt wieder mit dem verklärenden Auge der Liebe betrachtete, wurde durch zweierlei Kunstproductionen, welche ihm in die Hände kamen, genährt, durch Geßner'sche Radirungen und Goldsmith's deserted village. Die ersteren hatten sich in dem Wetzlarer Kreise durch einen jungen Mann, dessen wir später noch weiter gedenken müssen, den Sohn des verdienstvollen Gottesgelehrten Jerusalem, verbreitet. Goldsmith's Dichtung war Goethe'n wahrscheinlich durch Merck zugekommen, welcher in eben diesem Jahre eine Ausgabe des englischen Originals veranstaltete *). Was Goethe in der Wirklichkeit so gern mit Augen sah und leidenschaftlich aufsuchte, Fest- und Feiertage auf dem Lande, Kirchweihen, Jahrmärkte, die ernste Versammlung der Aeltesten unter der Dorflinde, verdrängt von der Tanzlust der Jüngern — Alles fand er hier in dem Zauberspiegel der Poesie wieder. Voll Enthusiasmus für die liebliche Dichtung unternahm er, mit Gotter wetteifernd, eine Uebersetzung derselben; indeß gesteht er, daß sie ihm nicht so gut, wie dem Freunde gelungen, indem er allzu ängstlich die zarte Bedeutsamkeit des Originals nachzubilden getrachtet, und daher wohl einzelne Stellen, aber nicht das Ganze glücklich wiedergegeben habe. — An Kestner schenkte er ein Exemplar des deserted village mit folgenden vorgeschriebenen Versen:

Wenn einst nach überstandner Lebens-Müh und Schmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage gibt,
Vergiß nicht den, der — ach! von ganzem Herzen
Dich, und mit dir geliebt!

So lebte unser Freund, durch edle künstlerische Bestrebungen, durch innige Betrachtung der Natur und süße Liebesfreuden und Leiden beglückt, den seligen Jugendtraum fort. Die Einzelnheiten seines damaligen Daseins hat uns seine Biographie nicht, wie bei der Sesenheimer Idylle, überliefert, weil er das Meiste schon in

*) The deserted village, a poem of Ol. Goldsmith. Darmstadt and Frankfort, Fleischer, 1772.

einer Jugenddichtung mit glühenden Farben gemalt hatte. Er verweist ausdrücklich auf das Büchlein Werther, worin er „in vermögender Jugendzeit die lieblichen Verhältnisse vergegenwärtigt habe, welche ihm den Aufenthalt im Lahnthale so hoch verschönten." Namentlich sind in den ersten Theil Goethe's eigene Erlebnisse in großer Fülle hineinverarbeitet, wenn gleich der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's" zu viel behauptet, indem er den ganzen ersten Theil für des Dichters eigene Geschichte ausgibt. So sind auch die Localitäten der Dichtung meist aus der Umgebung Wetzlars entlehnt. Der Brunnen, der gleich Anfangs in dem Briefe vom 12. Mai beschrieben wird, liegt nahe am Wilbacher Thore, das von ihm den Namen führt. Das im Briefe vom 26. Mai geschilderte Wahlheim ist das Dorf Garbenheim, welches kaum eine halbe Stunde von Wetzlar entlegen ist. In gleicher Entfernung von der Stadt, auf dem sogenannten Jägerhause, wurde der Ball gehalten, worüber der Brief vom 16. Juni handelt *).

Aus diesen Zuständen ward Goethe im August **) auf einige Zeit durch einen literarischen Congreß herausgezogen, zu welchem ihn seine Freunde Schlosser und Merck nach Gießen beschieden. Es sollte dort eine Zusammenkunft mit Höpfner, Professor der Rechte,

---

*) Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's (Freistadt, 1775) Seite 4.

**) Die von Karl Wagner (Leipzig 1847) veröffentlichten „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck" geben nähere Auskunft. Der Brief Nr. 22, datirt „Giessen, le 28. d'Août 1772" gehört, wie sein Inhalt zeigt, vor den Brief Nr. 21 (Francfort, le 23. d'Août); wahrscheinlich soll das Datum heißen: „le 18. d'Août". — Düntzer bezweifelt es, daß damals die Zusammenkunft wegen der Zeitschrift stattgefunden haben solle, da in den eben angeführten Briefen Merck's Schlosser's Anwesenheit in Gießen nicht erwähnt wird, und glaubt, Goethe vermische in seiner Erzählung einen zweifachen Aufenthalt in Gießen. Ich meine, daß dieser Umstand allein nicht genügt, um Goethe's detaillirte, und wie es scheint, auf genaue Notizen gegründete Erzählung unwahrscheinlich zu machen. Merck fuhr allerdings nach dem Briefe Nr. 22 allein von Frankfurt nach Gießen; aber konnte Schlosser nicht durch Geschäfte augenblicklich abgehalten sein, ihn zu begleiten, und ihm bald nachfolgen? Merck's Briefe sind augenscheinlich so lückenhaft mitgetheilt, daß sich daraus die Nichterwähnung von Schlosser's Anwesenheit zu Gießen erklären läßt.

zur Berathung über die von Schlosser in diesem Jahre herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen" stattfinden. Goethe, der längst Höpfner's Bekanntschaft gewünscht hatte, fröhnte dießmal wieder seiner uns schon bekannten Lust am Versteckenspielen, und schritt an einem heitern Morgen, vor Sonnenaufgang, in einen Studenten verkleidet, das schöne Lahnthal hinauf nach Gießen. Seine Vermummung gab dort bei Tische zu einer sehr ergötzlichen Scene Veranlassung, die er uns in der Selbstbiographie mit behaglicher Ausführlichkeit geschildert hat *). Hierdurch ward auf eine geistreich heitere Art die Besprechung eingeleitet, auf welche es abgesehen war. Die neue kritische Zeitschrift war eigentlich auf des mercantilisch und industriell sowohl, als literarisch thätigen Merck Betreiben von Schlosser unternommen worden. Sie hatten sich zu diesem Zwecke nicht bloß Höpfner, sondern auch andere Akademiker in Gießen, so wie den verdienten Rector Wenck in Darmstadt und sonst manchen tüchtigen Mann zugesellt. Auch Goethe, der bereits zu den Februarblättern der Zeitschrift einige Anzeigen beigesteuert hatte, wurde, obwohl ihm ein zusammenhängendes Wissen in Lite-

---

*) Die in der vorigen Anmerkung erwähnte Correspondenz enthält (unter Nr. 88) einen Brief von Goethe an Höpfner aus dem Jahre 1776, welcher beginnt: „Wie angenehm sollte es mir sein, wenn unsere so wunderbar angefangene Bekanntschaft Gelegenheit geben sollte, Ew. Wohlgeboren an einen Platz (eines Ordinarii zu Jena) zu versetzen, der Ihrer würdig wäre." Der Herausgeber bemerkt hierzu: „So geschickt auch Goethe diesen wunderbaren Anfang seiner Bekanntschaft mit Höpfner erzählt, so ist doch eben seine Schilderung ein neuer Beweis, wie ein solcher flüchtiger Scherz, wenn er im trockenenen Buchstaben erscheint, so Vieles von seinem Salz und Leben einbüßt. Ganz anders nahm sie sich (nach glaubwürdigster Erzählung) im Munde Höpfner's aus, wenn er sie dramatisirte, die seltsame Erscheinung des wunderschönen jungen Menschen mit den feuervollen Augen und dem linkischen Anstande beschrieb, seine komischen Reden wiederholte und dann endlich zur Explosion kam, wie der blöde Student aufsprang und Höpfner'n um den Hals fiel mit den Worten: Ich bin Goethe! Verzeihen Sie mir meine Posse, lieber Höpfner; aber ich weiß, daß man bei der gewöhnlichen Art, durch einen Dritten mit einander bekannt gemacht zu werden, lange sich gegenüber steif und fremd bleibt; und da dachte ich, wollte ich in Ihre Freundschaft lieber gleich mit beiden Füßen hineinspringen, und so, hoff' ich, soll's zwischen uns sein und werden durch den Spaß, den ich mir erlaubt habe."

ratur, Weltgeschichte und andern Wissenschaften abging, dringend zu weiterer Betheiligung eingeladen; man baute auf seine leichte Fassungskraft, seine Fähigkeit, sich die Gegenstände auch außer ihrem Zusammenhange lebendig zu machen, und auf einen gewissen theoretisch praktischen Sinn, wodurch er, ohne festes philosophisches System, aber sprungweise treffend, von den Dingen, mehr wie sie sein sollten, als wie sie waren, Rechenschaft geben konnte.

So trat denn jetzt unser Dichter als Kritiker und Recensent auf, aber ganz in dem Geiste der Zeit jugendlich, keck, entschieden und reformatorisch, in einem Tone, der theilweise an Lessing, theilweise an Herder erinnert, aber auch seine Eigenthümlichkeit nirgendwo verkennen läßt. „Mit Heftigkeit zieht er gegen kleinliche Moralisten, schwache Dichterlinge, vornehme Zeloten, neue Propheten, gegen Unsitte und Ungeschmack des Jahrhunderts, gegen Systemmacherei und Dilettantismus, gegen finstere Religionseiferer zu Felde, aber auch gegen kritische Ketzer und Freigeister, wie Unger und Mauvillon; das wahrhafte Genie schützt er selbst in seinen Thorheiten" *). Eine flüchtige Uebersicht über die wichtigsten von ihm beigesteuerten Recensionen wird uns näher mit seinen damaligen Ansichten über ästhetische, moralische, religiöse und politische Fragen bekannt machen.

In der Beurtheilung von Sulzer's Theorie gibt sich die Ueberzeugung kund, die ihm durch seine speculativen Bemühungen mit Gotter klar geworden war, daß man, um eine Poetik zu schreiben, sich als Poet versucht haben müsse. Er nennt sein Buch Nachrichten eines Mannes, der in das Land der Kunst gereis't, aber nicht darin geboren und erzogen ist, nicht darin gelebt, gelitten und genossen hat, der nur Observationen, aber keine Experimente angestellt hat. Es sei Polybius, der Taktiker, aber nicht Thucydides und Xenophon, der Feldherr, Hume, der Schriftsteller, aber nicht Burnet, der Staatsmann, der hier rede. Er vermißt bei ihm ferner die Bestimmung der Grenzen jeder Kunst und ihrer Bedürfnisse. Besonders tadelt er Sulzer's „trübsinnigen Eifer" und beständiges Strafpredigen gegen Wieland, Gleim und Jacobi. Den Verfasser des Aga-

*) Gervinus IV, 526.

thon und des Musarion hält er über die Moralität seiner Schriften bei allen gesunden Köpfen für längst gerechtfertigt; „Kenner des menschlichen Herzens möchten entscheiden, ob eine Leitung und Verfeinerung des Gefühls durch Blumenpfade einer lachenden Landschaft nicht geschwinder zum Ziele führe, als die kürzeste mathematische Linie des moralischen Raisonnements." Bei Gelegenheit eines anonymen, gegen die vulgaire Orthodoxie des Geschmackes gerichteten Briefwechsels meint er, man thue klug, aus der freigeisterischen Geschmackslehre, welcher alle lebenden wahrhaften Dichter und Kunstrichter huldigten, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre zu bilden; man dürfe die Cur „des lullenden, schlafenden und blinzelnden Theils des Publicums" nicht damit beginnen, daß man ihm seine Puppe raube. Eine Uebersetzung von Wood's Schrift über den Homer wird mit großem Beifall begrüßt. Auf das günstige Urtheil über Boie's Musenalmanach mag wohl die jüngst durch Gotter eingeleitete Verbindung mit demselben einigen Einfluß geübt haben; sein neuer Freund Gotter kommt aber nicht ganz ohne Tadel weg; die Epistel an Madame Hensel, heißt es, sei stückweise gut gerathen; er hätte gewünscht, sie in dem drolligen Tone des Anfangs fortgeführt zu sehen, ohne die ernsthaften moralischen Betrachtungen am Ende. Ueber die Bardenpoesie hat sich seine Meinung günstiger gestellt *), wenn er gleich selbst nicht in ihren Ton einstimmen kann. In einer rühmenden Recension der „Lieder Sined's des Barden" heißt es: „Rechtschaffenheit und Patriotismus wird in diesem, oder dem Tone der Gleimischen Kriegslieder am besten verbreitet; und der Dichter selbst setzt sich lieber in die Zeiten der Sittenunschuld und der starken Heldengesinnung zurück, als daß er unsere tändelnden Zeiten besänge. Wo sind denn die schönen Thaten, die ein deutscher Ossian in unseren Zeiten besingen könnte, nachdem wir den Franzosen, unseren Nachbarn, unser ganzes Herz eingeräumt haben?"

Von ganz besonderem Interesse ist eine Stelle, worin er einen Dichter nach seinem Herzen malt; man erkennt in dem Bilde leicht das Portrait des damaligen Goethe. „Laß, o Genius unseres

*) Vgl. Thl. I. S. 151.

Vaterlandes," so fleht er, „bald einen Jüngling aufblühen, der voller Jugendkraft und Munterkeit, zuerst für seinen Kreis der beste Gesellschafter wäre, das artigste Spiel angäbe, das freudigste Liedchen sänge, im Rundgesange den Chor belebte, dem die beste Tänzerin freudig die Hand reichte, den neuesten mannichfaltigsten Reihen vorzutanzen, den zu fangen die Schöne, die Witzige, die Muntere alle ihre Reize ausstellten, dessen empfindendes Herz sich auch wohl fangen ließe, sich aber stolz im Augenblicke wieder losrisse, wenn er, aus dem d i c h t e n d e n T r a u m e erwachend, fände, daß seine Göttin nur schön, nur witzig, nur munter sei, dessen Eitelkeit, durch den Gleichmuth einer Zurückhaltenden beleidigt, sich ihr aufdrängte, sie durch erzwungene und erlogene Seufzer und Thränen, hunderterlei Aufmerksamkeiten des Tages, schmelzende Lieder und Musiken der Nacht, endlich auch eroberte und — auch wieder verließe, wenn sie nur zurückhaltend war; der uns dann all' seine Freuden und Siege und Niederlagen, all' seine Thorheiten und Resipiscenzen, mit dem Muth eines unbezwungenen Herzens vorjauchzte, vorspottete; des Flatterhaften würden wir uns freuen, dem gemeine, einzelne weibliche Vorzüge nicht genugthun. Aber dann, o Genius! daß offenbar werde, nicht Fläche, nicht Weichheit des Herzens sei an seiner Unbestimmtheit Schuld, laß ihn ein Mädchen finden, seiner werth." — Auch das Bild dieses Mädchens entwirft er uns, und Lotte hat unverkennbar ihre Züge dazu geliehen. „Wenn ihn heiligere Gefühle aus dem Geschwirre der Gesellschaft in die Einsamkeit leiten, laß ihn auf seiner Wallfahrt ein Mädchen entdecken, deren Seele ganz Güte, zugleich mit einer Gestalt ganz Anmuth, sich im stillen Familienkreise häuslich thätiger Liebe glücklich entfaltet hat; die, Liebling, Freundin, Beistand ihrer Mutter, die zweite Mutter ihres Hauses ist, deren stets liebwirkende Seele jedes Herz unwiderstehlich an sich reißt, zu der Dichter und Weise willig in die Schule gingen, mit Entzücken schauten eingeborne Tugend mit eingebornem Wohlstand und Grazie." — Wenn jener Jüngling ein solches Mädchen gefunden, so verspricht er: Wahrheit werde in seinen Liedern sein und lebendige Schönheit, nicht bunte Seifenblasenideale, wie sie in hundert deutschen Gesängen herumwallten.

In religiös-moralischen Fragen tritt Goethe als Kritiker einer-

seits den fanatisch-rigorösen Orthodoxen, wie Haller, mit Ernst entgegen und behauptet, daß allzu strenge und über die Grenzen gedehnte Religionsmoral Feinde der Religion mache. Tausende gebe es, die Christum als ihren Freund geliebt haben würden, wenn man ihn als einen Freund, und nicht als einen mürrischen Tyrannen ihnen vorgemalt hätte, der immer bereit ist, mit dem Donner zuzuschlagen, wo sich nicht die höchste Vollkommenheit findet. Durch Voltaire, Hume, Helvetius, Rousseau und ihre Schule sei der Moralität und der Religion nicht so viel Schaden zugefügt worden, als durch den strengen, kranken Pascal und seine Schule. Andererseits schlägt er mit noch größerem Ingrimm auf die modernen Reformatoren, wie Bahrdt, los, die auf einmal die Welt von dem Ueberreste des Sauerteiges säubern und ihrem Zeitalter die mathematische Linie zwischen nöthigem und unnöthigem Glauben vorzeichnen wollen, welche die Bilder der morgenländischen Dichtkunst mit einer homiletischen Sündfluth ersäufen, und in jedem abgerissenen und zerhauenen Gliede dieses Torso Bestandtheile deutscher Universitätsbegriffe des achtzehnten Jahrhunderts aufdecken.

Ueber die in jenen Tagen oft wiederholte Klage, daß wir ohne Vaterland und keines Patriotismus fähig seien, spricht sich Goethe in folgender Weise aus: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitzthümern zu ruhen; ein Feld, uns zu nähren; ein Haus, uns zu decken: haben wir da nicht Vaterland? und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat? und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können, noch mögen, die bei gewissen Völkern, nur zu gewissen Zeitpuncten, das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott, wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen; kein Bett, d'rin zu liegen!" Man sieht, auch hier ist es der Drang nach Wahrheit der Empfindung, warum er das Vaterlandsgefühl aus seinen einfachsten und natürlichsten Quellen hergeleitet wissen will.

Durch die Conferenzen über die Zeitschrift, worin Goethe diese Ansichten und Maximen niedergelegt hat, war er sehr bald mit

Höpfner in ein näheres Verhältniß getreten. Er unterhielt sich mit ihm, wenn sie allein waren, über juristische Gegenstände, und fand, weil er besser im Gespräch als durch den zusammenhängenden Kathedervortrag lernte, über manche Zweifel und Bedenken eine sehr befriedigende Aufklärung. Dieß erregte in ihm den Wunsch, auf längere Zeit bei Höpfner in Gießen zu verweilen, wobei er, neben dem Gewinn eines angemessenen Unterrichtes, die erfreuliche Aussicht im Auge hatte, länger in Lotte's Nähe bleiben zu dürfen. Allein das Vorhaben scheiterte an den dringenden Gegenvorstellungen seiner Freunde Schlosser und Merck. Ersterer vertraute Goethe'n, daß er sich mit seiner Schwester Cornelia verlobt habe und nach einer Anstellung umsehe, um sich mit ihr zu verbinden. Für die nächste Zukunft aber wünschte er sehnlichst Goethe's Rückkehr nach Hause, um durch seine Vermittelung freiern Zutritt bei der Braut zu haben, und nahm ihm daher bei seinem baldigen Abschiede von Gießen das Versprechen ab, in Kurzem nach Frankfurt zu folgen. Wie Schlosser durch die Liebe, so wurde Merck durch den Haß von Gießen fortgetrieben. Seine Abneigung gegen das rohe Studentenwesen machte ihm einen längern Aufenthalt in der Universitätsstadt unerträglich, und er ließ Goethe'n keine Ruhe, bis dieser mit ihm den Weg nach Wetzlar einschlug.

Der feurig Liebende konnte kaum die Stunde erwarten, wo er Merck bei Lotte'n einführte *), aber wie fand er sich in seiner Hoffnung getäuscht! Merck schien keineswegs seine Begeisterung zu theilen, sondern gab der „Junonischen Gestalt einer ihrer Freundinnen" den Vorzug. Er schalt Goethe'n, daß er sich nicht um diese prächtige Gestalt bemüht habe, zumal, da sie nicht, wie Lotte, schon

*) Nach Wahrheit und Dichtung scheint dieß zu Wetzlar geschehen zu sein. Dagegen zeigt der oben in der zweiten Anmerkung zu S. 42 erwähnte Brief von Merck, daß es in Gießen stattfand. Merck schreibt von dort an seine Gattin: „Dans ce moment je reviens de Mr. Pfaff, où j'ai trouvé aussi l'amie de Goethe de Wetzlar, cette fille, dont il parle avec tant d'enthousiasme dans toutes ses lettres. Elle mérite réellement tout ce qu'il pourra dire de bien sur son compte. Nous passerons la soirée avec elle, et demain nous partirons ensemble à Wetzlar."

durch ein Verhältniß gebunden sei. Wir möchten Merck dieses Benehmens wegen nicht mit Goethe als einen Mephistopheles betrachten, der überall, wo er hintritt, keinen Segen mitbringt; vielmehr war es ein edler Freundesdienst, daß er durch sein Zureden in Goethe den Entschluß beschleunigte, Wetzlar zu verlassen. Er mochte sich bald überzeugt haben, daß es noch Zeit, aber auch hohe Zeit war, jene Verwickelungen zu lösen, wenn nicht sein Freund in ein unabsehbares Irrsal gerathen sollte *). Gesteht dieser doch selbst, daß auch das Verhältniß zu Lotte durch Gewohnheit und Nachsicht leidenschaftlicher als billig von seiner Seite geworden war, wogegen sie und ihr Bräutigam sich in dem schönsten, liebenswürdigsten Maße gehalten hatten. Goethe konnte auch bei ruhiger Betrachtung nicht umhin, dem Rathe seines Freundes beizupflichten. Es war vorauszusehen, daß Kestner bald eine Anstellung erhalten und dann sogleich sich mit Lotte verbinden würde, wie er sie denn auch, wenige Zeit nachher, nachdem er Archivsecretair zu Hannover geworden war, heimgeführt hat. So trennte sich denn Goethe von Lotte, zwar nicht ohne Schmerz, aber nicht mit Werther's Krankhaftigkeit, nicht mit Zwiespalt und Reue. Hatte sich in der Sesenheimer Idylle seine Poesie mit der Wirklichkeit verwickelt, so daß sein Gemüth nach der Trennung von der Geliebten schmerzlich fortkrankte, so lös'te sich, wie Schöll treffend sagt, „bei dem Roman von Wetzlar in der auf sich zurückgetriebenen Leidenschaft die Poesie von der Wirklichkeit ab, nahm das Peinliche und Gefährliche der letztern hinüber in ihre freie, erschöpfende Selbstthätigkeit und ließ dem wirklichen Verhältnisse Frieden, dem persönlichen Gefühle Lauterkeit und Gleichgewicht."

Seitdem ich zuerst die vorliegende Biographie Goethe's der Oeffentlichkeit übergab, hat sich über diese bedeutende Epoche seines Lebens, wie über das ganze Verhältniß zu Kestner und Lotte, durch die schon erwähnte Schrift „Goethe und Werther", herausgeg. von

*) Das in der vorigen Anmerkung citirte Urtheil Merck's über Lotte zeigt, wie der Herausgeber des Briefes richtig bemerkt, „daß Merck nicht aus Geringschätzung gegen Lotte, sondern aus praktischem Sinne und Liebe zu seinem Freunde, diesen aus seinem Zeit vertändelnden Verhältnisse riß."

A. Kestner, ein helleres Licht verbreitet. Der 11. September 1772 war der Tag, wo er den schweren, aber schönen Entschluß der Trennung ausführte. Ueber den Vorabend desselben ist uns folgendes Blatt aus Kestner's Tagebuch erhalten: „Mittags aß Dr. Goethe bei mir im Garten; ich wußte nicht, daß es das letzte Mal war .... Abends kam Dr. Goethe nach dem deutschen Hause. Er, Lottchen und ich hatten ein merkwürdiges Gespräch von dem Zustande nach diesem Leben, vom Weggehen und Wiederkommen ꝛc., welches nicht er, sondern Lottchen anfing. Wir machten miteinander aus, wer zuerst von uns stürbe, sollte, wenn er könnte, dem Lebenden Nachricht von dem Zustande jenes Lebens geben. Goethe wurde ganz niedergeschlagen, denn er wußte, daß er am andern Morgen weggehen würde.“ Vergleichen wir nun Werther's Leiden, so zeigt sich, daß der 10. September gleichfalls das Datum des Briefes ist, der am Ende des ersten Buchs den Vorabend der Trennung darstellt; und wir begreifen nun, warum dort aus jedem Worte die Wärme einer wirklich empfundenen Freundschaft und die Gluth einer wirklich empfundenen Liebe spricht; „denn es war,“ wie A. Kestner sagt, „der von dem Dichter selbst erlebte, entscheidende Moment, den im Gemälde seiner Liebe zu verewigen, ihm so sehr am Herzen lag, daß er selbst das Datum dieses in seinem Jugendleben entscheidenden Tages heilig gehalten hat.“

Als er am Vorabend der Abreise spät allein auf seinem Zimmer war, schrieb er in leidenschaftlicher Aufregung an Kestner: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen; er ist fort! Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel. Ich war sehr gefaßt, aber Euer Gespräch hat mich auseinander gerissen. Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als: Leben Sie wohl! Wäre ich einen Augenblick länger geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein, und morgen gehe ich. O, mein armer Kopf!“ — Der Einschluß an Lotte lautete: „Wohl hoff' ich wiederzukommen, aber Gott weiß, wann! Lotte, wie war mir's bei deinem Reden um's Herz, da ich wußte, es ist das letzte Mal, daß ich Sie sehe! Nicht das letzte Mal, und doch gehe ich morgen fort. Fort ist er! Welcher Geist brachte Euch auf den Diskurs! Da ich Alles sagen durfte, was ich fühlte — ach! mir war's um Hienieden zu thun, um Ihre

Hand, die ich zum letzten Mal küßte. Das Zimmer, in das ich nicht wiederkehren werde, und der liebe Vater, der mich zum letzten Mal begleitete! Ich bin nun allein, und darf weinen. Ich lasse Euch glücklich, und gehe nicht aus Euern Herzen. Und sehe Euch wieder, aber nicht morgen ist nimmer! Sagen Sie meinen Buben: Er ist fort. Ich mag nicht weiter." — Am folgenden Morgen fügte er diesen Billetten vor der Absendung noch eines an Lotte bei nebst Bildern, die er den Kindern auszutheilen vergessen hatte, und trat seine Reise früh um sieben Uhr an. Ein Herr von Born begleitete ihn zu Pferde bis gegen Braunfels.

Wohl hatte er Recht: er ging, aber er ging nicht aus ihren Herzen. Lotte'n traten die Thränen beim Lesen seiner Billette in die Augen; doch gestand sie Kestner'n, daß ihr sein Abschied lieb sei, „da sie ihm nicht geben konnte, was er wünschte." Kestner hatte ein plötzliches Scheiden erwartet, und war doch ganz niedergeschlagen; die Kinder im deutschen Hause riefen sich einander betrübt zu: „Doctor Goethe ist fort!"

Ehe wir die ferneren Wege unseres „Wanderers" oder „Pilgers" (wie er sich damals so gerne nannte) weiter verfolgen, fassen wir einen Augenblick in ihm den Dichter in's Auge. Die Gluth der Liebesleiden pflegt aus dem Dichterherzen eine Liederflora hervorzulocken. Sehen wir uns nach den poetischen Documenten von Goethe's jetziger Liebe um, so begegnet uns zwar in etwas späterer Zeit ein hochwichtiges Denkmal derselben: Werther's Leiden; aber kleinerer Poesien finden wir, wie schon angedeutet, nur wenige. Es sind ihrer, nachdem es sich herausgestellt hat, daß die Gedichte „Pilger's Morgenlied" und „Elysium" aus anderweitigen Anläßen entsprungen sind, kaum zwei oder drei zu nennen. Das Gedicht „An Lottchen" *) scheint Goethe etwas später an die Geliebte gerichtet zu haben, nachdem sich auf der Reise durch die Lahn- und Rheingegenden sein Herz weiter zurecht gefunden hatte. Ist unsere Annahme richtig, so ist das Gedicht doppelt interessant, weil es zugleich aus naher Erinnerung den Gemüthszustand schildert, worin Goethe Lotte'n zuerst entgegentrat. Es bestätigt dann, was er in

*) Goethe's Werke I, 61 ff.

Wahrheit und Dichtung sagt, daß ihm damals keine Gegenwart genügte, daß er aber in Lotte eine Vermittlerin mit der Alltagswelt gefunden, ein Herz, welches, des reizbarsten, wärmsten Mitgefühls fähig, bei einem höhern Flug und Adel der Empfindungen, doch dem gewöhnlichen, täglichen Leben mit Liebe zugewandt war, und ihn daher auch mit diesem Leben aussöhnte. Ungefähr ein Jahr nach seinem Abschiede von Wetzlar entstanden die Verse „Das garstige Gesicht" *), die seine für Lotte bestimmte Silhouette begleiten sollten. Endlich müssen wir, außer den oben mitgetheilten Widmungsversen zum deserted village, noch das bereits erörterte Gedicht „der Wanderer" in gewisser Beziehung in den Kreis der aus dem Verhältniß zu Lotte entsprungenen kleinern Poesien zählen. Im Frühjahr 1773 schrieb Goethe an Kestner: „Etwas verdrießt mich. In Wetzlar hatte ich ein Gedicht gemacht, das von Rechts wegen Niemand besser verstehen sollte, als Ihr. Ich möcht' es Euch so gern schicken; habe aber keine Abschrift mehr davon. Boie hat eine durch Mercken, und ich glaube, es wird in den Musenalmanach kommen. Es ist überschrieben der Wandrer, und fängt an: Gott segne dich, junge Frau. Ihr würdet's auch ohne das gleich gekannt haben." In einem Briefe an Kestner vom 15. September 1773 heißt es dann weiter: „Heute früh hab' ich von Falcken einen Brief bekommen mit dem ersten Bogen des Musen-Almanachs. Du wirst auf S. 15 den Wanderer antreffen, den ich Lotten an's Herz binde. Er ist in meinem Garten, an einem der besten Tage gemacht, Lotten ganz im Herzen, und in einer ruhigen Genüglichkeit all' Eure künftige Glückseligkeit vor meiner Seele. Du wirst, wenn du's recht ansiehst, mehr Individualität in dem Dinge finden, als es scheinen sollte; du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertmal bei ihr gefühlt,

---

*) G's. W. II, 235 f. Ich hatte die Beziehung dieses Gedichtes auf Lotte schon längst vermuthet, ehe die Schrift „Goethe und Werther" die Gewißheit, und das Gedicht nebst Silhouette als Fac simile brachte. Düntzer hatte unterdessen mich, nach seiner Weise, darüber zurecht gewiesen, daß ich, „wider Fug und Recht" die Verse auf Lotte deutete, und zuversichtlich behauptet: „die humoristischen Verse können eher an jede andere Freundin gerichtet sein, als an Kestner's Gattin."

erkennen. Aber verrath's keinem Menschen. Darob soll's Euch aber heilig sein, und ich hab' Euch auch immer bei mir, wenn ich was schreibe." Der Leser, der das Gedicht aufmerksam betrachtet, wird das hier von Goethe Gesagte selbst auf das rechte Maß zurückzuführen wissen. Nur der oben in der Erörterung des Gedichtes hervorgehobene Gegensatz des Wanderers und der jungen Frau findet ein Analogon, und selbst dieser nicht einmal vollständig, in Goethe und Lotte. Die Aussöhnung mit der Wirklichkeit, die er Lotte'n verdankte, ist auch hier der Brennpunkt des Ganzen.

Drittes Capitel.

Lahnreise. Artistisch-empfindsamer Congreß bei der Frau von La Roche. Leuchsenring. Pater Brey. Rückkehr nach Frankfurt. Weiteres Verhältniß zu Kestner und Lotte. Ausflüge nach Wetzlar, Friedberg, Homburg, Darmstadt. Frankfurter Freundinnen. Antoinette Gerock. Mariage-Spiel. Kunstinteresse. Advocatur. Lottens Vermählung. Götz von Berlichingen umgearbeitet. Charakteristik des Dramas.

Wir begleiten unsern Freund auf seiner Reise von Wetzlar nach Coblenz weiter, wie er „in Betrachtung der Nähen und Fernen, der bebuschten Felsen, der sonnigen Wipfel, der feuchten Gründe, der thronenden Schlösser und der fernher lockenden blauen Bergreihen schwelgte." Indem er so, mit geübtem Auge die malerischen und übermalerischen Schönheiten der Landschaften schnell entdeckend und unterscheidend, den anmuthigen Fluß entlang wanderte, stieg noch einmal der alte Wunsch in ihm auf, jene wechselnden Bilder in würdiger Darstellung nachahmen zu können. Durch ein in die Lahn geschleudertes Taschenmesser suchte er sich ein Orakel zu verschaffen, ob er von seinen Bemühungen in bildender Kunst abstehen solle oder nicht. Würde ihm das Eintauchen des Messers durch die Weidenbüsche am Ufer verdeckt, so wolle er dieß als ein Zeichen nehmen,

daß er jene Bestrebungen aufgeben solle. Das Orakel fiel zweideutig aus, indem er das Eintauchen nicht bemerkte, aber das dem Sturz entgegenwirkende Wasser deutlich wie eine Fontaine emporspringen sah. Er legte es indeß nicht zu seinen Gunsten aus, und setzte deßhalb in der Folge jene Uebungen unterbrochener und fahrlässiger fort. Auch für den Augenblick ergab er sich, beim Anschauen der schön gelegenen Schlösser und Ortschaften: Weilburg, Limburg, Diez und Nassau ganz seinen Einbildungen und Empfindungen, und gelangte so nach einer angenehmen Wanderung von einigen Tagen nach Ems. Hier genoß er einige Male des sanften Bades und fuhr sodann in einem Kahne flußabwärts dem herrlichen Rheinthale zu.

Zu Ehrenbreitstein ward er von der Familie La Roche freundlich empfangen und bald wie ein Glied derselben angesehen. Mit dem Vater, einem wackern Geschäftsmanne, fühlte er sich durch heitern Weltsinn, mit der zu ihrer Zeit berühmten und beliebten Schriftstellerin durch sein belletristisches und sentimentales Streben, mit den Töchtern durch seine Jugend verbunden. Besonders zog ihn die älteste, Maximiliane, lebhaft an, eine höchst anmuthige, wenn gleich etwas kleine Gestalt, von niedlichem Wuchse, dunkelschwarzen Augen und der reinsten und blühendsten Gesichtsfarbe. Er bekennt, daß es ihm eine angenehme Empfindung gewesen, da sich jetzt eine neue Leidenschaft in ihm zu regen begann, ehe noch die alte verklungen war.

Es währte nicht lange, so fand sich in dem Hause ein neuer Gast zu dem artistisch-empfindsamen Congresse ein, der hier gehalten werden sollte. Leuchsenring kam von Düsseldorf, von der Familie Jacobi, herauf. Wir begegnen hier einem interessanten Manne, von dem Varnhagen von Ense mit Recht sagt *), daß er in einer Gallerie Goethe'scher Personen einen ausgezeichneten Platz ansprechen dürfe. Er stand eine Zeit lang mit Goethe, und noch länger mit seinen Freunden in lebhaftem, und selbst innigem Verkehre. Wenn er auch nicht durch bedeutende Schriften in seine Zeit eingegriffen

*) S. vermischte Schriften von Varnhagen von Ense, I. S. 494 ff. (2. Aufl.), wo sich eine sehr anziehende Lebensskizze dieses Mannes findet, aus welcher Mehreres im Nächstfolgenden entnommen ist.

hat, so wirkte er dafür um so mehr durch persönliche Gegenwart und Briefwechsel. Im Jahre 1746 zu Langenkandel im Elsaß geboren, hatte er im Hause wohlhabender Eltern eine gute Erziehung genossen und sodann auf der Universität seine Studien weniger auf ein bestimmtes Fach, als auf allgemeine historische und literarische Kenntnisse gerichtet. Er vereinigte gründliche Gelehrsamkeit mit Weltgewandtheit und wußte sehr gut zu sprechen; auch an Kunde fremder Sprachen fehlte es ihm nicht, und das Französische besonders handhabte er mündlich und schriftlich mit vollkommener Geläufigkeit*). Durch einen Verwandten in Darmstadt ward er mit dem dortigen Hofe bekannt und ging 1769 als Hessen-Darmstädtischer Rath mit dem Erbprinzen zur Universität nach Leyden, wo er Fr. H. Jacobi's Bekanntschaft machte, und von da nach Paris und in die Schweiz. Auf diesen Reisen knüpfte er viele Bekanntschaften an und erwarb sich manche Freunde, Bewunderer und Gönner. Er führte eine Anzahl von Schatullen mit sich, worin sich Correspondenzen interessanter Personen befanden, unter anderen die der geistreichen Julie Bondelli, deren Briefwechsel mit Rousseau ihrem Namen ein dauerndes Denkmal sichert. Auszüge aus diesen Correspondenzen theilte jetzt Leuchsenring dem bei der Frau von La Roche versammelten Kreise mit, zum Aerger des Hausherrn, der sich gewöhnlich der Gesellschaft entzog, wenn die Schatullen eröffnet wurden. Goethe dagegen wohnte den Vorlesungen gerne bei, weil er durch sie mit der Breite der moralischen Welt mehr bekannt ward und in das Innere mancher kurz vergangenen Begebenheit blickte.

In dieß vergnügliche Zusammenleben kam ein störendes Ingrediens, als auch Merck mit seiner Familie eintraf. Er hatte kaum eine Zeit lang jene Briefwechsel mit angehört, als er über die darin besprochenen Verhältnisse, wie über die Personen, manchen satirischen Einfall laut werden ließ. Im Stillen machte er aber Goethe'n in Leuchsenring auf eine Gattung von Menschen aufmerksam, die, ohne sonderliche Talente, durch ausgebreitete persönliche Bekanntschaften, durch ein geschicktes Einmischen, Theilnehmen und Vermitteln eine gewisse Geltung und Bedeutung zu erborgen wissen. Die Abneigung

*) Ebendaselbst S. 500.

Merck's gegen Leuchsenring leitet Varnhagen aus einer zweifachen Quelle ab: „Erstlich war es die scharfe Entgegensetzung beider Naturen, von denen die eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Thätigkeit müßig war, die andere hingegen kalt und streng, schroff und höhnisch, auf Wirklichkeit gerichtet, und in aller Muße immerfort thätig. Sodann aber trennte auch ihre Aehnlichkeit beide Männer ganz entschieden; denn eigentlich war Merck, ungeachtet der stärksten Entgegensetzung in Stoff und Richtung, doch in vielen wesentlichen Bezügen nur auch eine Art Leuchsenring, von unruhiger Thätigkeit, überall eingreifend, wirksam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach und eine feste Stellung zu finden, in der seine Kenntnisse und Gaben ihre gesammelte Kraft auf ein namhaftes Ziel hätten richten können. In Leuchsenring mußte ihm ein gespenstisches Abbild seiner selbst erscheinen, und weil er dieß in der ihm am meisten entgegengesetzten Weise, in sentimentalen und gesellig-eiteln Täuschungen, auftreten sah, so mußte es ihn bis zum Abscheu anwidern."

Aus diesem, vielleicht auch mit Neid vermischten Widerwillen, den Merck unserm Dichter bald eingeimpft hatte, würde sich dann weiter der herbe Ausfall Goethe's auf Leuchsenring in dem satirischen Fastnachtspiel Pater Brey erklären, der durch des Letztern Persönlichkeit nicht hinreichend gerechtfertigt scheint. Wir wollen diese Production, des Zusammenhanges wegen, hier schon besprechen, wenn sie gleich erst, wie sich unten zeigen wird, im folgenden Jahre entstanden sein kann. Die ganze Form des Stückes, der Vers, die Sprache, sowie die Anlage erinnert sogleich an Hans Sachs, und überhaupt an das altdeutsche Schauspiel. Gutzkow bestreitet nun zwar, daß unser Dichter bei seinem Puppenspiele und den satirischen Kleinigkeiten Hans Sachs und dessen Weise zum Vorbild gehabt habe; er behauptet, Goethe sei erst später mit dem alten Meistersänger bekannt geworden, und sieht in der kecken, lakonischen, volksthümlichen Sprache seiner Puppenspiele etwas Angeborenes und Anerzogenes. Ohne Zweifel hat die heimische Ausdrucksweise, die Naivetät des oberdeutschen Dialekts, der sich gern in kernhaften, derben Wendungen bewegt, und dann oft, „statt vieles Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf trifft," ohne Zweifel

hat diese sprachliche Atmosphäre, worin er heranwuchs, und besonders die jene Eigenthümlichkeiten concentrirende Sprechweise seiner Mutter den entschiedensten Einfluß auf Goethe's frühern poetischen Styl gehabt. Allein aus den Puppenspielen und Fastnachtstücken blickt Hans Sachsen's Einfluß zu deutlich hervor, und daraus, daß Goethe dieses Dichters etwas später in Wahrheit und Dichtung erwähnt, folgt nicht, daß er damals zuerst seine Bekanntschaft gemacht.

Den nähern Anlaß zum Pater Brey erhielt Goethe durch gewisse Vorfälle zu Darmstadt im Frühjahre 1773, worüber uns K. Wagner in seinen Nachträgen zu den Briefen an Merck das Besondere mitgetheilt hat. Nach ihm fand Leuchsenring bei der Rückkehr von Leyden eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme in dem Hause des Geh. Raths von Hesse in Darmstadt und lernte dort Herder's Braut, Caroline Flachsland, kennen. „Leuchsenring," fügt Wagner hinzu, „war ein redlicher Mann, hatte aber eine unselige Neigung, den Damen in gutem Sinne den Hof zu machen und sie durch Vorlesen und Unterhaltungen zu bilden und zu veredeln." Dieß scheint er nun besonders bei Fräulein Flachsland versucht zu haben, und daß er dabei nicht ohne Egoismus verfahren, wenigstens ihre Neigung von dem entfernten Herder abzulenken gesucht habe, verräth eine Stelle in ihren „Erinnerungen aus Herder's Leben." Indem sie von der Zeit ihrer Vermählung mit Herder (den 2. Mai 1773) spricht, knüpft sie die Reflexion an: „Es scheint oft, als ob zwischen dem Genusse einer vorbereiteten, lang ersehnten, glücklichen Stunde sich Dämonen hineindrängten, um das ersehnte Glück zu vermindern. So erging es uns einigermaßen mit einigen unserer gemeinschaftlichen Freunde, besonders mit Leuchsenring. Sie konnten's nicht begreifen, warum er mich nicht früher nach Bückeburg geholt hatte, und tadelten mehr oder minder seinen Charakter, noch ehe er selbst kam." Hierdurch scheint sich zu bestätigen, was Wagner versichert, daß unter der Maske des Paters Leuchsenring, unter der des Würzkrämers Merck stecke, daß Balandrino Herdern, und Leonore dessen Braut vorstelle. Goethe hat diese bestimmten, individuellen Bezüge des Stückes nur leise angedeutet, was einmal aus seiner Abneigung gegen persönliche Polemik, dann aber auch viel-

leicht aus dem dunkeln Gefühle von der Unbilligkeit dieser Charakterzeichnung sich erklärt.

Ist nun auch zum Genusse solcher Dichtungen, eben weil sie sich aus ihren Beziehungen auf eine bestimmte Wirklichkeit herausgelös't haben, die Kenntniß ihrer eigentlichen Veranlassung keineswegs nöthig, so gibt diese doch jenen Stücken noch einen besondern Reiz und rückt namentlich manches Einzelne in ein Licht, worin es pikanter, nachdrucksvoller, bedeutender erscheint. So freut es uns, hier unter der Maske eines Gewürzkrämers den ironischen, witzigen, scharfzüngigen Merck zu finden. Die Abneigung gegen das dürre Systematisiren, gegen das „Einrichten nach dem Alphabet", welche der Würzkrämer zeigt, war ein Grundzug in Merck's Geiste. „Er war in Allem Eklektiker," sagt Wagner im Vorwort zu den Briefen an Merck, „und darum auch mehr verneinend und zerstörend, als vorschreibend und aufbauend. Keine feststehenden, überall giltigen Normen anerkennend, wollte er das in jeden Menschen niedergelegte Schönheitsgefühl in Kunst und Literatur individuell und mannigfaltig, nicht stereotyp ausgebildet wissen." Und wie hier der Würzkrämer mit scharfem Blicke das Treiben des Pfaffen im Nachbarhause durchschaut, so konnte, nach Wieland's Ausdrucke*), „vor Merck's verwünschter Scharfsinnigkeit kein Nebel schützen, keine Täuschung bestehen." Daß Herder zu einem Hauptmanne unter den Dragonern gemacht ist, entspricht seinem frischen und kühnen reformatorischen Auftreten in der literarischen Welt. Ebenso stimmt die ganze Zeichnung des Paters mit dem, was über Leuchsenring berichtet wird, wenn auch nur wie ein Zerrbild mit dem Urbilde, zusammen. Auf sein unstetes Leben, sein Umherschweifen von Ort zu Ort, von Familie zu Familie, auf sein Geschick, sich überall einzuschmeicheln und einzunisten, deuten die Worte Balandrino's:

> Ich habe so viel Gut's vernommen
> Von Vielen, die da- und dorther kommen,
> Wie Sie überall haben genug
> Der Menschen Gunst und guten Geruch u. s. w.

---

*) Briefe an Merck, S. 340.

In köstlicher Weise veranschaulicht das Stück Leuchsenring's Bemühen, sich die Neigung der Frauen zu erschleichen, indem er es nur auf Bildung ihres Geistes und Herzens abgesehen zu haben scheint *). Auf sein weichlich-süßliches, frömmelndes Wesen ist schon durch den Namen Pater Brey hingedeutet. Dann erscheint er ferner als Repräsentant einer Menschenclasse, die da „Berg und Thal vergleichen, alles Rauhe mit Kalk und Gyps bestreichen will", als Vertreter jener egoistischen Gleichmacher, die, wie Vilmar sagt, in Alles sich mengen und Alles vermitteln wollen, ohne eine Ahnung von dem wahren Wesen der Dinge, ihrer innern Einheit oder ihres Widerspruchs zu besitzen, — eine Figur, die noch spät in dem Mittler der Wahlverwandtschaften, unter etwas verändertem Gesichtspunkte, wiederkehrt.

Die Opposition gegen Leuchsenring's Wesen und Treiben, die sich in dem Stücke ausspricht, kam jedoch in dem bei Frau von La Roche versammelten Zirkel noch nicht zum Ausbruche; denn Merck gab eben zur rechten Zeit das Signal zum Abschiede, so daß sich die Gesellschaft in gutem Vernehmen trennte; Goethe fuhr mit ihm und den Seinigen in einer rückkehrenden Yacht langsam den Rhein aufwärts nach Mainz, und prägte sich, trotz jenes ungünstig scheinenden Orakels, durch fleißiges Zeichnen die herrlichen Rheinufer tiefer ein.

Bei der Ankunft in Frankfurt brachte er, wie früher bei der Rückkehr von Leipzig und von Straßburg, die Schmerzen einer frischen Liebeswunde mit, und Cornelia, die Vertraute seines Herzens, hatte wieder vollauf zu thun, ihn zu trösten und zu beschwichtigen. Er suchte sich durch einen lebhaften Briefwechsel mit dem geliebten „Deutschen Hause" in Wetzlar in steter Verbindung zu erhalten; und Kestner, den Schmerz des Freundes ehrend, ließ sich, ungeachtet gehäufter Amtsgeschäfte, die Correspondenz eifrigst angelegen sein, während Lotte, die zum Schreiben keine Zeit hatte, oder auch vielleicht geflissentlich aus begreiflichen Rücksichten sich des Schreibens enthielt, ihm durch Kestner erbetene Gedächtnißgaben zukommen ließ. Blieben diese eine Zeit lang aus, so bat er drin-

*) Vgl. F. H. Jacobi's auserles. Briefwechsel. I. 401 f.

gend um neue, um irgend „ein sinnliches Zeichen", — so drückt er sich selbst in einem Briefe aus, „wodurch die geistlichen unsichtbaren Gnadengüter u. s. w., wie's im Katechismus klingt." Noch im Laufe des Septembers (den 22.) hatte er die Freude, Kestner in Begleitung des Herrn von Hardenberg, des nachmaligen preußischen Staatskanzlers, damals Kammerraths in Hannover, und zweier andern Freunde aus Wetzlar, bei sich in Frankfurt zu sehen und in sein älterliches Haus einzuführen. Aber auch seine geliebte Lotte sollte er bald wiedersehen. Anfangs November begleitete er Schlosser, der Geschäfte halber nach Wetzlar mußte, und verweilte mit diesem dort vom 6. bis zum 10. November. Wie tief sein Gemüth noch immer erregt war, läßt ein Brief, den er am 10. November aus Friedberg an Kestner schrieb, deutlich genug erkennen. „Ich bin der Rechte!" heißt es darin. „Ausgeschickt auf eine Local=Commission, phantasire ich über's Vergangene und Zukünftige. Gestern Abend war ich noch bei Euch, und jetzt sitz' ich im leidigen Friedberg und harre auf einen Steindecker, mit dem ich die Reparatur meines verwünschten Schlosses berathen will. Der Weg hierher ward mir sehr kurz, wie Ihr denken könnt; und wie ich heut vom Kronprinzen hinauffuhr, und ich die Deutschhaus=Mauern sah und den Weg, den ich so hundertmal (gemacht), und dann rechts in die Schmidtgasse lenkte — — ich wollte, ich hätte gestern Abend förmlich Abschied genommen; es war eben so viel, und ich kam um einen Kuß zu kurz, den sie mir nicht hätte versagen können. Fast wäre ich heute früh noch hingegangen; S. (Schlosser) hielt mich ab, dafür spiel' ich ihm nächstens einen Streich; denn ich will doch nicht allein leiden. Gewiß, Kestner, es war Zeit, daß ich ging. Gestern Abend hatt' ich recht hängerliche und hangenswerthe Gedanken auf dem Canapee — . . . . Und wenn ich wieder denke, wie ich von Wetzlar zurückkomme, so ganz über meine Hoffnung liebempfangen worden zu sein, bin ich viel ruhig. Ich gesteh's Ihnen, es war mir halb angst; denn das Unglück ist mir schon oft wiederfahren. Ich kam mit ganzem, vollem, warmem Herzen; lieber Kestner, da ist's ein Höllenschmerz, wenn man nicht empfangen wird, wie man kommt. Aber so — Gott gebe Euch ein ganzes Leben, wie mir die paar Tage waren!" Zwischen und nach diesen Besuchen wanderten

Gaben der Liebe und Freundschaft von Frankfurt nach Wetzlar und umgekehrt. Goethe schickte Exemplare der Frankfurter gelehrten Anzeigen, des Büchleins von deutscher Baukunst, Kleiderzeug für Lotte, Bilder für die geliebten Buben in des Amtmanns Hause, Zeug zu Wams und Pumphosen u. dgl. In den begleitenden Briefen spricht sich überall die Fortdauer der wärmsten Zuneigung für Lotte aus. Sie beglückte ihn schon Anfangs October durch Uebersendung der blüthenfarbenen Busenschleife, die sie am 9. Juni trug, als er im Wagen zuerst ihre Bekanntschaft machte. Im November erhielt er von Kestner eine höchst wichtige Manuscript-Sendung, die „Nachrichten über den Tod Jerusalems", auf die wir später zurückkommen werden.

Bei der tiefen Bewegung, in die ihn namentlich die letztgenannte Sendung versetzen mußte, gereichte es zu seiner Beschwichtigung, daß er um die Zeit des Empfangs derselben mehrere Wochen hindurch zu Darmstadt an der Seite des nüchtern verständigen Merck verweilte. Von Friedberg war er nach Homburg gereis't, und hatte dort, wie er an Kestner schrieb, „das Leben wieder lieb gewonnen, da das Erscheinen solch eines Elenden so trefflichen Geschöpfen (wie Fräulein von Ziegler und von Roussillon) Freude machen könne." Dann begab er sich, nach einer kurzen Rast in Frankfurt, Mitte November nach Darmstadt, und blieb dort bis gegen den 10. December. „Es hat mir viel Wohl durch meine Glieder gegossen der Aufenthalt hier," schrieb er den 6. December an Kestner, „doch wird's im Ganzen nicht besser werden. Fiat voluntas!« Indeß scheint es, nach dem heitern Sinne, den die folgenden Briefe an Kestner athmen, dennoch besser geworden zu sein; und hierzu möchten besonders der Verkehr mit einigen ihm befreundeten Mädchen und fleißiges Ueben im Zeichnen das Ihrige beigetragen haben.

Zu Goethe's damaligen Freundinnen in Frankfurt gehörten vor Allen ein paar Töchter des für sehr reich geltenden Kaufmanns Gerock, der ein schönes Haus auf dem Markt bewohnte, entfernte Verwandte des Schlosser'schen Hauses. Eine derselben, Antoinette, hing von früher Jugend auf leidenschaftlich an Goethe, und soll Anlaß zum Bilde der Mignon im Wilhelm Meister gegeben haben. In welchem Verhältnisse Goethe zu den Mädchen stand, cha-

rakterisirt sich schon durch eine einfache Notiz aus Kestner's Tagebuch, der über seinen Besuch bei Goethe unter dem 22. September bemerkt: „Wir (Goethe und Kestner, Schlosser und Merck) gingen auf den Römer, wo die Mercken nebst der Demoiselle Goethe auch war. Wir gingen vor's Thor, auf dem Walle ꝛc. spazieren. Unvermuthet begegnet uns ein Frauenzimmer. Wie sie den Goethe sah, leuchtete ihr die Freude aus dem Gesicht; plötzlich lief sie auf ihn zu, und in seine Arme. Sie küßten sich herzlich; es war die Schwester der Antoinette." So berichtet Goethe selbst (gegen Ende Januar 1773) an Kestner, er habe gestern Abend einige Freundinnen auf den Ball geputzt, obgleich er selbst nicht mitgegangen sei, und habe einer aus der Fülle ihres Reichthums eine prächtige Aigrette von Juwelen und Federn zusammengestutzt; dann habe er mit Antoinetten und einer andern Freundinn einen Nachtspaziergang auf der Brücke gemacht, und ihnen nach der Rückkehr in's Haus den Homer, die jetzige Lieblingslektüre, übersetzt. Es läßt sich denken, daß ein so freies Benehmen bei den guten Reichsstädtern mannigfachen Anlaß zu Gerede bieten mußte.

Goethe erwähnt in Wahrheit und Dichtung dergleichen „Anomalien des Betragens" erst an einer spätern Stelle, und gedenkt dort auch einer besondern „Licenz", die, wenn nicht zum Stadt-, doch zum Familienmärchen geworden sei. Jene Gesellschaft von jungen Männern und Frauenzimmern, womit er kurz vor seiner Abreise nach Leipzig viel umging, und welche eigentlich seiner Schwester Cornelia ihre Consistenz verdankte, pflegte sich noch immer einen Abend in der Woche zu versammeln. Auch der Timonische Humorist, den wir dort kennen gelernt, war nach mancherlei Schicksalen gescheidter und verkehrter zurückgewandert und spielte abermals den Gesetzgeber des kleinen Staats. Er hatte sich jetzt den Scherz ausgedacht, daß die Gesellschaft alle acht Tage auf's Neue losen sollte, um Ehepaare zu bestimmen. Es sei jetzt, bei zunehmenden Jahren, meinte er, vor Allem nöthig, daß die Mitglieder lernten, wie sie sich als Gatte und Gattin in Gesellschaft zu benehmen hätten. Indem nun das Loos durch manche barocke Paarungen zu großem Spaß und Lachen Anlaß gab, fügte es sich wunderlich genug, daß es Goethe'n gleich von Anfang zweimal dasselbe Frauenzimmer zu-

theilte. Er schildert sie als „ein sehr gutes Wesen, gerade von der Art, die man sich gern als Frau denken mag. Ihre Gestalt war schön und regelmäßig, ihr Gesicht angenehm, und in ihrem Betragen waltete eine Ruhe, die von der Gesundheit ihres Körpers und ihres Geistes zeugte. Sie war sich zu allen Tagen und Stunden völlig gleich. Ihre häusliche Thätigkeit wurde höchlich gerühmt. Ohne daß sie gesprächig gewesen wäre, konnte man an ihren Aeußerungen einen geraden Verstand und eine natürliche Bildung erkennen." Als nun aber das Loos sie und Goethe'n gar zum drittenmal zusammenbrachte, erklärte der neckische Gesetzgeber feierlichst, der Himmel habe gesprochen und das Paar müsse nunmehr bei einander bleiben. Sie ließen es sich beiderseits gern gefallen und fügten sich nicht bloß für den Gesellschaftsabend vortrefflich in die offenbaren Ehestandspflichten, sondern auch in der Zwischenzeit, wenn sie sich begegneten, redeten sie einander ohne Weiteres mit dem gemüthlichen Du an; ja, Goethe bekennt, sie sei ihm allmählig so werth geworden, daß er sich wohl gelegentlich, wenn ein Priester zugegen gewesen wäre, mit ihr hätte zusammengeben lassen.

Nach der Stelle, wo er von diesem „wunderlichen Mariage-Spiel" in Wahrheit und Dichtung spricht, sollte man geneigt sein, es in eine spätere Zeit zu versetzen. Da es aber, wie er selbst berichtet, den Anstoß zum Clavigo gegeben, der, nach einem Briefe an Schönborn, bereits vor dem Juni 1774 gedichtet war, so habe ich schon in der frühern Auflage dieser Schrift es spätestens dem im nächsten Capitel behandelten Zeitraume vom Frühlinge 1773 bis zum Juni 1774 zutheilen zu müssen geglaubt. Nun ergibt sich aber neuerdings aus Goethe's Briefen an Kestner, daß wenigstens die ersten Anfänge dieses Verhältnisses einer noch frühern Zeit angehören. Schon gegen Ende Januar 1773 schrieb er an Kestner: „Lotten sagt: ein gewisses Mädchen hier, das ich von Herzen lieb habe, und das ich, wenn ich zu heirathen hätte, gewiß vor allen andern griffe, ist auch den 11. Januar (wie Lotte) geboren. Wäre wohl hübsch, so zwei Paare*)! Wer weiß, was Gottes Wille ist?"

*) Man erinnere sich, daß auch Kestner's und Goethe's Geburtstage zusammentrafen.

In einem Briefe aus der ersten Hälfte des Februar heißt es dann weiter: „Das Mädchen grüßt Lotten . . . Hätten wir einander so lieb, wie Ihr zwei — ich heiße sie indessen mein liebes Weibchen; denn neulich, als sie in einer Gesellschaft um uns Junggesellen würfelten, fiel ich ihr zu. Sie sollte 17 abwerfen, hatte schon den Muth aufgegeben, und warf glücklich alle 6."

Durch die erste der eben angeführten Briefstellen sehen wir das dritte von Düntzer's „Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit", worin er mit so großer Zuversicht einen neuen Namen „Anna Sibylla Münch" in die Goethe-Literatur eingeführt hat, sich in Nebel auflösen. Vermißte man schon früher jeden triftigen Beweis, daß die von Goethe als „die Mäßige, Liebe, Verständige, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose" charakterisirte Halbgeliebte und Anna Sibylla Münch eine und dieselbe Person seien, so zeigt sich jetzt vollends die gänzliche Unrichtigkeit dieser Annahme, da jene, wie Lotte, am 11. Januar ihren Geburtstag feierte, diese aber am 3. Juli 1758 geboren war. Dann ergibt sich ferner aus der zweiten der oben citirten Briefstellen, daß Düntzer in dem erwähnten Frauenbilde auch sonst, indem er von Goethe's eigener Darstellung auf's Willkürlichste abwich, den wahren Sachverhalt gänzlich entstellt hat. Goethe berichtet in seiner Selbstbiographie von Lustparthien, die er im Sommer 1765 in zahlreicher Gesellschaft jüngerer Freunde unternommen *), und von dem humoristischen Menschenverächter, der eine Hauptrolle dabei gespielt habe. Bei einem jener Ausflüge sei dieser mit dem Vorschlage einer Paarungslotterie hervorgetreten. Aus einem Beutel, worin sich die Namen der Herrn befanden, sollten die Damen sich ihr Loos ziehen, wen sie bis zur nächsten Versammlung als ihren begünstigten Diener anzuerkennen hätten, ein Lotteriespiel, welches so viel Beifall fand, daß es bei der nächsten Versammlung für den ganzen Sommer 1765 festgesetzt ward. Mit Bezugnahme hierauf geschah es, daß derselbe Timonische Humorist, wie wir oben erzählten, später den Vorschlag machte, nunmehr bei zunehmenden Jahren, statt liebender Paare, Ehegatten durch das Loos zu bestimmen. Alles Jenes aber versetzt

*) Vgl. Thl. I, S. 136.

Düntzer aus dem Sommer 1765 in den Sommer 1773, und zwar hauptsächlich aus dem Grunde, weil er in dem humoristischen Freunde den allerdings zu Goethe's Bekannten gehörigen Rath Bernhard Crespel (geb. den 27. März 1747) sieht, dieser aber nachweislich erst im August 1765 aus Paris nach einem längeren Aufenthalte daselbst zurückkehrte. Es unterliegt nun aber schon die Behauptung, daß Crespel und jener Humorist identisch seien, vielfachen Bedenken. Schon das Alter von etwa zweiundzwanzig Jahren, das Goethe diesem bei der ersten Erwähnung zutheilt, trifft nicht zu, da Crespel im Sommer 1765 achtzehn, im Sommer 1773 sechsundzwanzig Jahre alt war. Auch räumt Düntzer selbst ein, daß in Crespel's Charakter keine Neigung zur Menschenverachtung gelegen habe, so daß kaum ein anderer Aehnlichkeitspunkt übrig bleibt, als eine gewisse Hinneigung zum Barocken und eine kahle Stelle auf der Mitte des Kopfes, die sich Crespel durch einen unglücklichen Fall zugezogen hatte, was sich dann noch von dem „jungkahlen Haupte" des Goethe'schen Humoristen unterscheidet. Wie dem auch sein mag, so steht das wenigstens fest, daß an eine Verlegung jenes Lotteriespiels der liebenden Paare aus dem Sommer 1765 in den Sommer 1773 nicht gedacht werden darf, indem sogar das spätere „Mariage-Spiel" seinem ersten Ursprunge nach in den Winter 1772 bis 1773 fällt.

Noch mehr, als dieser heitere Umgang mit einem Kreise jüngerer Freundinnen und Freunde mochte die Beschäftigung mit bildender Kunst zur Beruhigung von Goethe's Gemüth gereichen, worin noch immer die leidenschaftlichen Wetzlarer Gefühle nachbebten. Er berichtet selbst in Wahrheit und Dichtung, daß nach der Heimkehr sich sein durch die Natur geschärfter Blick wieder auf die Kunstbeschauung geworfen habe, wozu die Frankfurter Sammlungen reiche Gelegenheit boten. Die Natur in der Kunst zu sehen, war bei ihm eine wahre Leidenschaft geworden, daher er denn vorzüglich sich an die besten Werke der Niederländer hielt. Zugleich suchte er sich aber praktisch zu fördern und malte, unter Nothnagel's Anleitung, einige einfache Stillleben nach dem Wirklichen in Oel, worunter ihm eines, ein Messerstiel von Schildpatt mit Silber, zum Erstau-

nen des Meisters gelang. Indeß blieb er in den meisten Unternehmungen stecken, weil er, nach Dilettantenart, mit dem Schwersten anfing, und nicht die erforderliche Geduld und Ausdauer besaß. Auch ward er wieder durch ein verwandtes Interesse höherer Art abgelenkt. Es fand sich nämlich Gelegenheit, von Italienern, welche die Messe bezogen, einige schöne Gypsabgüsse antiker Köpfe, wie des Laokoon und seiner Söhne, anzukaufen; desgleichen Nachbildungen der bedeutendsten Werke des Alterthums im Kleinen aus der Verlassenschaft eines Sammlers zu erwerben; und so finden wir hier abermals die Keime einer spätern höhern Periode seines Kunstinteresses neben der jetzt in Blüthe stehenden Begeisterung für die niederländische Kunst.

In den Briefen an Kestner *) tritt das Interesse an bildender Kunst wiederholt auf's Lebendigste hervor. „Gestern," schrieb er am Weihnachtmorgen in seiner mit Köpfen nach Raphael ausgezierten Stube, „gestern war ich mit einigen guten Jungen auf dem Lande; unsre Lustbarkeit war sehr laut, und Geschrei und Gelächter von Anfang zu Ende. Das taugt sonst nichts für die kommende Stunde; doch was können die heiligen Götter nicht wenden, wenn's ihnen beliebt! Sie gaben mir einen frohen Abend; ich hatte keinen Wein getrunken, mein Auge war ganz unbefangen über die Natur. Ein schöner Abend, als wir zurückgingen; es ward Nacht. Nun muß ich Dir sagen: das ist immer eine Sympathie für meine Seele, wenn die Sonne lang hinunter ist, und die Nacht von Morgen herauf nach Nord und Süd um sich gegriffen hat, und nur noch ein dämmernder Kreis von Abend heraufleuchtet. Seht, Kestner, wo das Land flach ist, ist's das herrlichste Schauspiel! Ich habe jünger und wärmer Stunden lang so ihr zugesehn hinabdämmern auf meinen Wanderungen. Auf der Brücke hielt ich still. Die düstere Stadt zu beiden Seiten, der stillleuchtende Horizont, der Wiederschein im

---

*) Vgl. Goethe's Brief an Herder vom 5. December: „Ich bin jetzt ganz Zeichner, habe Muth und Glück," und den Brief von Herder's Braut vom 27. November: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen."

Fluß machte einen köstlichen Eindruck in meine Seele, den ich mit beiden Armen umfaßte. Ich lief zu den Gerock's, ließ mir Bleistift geben und Papier, und zeichnete, zu meiner großen Freude, das ganze Bild so dämmernd warm, als es in meiner Seele stand. Sie hatten alle Freude mit mir darüber, empfanden Alles, was ich gemacht hatte, und da war ich's erst gewiß. Ich bot ihnen an, drum zu würfeln; sie schlugen's aus, und wollen, ich soll's Mercken schicken. Nun hängt's hier an meiner Wand, und freut mich heute, wie gestern. Wir hatten einen schönen Abend zusammen, wie Leute, denen das Glück ein großes Geschenk gemacht hat, und ich schlief ein, den Heiligen im Himmel dankend, daß sie uns Kinderfreude zum Christ bescheeren wollen." Nicht lange nachher meldete er, er sei jetzt ganz Zeichner, und besonders glücklich im Portrait, und bald nach der Mitte Januars schrieb er an Kestner: „Ich bin glücklich, ist in mir selbst wohl; denn von außen fehlt mir nie was. Adieu, ihr Lieben, schreibt mir doch oft, Kestner; ich bin sehr Künstler jetzt, und Künstler, wißt Ihr, schreiben nicht gern."

Unter solchen Bestrebungen, die edleren Talente in sich zu entwickeln, versäumte er aber nicht, sich, dem Wunsche seines Vaters gemäß, der Advocatur zu widmen. Sein Oheim Textor, der nach des Großvaters Tode in den Rath gekommen war, und die Gebrüder Schlosser übergaben ihm die kleineren Sachen. Er las und besprach mit dem Vater die Acten und machte dann, unter Beistand eines trefflichen, in den Canzleiförmlichkeiten bewanderten Copisten, die nöthigen Aufsätze mit großer Leichtigkeit. Auch diese Bemühungen waren für seine allgemeinere Bildung nicht verloren, und gewährten ihm fast mehr Gelegenheit, sein schriftstellerisches Talent, als den juristischen Sinn, zu üben. Denn nach der allgemeinen Richtung jener Zeit war auch in das Rechtsgebiet der Humanismus eingedrungen. Verbrechen wurden entschuldigt, Strafen gelindert, Legitimationen erleichtert, Scheidungen und Mißheirathen befördert, Duldsamkeit der Religionsparteien, selbst gegen die Juden, gelehrt und geübt, so daß jetzt die Gegenstände rechtlicher Behandlung, zu großer Genugthuung der jüngeren Juristen, manchmal eine mehr gemüthliche Theilnahme und einen natürlichen, lebhaften Styl verlangten.

Amtsgeschäfte, Kunstbestrebungen und gesellschaftliche Zerstreuungen, Alles war doch beim Herannahen des Frühjahrs 1773 nicht im Stande, ihn vor einem wachsenden Unmuthe zu schützen; denn es näherte sich die Zeit, auf welche Lottens Vermählung und ihre Abreise in die weite Ferne angesetzt war. Er beklagte sich bitter, daß die Verlobten einen Andern mit der Besorgung der Trauringe beauftragt hatten, und übernahm auch gegen ihre Absicht die Bestellung derselben. Den Hochzeittag, den Palmsonntag, hatten sie ihm geflissentlich verheimlicht; er hatte die Vermählung auf den ersten Ostertag erwartet, und schrieb, als er die Nachricht davon erhielt: „Gott segn' Euch, denn Ihr habt mich überrascht! Auf den Charfreitag wollt' ich heilig Grab machen und Lottens Silhouette begraben. So hängt sie noch, und soll denn auch hängen, bis ich sterbe. Lebt wohl! Grüßt mir Euren Engel . . . Ich wandre in Wüsten, da kein Wasser ist, meine Haare sind mir Schatten, und mein Blut mein Brunnen. Und Euer Schiff doch mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen freut mich!" Da die Vermählten von Wetzlar nach Hannover übersiedeln sollten, so knüpfte er mit einem Bruder Lottens, dem Primaner Hans, eine Correspondenz an, und wünschte von ihm auch das Geringfügigste, was sich auf Lotte und ihre Angehörigen bezog, zu erfahren. Aber auch mit Kestner ging der Briefwechsel noch eine Reihe von Jahren hindurch bis gegen dessen im Jahre 1800 erfolgten Tod fort. Goethe's letzter noch vorhandener Brief an ihn ist vom 16. Juli 1798.

Die oben erwähnten Beschäftigungen und Zerstreuungen in dem Wintersemester 1772 bis 1773 nahmen doch nur einen Theil des Tages in Anspruch, so daß ihm noch eine schöne Zeit für poetische Thätigkeit übrig blieb, welche der Vater, durch seine Leistungen in der Advocatur ganz befriedigt, um so eher unverkümmert ließ, als er den reichbegabten Sohn nun bald auch als Schriftsteller glänzen zu sehen wünschte. Goethe widmete seine Muße vorzüglich dem Götz von Berlichingen; namentlich scheint er sich im Februar lebhaft damit beschäftigt zu haben, wo er an Kestner schrieb: „Ich bereite jetzo ein stattlich Stück Arbeit zum Drucke; wenn's fertig ist, komm' ich, es Euch vorzulesen." Schon in Straßburg hatte er sich mit dem Werke de pace imperii publica von Joh. Philipp Datt

bekannt gemacht. Seine Hauptquelle war aber die „Lebens-Beschreibung Herrn Götzens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand, Eines zu Zeiten Kaysers Maximiliani I. und Caroli V. kühnen und tapfern Reichs-Cavaliers. — Mit verschiedenen Anmerkungen erläutert und mit einem vollständigen Indices versehen, zum Druck befördert von Verono Franck von Steigerwald," welcher eine Abhandlung von Wilh. Friedr. Pistorius beigefügt ist: „Historische Nachrichten von dem Ursprung, Art und Beschaffenheit rc. derer in Teutschland ehemals im Schwang gegangenen Fehden und Diffidationen" (Nürnberg, 1731). Nachdem Goethe von der Universität zurückgekehrt war, baute sich der Gegenstand mehr und mehr in seinem Geiste zusammen. Als würdiger Hintergrund zu seiner Dichtung diente der ernste Eindruck, den die Betrachtungen des Straßburger Münsters in ihm zurückgelassen hatten. Was die Form betrifft, so hatte er sich durch fortwährendes Studium der Shakspeare'schen Werke so vollständig von den Fesseln der französischen Dramaturgie befreit und seinen Geist so ausgeweitet, daß ihm der enge Bühnenraum und die kurze einer Vorstellung zugemessene Zeit als allzu beschränkende Rahmen für eine große, bedeutende Handlung erschienen. Wie eifrig er aber auch sich mit Shakespeare beschäftigt hatte, und wie enthusiastisch auch seine Verehrung desselben war, so ist Götz darum doch keine sklavische Nachahmung der Werke des britischen Meisters geworden; er zeugt vielmehr von einer wunderbaren Selbstständigkeit und Originalität, und erinnert an Shakespeare hauptsächlich nur durch die freie Behandlung des Stoffes, die kräftige Objectivität und frische Natürlichkeit und Kühnheit der Darstellung.

Wie Goethe es noch später mit größeren Werken hielt, daß er sie lange bei sich hegte und bis ins Einzelne ausbildete, ehe er nur eine Sylbe davon aufzeichnete, so behauptet er es auch mit seinem Götz gemacht zu haben; ja er hätte, wie er sagt, auch jetzt noch mit dem Niederschreiben gezögert, wenn er nicht von seiner Schwester gedrängt worden wäre, doch endlich Hand anzulegen. So begann er denn eines Morgens zu schreiben, ohne vorher auch nur einen Entwurf aufgesetzt zu haben, und las Abends schon die ersten Scenen der Schwester vor. Durch Beifall und zugleich durch Aeußerungen

des Zweifels an seiner Beharrlichkeit reizte sie ihn zur Fortsetzung; und so hatte er in sechs Wochen die Freude, das ganze Manuscript geheftet zu erblicken. Er theilt es Mercken mit, der es verständig und wohlwollend beurtheilte; er sandte es an Herder, von dem er behauptet, daß er sich unfreundlich und hart geäußert habe. Es hat sich uns zwar nicht das Antwortschreiben Herder's erhalten, worin es geheißen haben muß, daß Shakespeare nachtheilig eingewirkt habe, und Alles nur gedacht sei; indeß wissen wir, daß damals wenigstens Goethe nicht unzufrieden über Herder's Kritik war; denn er schrieb ihm aus Wetzlar (etwa Anfang Juli): „Von Berlichingen ein Wort. Euer Brief war Trostschreiben; ich setzte ihn weiter schon herunter als Ihr. Die Definitio: „„daß Euch Shakespeare ganz verdorben ꝛc."" erkannte ich gleich in ihrer ganzen Stärke; genug, es muß eingeschmolzen werden, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerm Stoff versetzt und umgegossen werden. Dann soll's wieder vor Euch erscheinen. Es ist Alles nur gedacht. Das ärgert mich genug. Emilia Galotti ist auch nur gedacht u. s. w." Daß Herder aber keineswegs die großen Vorzüge des Stückes verkannte, zeigen die Briefe an seine Braut, worin er es „eine wirklich schöne Production" nennt und den Verfasser „des braven Berlichingen" recht sehr von ihm zu grüßen bittet. Im Juni (1772) schrieb er ihr, er werde nächstens Goethe's Berlichingen zurückschicken. „Da wird er ihn wohl Mercken schicken, und dann werden auch Sie einige himmlische Freudenstunden haben, wenn Sie ihn lesen. Es ist ungemein viel deutsche Stärke, Tiefe und Wahrheit drin, obgleich hin und wieder es auch nur gedacht ist." Wie es scheint, hatte Herder in seiner Antwort an Goethe aus pädagogischen Rücksichten sich über das Stück weniger günstig ausgesprochen, als er dachte. Wie dem auch sein mag, Goethe ließ sich glücklicher Weise durch seinen Tadel nicht niederbeugen; er hegte nun, ohne die Lebensbeschreibung seines Helden ganz außer Augen zu setzen, vorherrschend sein eigenes Werk im Sinne, und suchte die Mängel, auf die ihn Herder hingewiesen, oder die er selbst erkannt hatte, möglichst auszulöschen.

Was wir oben von dem ersten Niederschreiben des Götz erzählten, theilt Goethe in seiner Selbstbiographie der Zeit nach dem

Wetzlarer Aufenthalte zu. Wie aber bereits im ersten Capitel dieses Theils unserer Schrift angedeutet worden, war schon gegen Ende des Jahrs 1771 ein Manuscript des Götz an Herder abgesandt worden, desgleichen an Lerse und Salzmann. Goethe schrieb dem Letztern am 3. Februar 1772: „Berlichingen und das Beigeschlossene habe ich erhalten; es freut mich Ihr Beifall." Hiernach müssen wir das, was Goethe von der ersten Aufzeichnung des Drama's und der Einwirkung seiner Schwester auf dieselbe berichtet, in das Spätjahr 1771 zurückversetzen. In die uns jetzt beschäftigende Zeit aber, in den Anfang des Jahrs 1773, gehört ohne Zweifel die Umformung des Drama's, die Bearbeitung desselben für den Druck. Wir wollen von dieser dem Leser theilweise eine Anschauung zu geben versuchen, nachdem wir vorher das Verhältniß der Dichtung zur Quelle in der Kürze angedeutet haben.

Wie viel ist in dem Drama geschichtlich? Was verdankt der Dichter insbesondere der Lebensbeschreibung, die seine Hauptquelle war? Was ist seine eigene Erfindung? Das sind Fragen, über die der billige Leser nur von dem Commentator der Dichtung, nicht vom Biographen des Dichters eine in's Detail gehende Auskunft verlangen wird. Wir bezeichnen jedoch wenigstens einige Punkte. Geschichtlich begründete Hauptbegebenheiten, die in unserer Dichtung zur Behandlung kommen, sind: Die Fehde mit dem Bischofe von Bamberg, die Fehde mit den Nürnbergern, die Reichsacht, die Haft zu Heilbronn, der Bauernkrieg. An Besonderheiten hat der Dichter Manches aus seiner Quelle entnommen. Die Geschichte, wie Götz zu der eisernen Hand gekommen, die Goethe im Schauspiel zu einer so ergreifenden Stelle benutzt hat, ist in der Lebensbeschreibung ausführlich erzählt zu finden. Der fromme Ausruf: „Und wenn ich zwölf Händ hätte, und deine Gnad wollt mir nicht, so würden sie mir doch nicht fruchten!" ist beinahe wörtlich von Götz entlehnt. Die Vorbedeutungsgeschichte von den fünf Wölfen, die im ersten Act der Reiter Elisabethen erzählt, ereignete sich bei einem Ausritt des Grafen von Waldeck. Der Jugendstreich, dessen sich Götz in der Scene erinnert, wo er mit dem gefangenen Weislingen eine Flasche aussticht, ist gleichfalls keine Erfindung. Bei dem Vorfall auf der Treppe des Wirthshauses zum Hirsch in Heidelberg

(Goethe nennt Heilbronn, und Franz statt Martin von Sickingen), wo der Bischof von Bamberg so zornig über Götz wurde, hat der Dichter Götzens eigene Worte benutzt. Eben so hat dieser das Unglück der Nürnberger Kaufleute in seiner Selbstbiographie berichtet. Mit Wohlgefallen erwähnt er den Einfall des Kaisers über die Eine Hand und das Eine Bein und den Pfeffersack. Das Schmelzen der Kugeln bei der Belagerung gründet sich auf eine wirkliche Geschichte. Die Antwort, die der Trompeter zum Fenster heraus bekommt, erhielt nach der Lebensbeschreibung der Amtmann von Krautheim u. s. w.

Hat so der Dichter keinen Anstand genommen, manchen Zug für sein Gemälde zu entlehnen, so hat er andrerseits auch kein Bedenken getragen, das ihm in der Quelle Dargebotene nach seinem Bedürfnisse zu modificiren und Neues dazu zu erfinnen. So hat er, wo es ihm zu seinen Zwecken nothwendig schien, die Begebenheiten näher zusammengerückt, wie die Achtserklärung und den Bauernkrieg, oder ihnen einen Einfluß auf das Schicksal seines Helden beigelegt den sie in der Wirklichkeit nicht gehabt haben. Dahin gehört Götzens Tod, welcher, der Geschichte zufolge, erst in seinem hohen Greisenalter, über dreißig Jahre nach dem Bauernkriege erfolgte. Ueberhaupt kümmerte sich der Dichter nicht sehr um Anachronismen. Götzens Gefangennahme und Befreiung verlegt er in Maximilians Regierungszeit, während sie in der Wirklichkeit erst unter seinem Nachfolger stattfanden. Götzens Hausfrau spricht schon von Kartoffeln, Liebetraut und Adelheid kennen Ariost's rasenden Roland, und Adelheid erwähnt des Theuerdanks, der nicht vor 1517 erschien. Es fehlt nicht an erfundenen Ortsnamen, und reine Geschöpfe der Phantasie sind der Mönch, auf dem das Gefühl seines Standes so schwer lastet, die fromme Maria, die hochstrebende, mit verführerischer Schönheit ausgestattete Adelheid, der brave Reiterbursche Georg, in welchem die deutsche Lesewelt nach dem Philotas von Lessing und dem heroischen Burschen in der Hermannsschlacht den dritten Heldenknaben deutscher Poeten bewunderte, der liebeglühende Franz, der schwankende Weislingen und andere Personen.

Das dramatische Kunstwerk nun, welches auf diese Weise,

theils die Quelle benutzend, theils frei schaffend, des Dichters Phantasie gebildet hat, wich ursprünglich in seiner Gestalt bedeutend von derjenigen ab, worin es zuerst veröffentlicht wurde. Wir sind jetzt, nachdem die neuern Ausgaben der Goethe'schen Werke die Dichtung in ihrer ältesten Form mitgetheilt haben, im Stande, von der Umarbeitung, worüber Goethe schon in Wahrheit und Dichtung Andeutungen gegeben hatte, uns eine genaue Anschauung zu verschaffen.

Die bedeutendste Aenderung wurde mit dem letzten Acte vorgenommen. Hier trat Adelheid in der ältesten Bearbeitung des Stückes weit stärker hervor. Der Act eröffnet sich nicht mit den Bauernkrieg-Scenen, sondern mit einem schauerlichen Zigeunerliede (Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee"), welches Goethe später, etwas verändert, unter die geselligen Lieder aufgenommen. Unter die Zigeuner tritt die im Nachtdunkel verirrte Adelheid. Goethe bekennt, daß er sich auf diese Scene viel zu gut gethan; und in der That ist auch das schauerlich romantische Leben des seltsamen Wandervolkes mit kecken und energischen Meisterstrichen gezeichnet. Adelheid's Schönheit wirkt überwältigend auf den ganzen Trupp, besonders auf einen Zigeunerknaben. Als dieser sie eben, mit beiden Armen umfassend, küssen will, erscheinen Franz, Sickingen und Reiter. Auch an Sickingen beginnt Adelheid's Schönheitszauber sogleich seine Macht zu bewähren; aber er macht auch auf ihr Herz, zu Franzen's Ingrimm, einen mächtigen Eindruck. Nun erst werden wir unter die aufrührerischen Bauern geführt und begegnen auch hier in der „dramatisirten Geschichte Gottfriedens von Berlichingen" (so ist die älteste Bearbeitung überschrieben) zunächst anderen Auftritten, als in dem Schauspiel. Namentlich führt uns eine furchtbare Scene zwischen dem Bauernanführer Metzler und der Gemahlin des gefangenen Otto von Helfenstein, die zum Ergreifendsten gehört, was je aus der Feder eines dramatischen Dichters geflossen, tief in die Hauptmotive des Bauernkrieges ein. Dagegen fehlt aber die Scene, wo Götz von den Aufrührern sich die Hauptmannsstelle aufdringen läßt; wir erfahren erst durch die Scene in Jaxthausen zwischen Elisabeth und Lerse, daß er sie angenommen hat. Vielleicht ließ Goethe zuerst die Motive, die Götz zu diesem Entschlusse brachten, geflissentlich im Dunkel; vielleicht wollte er den Leser an der

bedenklichen Stelle rasch vorüberziehen und ihm zur Prüfung jener Motive keine Veranlassung bieten. Im Ganzen tritt, nach der ältesten Bearbeitung, Götz im fünften Acte weniger hervor. So fehlt auch das Zigeunerlager, wohin sich der verwundete Götz flüchtet, und in dessen Nähe er gefangen wird. Wir finden ihn dort bald nach seinem Streit mit den Bauernanführern als Gefangenen mit Elisabeth im Kerker wieder. Um so breitern Raum hat dagegen der Dichter Adelheiden und ihrem ehrgeizigen, buhlerischen Treiben gegönnt. Uns will bedünken, daß mit der galanten Deutung, die sich hiervon in Wahrheit und Dichtung findet, der ältere Goethe dem jüngern, der Biograph dem Dichter etwas untergeschoben hat. Es läßt sich nicht wohl einsehen, warum der Dichter, wenn er sich wirklich in dieß Geschöpf seiner Einbildungskraft verliebt hatte, es zu einem so ränkevollen, unweiblich ehrsüchtigen Wesen machte. Eine bessere Erklärung dürfte in Goethe's vorherrschender Hinneigung zu dem Individuellen zu suchen sein. Mit Recht bemerkt Schäfer *), es sei ein charakteristischer Zug der Goethe'schen Poesie, am liebsten beim Individuellen zu verweilen, die Irrwege und Verkettungen leidenschaftlicher Neigungen zu verfolgen, worüber denn in historischen Dramen das Geschichtliche nothwendig in den Hintergrund trete. Daß er aber gerade Adelheidens Schicksal gegen den Schluß hin so ausführlich darlegte, dazu mochte ihn, wenn auch nicht das bestimmte Bewußtsein, doch das Gefühl leiten, daß sie, wie unten noch weiter dargethan werden soll, der am meisten dramatische Charakter des Stückes, die wirksamste Triebfeder des Ganzen ist. Sie verstrickt in der „dramatisirten Geschichte“ — und das ist wieder ein Umstand, der bei der Umarbeitung wegfiel — auch noch den Mann Mariens, Sickingen, wie früher Weislingen, den Bräutigam, ganz in ihre Netze. Der Abschied Sickingen's von ihr, nach einer Nacht, die sie ihm geschenkt, erinnert, nicht zu seinem Vortheil, an die bekannte Scene in Shakespeare's Romeo und Julie. Endlich finden wir noch in der ältesten Bearbeitung Adelheidens grauenvollen Tod dargestellt und mit Götzens gleich folgendem Tode in einen wirksamen Contrast gebracht.

---

*) Gesch. der deutsch. Lit. II, S. 236.

Indem Goethe dieß alles aus dem Stücke ausschied, näherte er sich allerdings, wie er selbst sagt, der Erfüllung des Gesetzes der höhern innern Einheit, die um so strenger gefordert wird, wenn man auf die Einheit der Zeit und des Ortes verzichtet. Aber daß er durch die Umformung dem Drama auch, wie er meint, „mehr historischen und nationalen Gehalt" gegeben, will uns nicht einleuchten. Er hat es so ziemlich beim alten Quantum desselben gelassen und für den tadelhaften Ueberfluß, den er aussonderte, nichts oder wenig Neues in die Dichtung gebracht. Freilich traten aber, durch die Auslöschung jener leidenschaftlichen individuellen Partien, Götzens Schicksal und die historischen Elemente von selbst kräftiger in den Vordergrund, und wurden wirksamer, ohne daß ihnen eine größere Breite gegeben ward. Ueberdieß gewann der Ausdruck, durch Tilgung mancher kraftgenialischen, überderben Auswüchse, an schönem Maß, Klarheit und Bestimmtheit.

Goethe wollte auch bei der zweiten Bearbeitung nicht stehen bleiben; er gedachte keineswegs sie drucken zu lassen, sondern betrachtete sie gleichfalls nur als Vorübung, die er künftig bei einer nochmaligen, ernstlichern Behandlung des Gegenstandes zu Grunde legen wollte. Aber Merck ermahnte ihn mit den Worten: „Bei Zeit auf die Zäun', so trocknen die Windeln!" zur Herausgabe, und erbot sich, da Goethe die Verhandlungen mit Verlegern scheute, für den Druck zu sorgen, wenn der Dichter das Papier beschaffen wollte. So wurde denn das Drama auf ähnliche Weise, wie Schiller's dramatisches Erstlingswerk, an's Licht gefördert, und erregte sogleich ein außerordentliches Aufsehen. Der Gedanke an eine fernere Umarbeitung ward für den Augenblick aufgegeben, und erst 1804, als Goethe sich mit Schiller vereinigt hatte, allmälig ein würdiges Repertorium des deutschen Theaters zu bilden, versuchte er sich nochmals, jetzt im hohen Mannesalter von 55 Jahren stehend, an dem Jugendwerke, ohne sich jedoch bei dieser Arbeit zu genügen. Wir werden dieser dritten Bearbeitung an ihrem gehörigen Orte gedenken. Bei der folgenden Betrachtung halten wir uns vorzugsweise an die mittlere Bearbeitung (das Schauspiel), weil hier die Dichtung in ihrer vollendetsten Gestalt erscheint, besser gegliedert, als in der ältesten, und mehr aus Einem Guß, als in der neuesten Form.

Richten wir zunächst unsere Aufmerksamkeit auf die Handlung des Drama's, so entdecken wir bald, daß es ihr an einem stetigen und sichern Gange durchaus gebricht, ja, daß die Dichtung, strenge genommen, gar nicht, wie man bei einem eigentlichen Drama fordern darf, von einer bestimmten Handlung getragen wird. Götz ist der Hauptcharakter, ist der Mittelpunkt der ganzen Dichtung; in ihm müßten wir also auch erwarten, den Hauptträger der Handlung zu finden. Nun frage man sich aber einmal, welches bestimmte Ziel er sich vorgesetzt, welchem besondern Gedanken er die widerstrebenden Verhältnisse unterwerfen will. Im Anfange finden wir ihn von Racheplänen gegen den Bischof von Bamberg bewegt, der ihm einen Buben hat niederwerfen lassen. Er hat dem Bischof, als dieser aus dem Bad kam, aufgelauert; und weil ihm der Anschlag mißlang, will er nun den Weislingen, des Bischofs rechte Hand, seinen ehemaligen Freund und jetzigen Widersacher, aufheben. Weislingen wird gefangen; Götz hat seinen Zweck erreicht. Nun folgen die Scenen an der bischöflichen Tafel zu Bamberg, die lediglich, wenn ich so sagen darf, durch ein episches Interesse fesseln können; denn als Glied einer dramatischen Handlung fühlt sie der Zuschauer nicht; es sind ja keine Fäden angeknüpft, mit denen er sie zu verbinden gezwungen wäre. Am Schlusse jener Tischscenen erregt freilich die Hiobspost von Weislingen's Gefangennahme große Aufregung, und wir ahnen, daß der Bischof Alles aufbieten werde, ihn zu befreien; aber darin fühlt man kein entschiedenes Fortrücken einer bestimmten Handlung; wir streben und ringen hier wenigstens nirgendwo mit dem Haupthelden nach einem festen, klar gedachten Ziele. Unterdessen ist Weislingen's schwankendes Gemüth durch die biedere Treuherzigkeit seines alten Freundes so umgestimmt worden, daß er sich entschlossen hat, dem Bischof zu entsagen und sich mit Götz durch Verschwägerung fest zu verbünden. Er wird von Götz vertrauensvoll entlassen; und so würde sich der erste Act schließen, ohne irgend eine Spannung im Gemüthe des Zuschauers zu lassen, ohne irgendwie eine Fortsetzung, einen zweiten Act zu fordern, wenn nicht der Dichter noch ganz am Schlusse das Auftreten des Franz dazu benutzt hätte, uns für die Beständigkeit des eben

geschlossenen oder vielmehr erneuerten Freundschaftsbundes einige Besorgniß einzuflößen.

Im zweiten Acte finden wir den Faden einer neuen Particularhandlung angeknüpft. Götz hat den Nürnbergern Fehde angesagt, weil er in Erfahrung gebracht, daß sie seinen Buben an die Bamberger verrathen haben. Der zuletzt angeführte Grund bildet das schwache Band, wodurch diese Particularhandlung doch wenigstens einigermaßen mit der Gefangennehmung Weislingen's im Zusammenhange steht. In der ersten Bearbeitung fehlte auch noch dieser Zusammenhang; denn da bindet Götz mit den Nürnbergern an, weil sie ihm vor Jahr und Tag einen gewissen Hans von Littwach weggeraubt. Mittlerweile spinnt sich am Hofe zu Bamberg eine Nebenhandlung an, die in solcher Bedeutsamkeit und auf so breitem Raume uns vorgeführt wird, und neben welcher Götzens Thätigkeit und Verhältnisse im zweiten Acte so weit zurücktreten, daß man wohl begreift, wie Lessing's Bruder schreiben konnte: „Man weiß nicht, ob man sich für Götz oder Weislingen interessiren soll. Zu Anfang scheinen Beide durch ihre neue Verbindung Ein Interesse ausmachen zu wollen; aber das verliert sich nachher ganz, und am Ende, könnte man sagen, werden von zwei Schauspielen die Scenen untereinander gemischt.“ Mit noch größerem Rechte ließe sich behaupten, daß man vom zweiten Acte an zweifeln könnte, ob nicht Adelheid im Mittelpuncte des Ganzen stehe, wenn nicht der Dichter, seinen Mißgriff bemerkend, bei der zweiten Bearbeitung ihre Rolle mit Gewalt eingeschränkt hätte. Sie ist die strebendste, activste Figur des Stückes, und so erklärt es sich auch, warum der Dichter in der „dramatisirten Geschichte“ unwillkürlich in eine so ausführliche Darstellung ihres Schicksals hinein gerieth. Der Bischof von Bamberg will sich ursprünglich ihrer als eines Werkzeuges bedienen, um Weislingen wieder an sein Interesse zu ketten. Sie geht hierauf ein, verfolgt aber dabei ihre eigenen Plane. Der gewandte, einflußreiche Weislingen, in gewisser Beziehung ein anderer Clavigo, soll für sie ein Mittel sein, zunächst ihre Güter wieder zu gewinnen, die in der Gewalt ihrer Feinde sind; dann geht sie in ihren ehrgeizigen Entwürfen unaufhaltsam weiter; und als Weislingen, ihre Absichten auf den Thronerben Carl ahnend, eine dro-

hende Sprache annimmt, enthüllt sie uns ganz ihren kühnen Sinn in dem Monologe: „Fängst du's so an? Das fehlte noch. Die Unternehmungen meines Busens sind zu groß, als daß du ihnen im Wege stehen solltest u. s. w." Ihr gegenüber erscheint Weislingen als ein schwaches Rohr, mit dem Wind und Welle spielt, und Götz zwar als ein Felsen, der dem anstürmenden Unglück lange mit ungebrochener Kraft widersteht, aber leider in zu passiver Haltung, zu sehr in der Defensive. Adelheid allein ist Trägerin einer stetig durchgeführten Handlung.

Verfolgen wir Götzens Schicksal weiter, so finden wir ihn im dritten Acte, aus Veranlassung eines Raubanfalls auf Nürnberger Kaufleute, in die Reichsacht erklärt. In dem Kampfe gegen das Executionsheer und besonders bei der Vertheidigung seines belagerten Schlosses zeigt sich seine ritterliche Tüchtigkeit im hellsten Glanze. Da sich diese Vorgänge aus den Fehden mit den Nürnbergern folgerecht entwickelt haben, so können wir zugeben, daß sich hier die Handlung mit genügender Stetigkeit fortspinnt; eben so noch im vierten Acte, wo der gefangene Götz vor den kaiserlichen Räthen sich mit unbeugsamem Sinne vertheidigt — bis zu seiner Befreiung durch Sickingen. Hier tritt aber wieder eine Unterbrechung in den Gang des Dramas, wie sie eigentlich nur dem Epos gestattet ist. Götz, dessen Muth durch den Verrath, den man an ihm verübt hat, besonders durch Weislingen's Treulosigkeit schon gebrochen ist, benutzt den durch Sickingen erlangten Vortheil nur dazu, um auf sein ritterlich Wort nach seiner Burg entlassen zu werden, wo er sich still zu halten verspricht. So schließt der vierte Act, ohne daß man absieht, wie diese für ihn so drückende Mußezeit, die er durch Beschreibung seiner Lebensgeschichte sich zu erleichtern sucht, enden soll. Um ihn herauszureißen, bedient sich nun der Dichter im Anfange des fünften Actes des Bauernkriegs, eines Mittels, das in mehrfacher Beziehung Bedenken erregt. Ein so bedeutendes historisches Ereigniß tritt hier zu sehr als ein deus ex machina in das Stück hinein; wenigstens hätte es früher mit der Handlung verflochten und nicht durch bloße Andeutungen vorbereitet sein sollen. Auch lenkt es vielleicht zu stark die Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit der Epoche, worin sich die Handlung bewegt, und erinnert uns

zum Nachtheil des Stückes daran, daß das Historisch-Imposante, das Große jener Zeit, die Erschütterung der ganzen Geisteswelt durch die Reformation nicht, wie man erwarten sollte, durch die ganze Dichtung vibrirt.

Götz würde durch seine Theilnahme an diesem Ereignisse, das einen ganz andern Eindruck macht, als seine Händel mit Bamberg und Nürnberg, zu einer bedeutsamern Gestalt vor unserer Phantasie heranwachsen, wenn er nicht auch hier so passiv, so vom Strom der Begebenheiten fortgerissen erschiene. Goethe hat das Mißliche wohl erkannt, und in den verschiedenen Bearbeitungen des Stückes stufenweise zu mildern gesucht. In der dramatisirten Geschichte wird uns der Auftritt, wo Götz von den rebellischen Bauern zur Annahme der Hauptmannsstelle bewogen wird, nicht vorgeführt; wir hören einfach von Lerse, daß er gezwungen worden, obwohl er die Bedingung an die Annahme geknüpft, daß sie keine Mordbrennereien mehr verüben sollten. Im Schauspiel wird uns doch wenigstens gezeigt, daß Götz während der Unterhandlung als ein kühner und kräftiger Mann den Rebellen gegenüber gestanden, und der Dichter läßt uns in Zweifel, ob auf seinen Helden die Vorstellung der drohenden Gefahr oder des Guten, das er durch Uebernahme der Stelle stiften könnte, stärkeren Einfluß gehabt. Mit weit größerer Sorgfalt ist, wie wir an seinem Orte näher zeigen werden, diese Stelle im Bühnenstücke vom Jahr 1804 behandelt, worin es der Dichter entschieden darauf angelegt hat, uns zu überzeugen, daß Götz die Freiheit seines Entschlusses den Drohungen der Bauern gegenüber behauptet.

Es läßt sich nicht wohl leugnen, daß erst an dieser Stelle des Drama's, freilich etwas gar spät, sich ein ächt tragisches Interesse an die Hauptperson des Stückes anknüpft, ähnlich wie in Schiller's Jungfrau von Orleans die Hauptperson erst weit über die Hälfte der Tragödie hinaus, in der Scene, wo sie Lionel gegenüber das Gebot des Himmels verletzt, aus einem epischen Charakter zu einem wahrhaft tragischen, zur Trägerin einer wahrhaft tragischen Handlung wird. Götzens Kampf wird hier zu einem Seelenkampfe; der Streit wird in seine Brust verlegt. Er hat sein Wort gegeben, keine Fehde einzugehen, sein Gebiet nicht zu verlassen, bis seine Sache entschieden ist; und dennoch läßt er sich von den Aufrührern die

Hauptmannsstelle aufdringen. Dadurch wird der Frieden aus seinem Herzen gescheucht. Erfahren wir es nicht durch ihn selbst, so sagt es uns um so eindringlicher Elisabeth, die in seiner Seele las: „Ach, Lerse, die Thränen stunden ihm in den Augen, wie er Abschied von mir nahm. Es ist grausam, grausam! . . . Wenn er auszog, rühmlichen Sieg zu erwerben, da war mir's nicht weh um's Herz; ich freute mich auf seine Rückkunft, vor der mir nun bang ist u. s. w." In diesem innern Streite wird Götzens Kraft ganz gebrochen, und wir finden ihn am Ende des Stückes in tiefer Seelenfinsterniß. Man hat es schon einigemal ausgesprochen, daß Götzens Tod einen zu niederbeugenden Eindruck mache, man vermisse das gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt. Mir scheint, der Dichter hätte leicht seinem Stücke eine andere Wendung geben können, wodurch diese Forderung befriedigt wurde: er konnte seinen Helden unter den Empörern und im Ankämpfen gegen ihre Ausschweifungen und Grausamkeiten auf eine Weise sterben lassen, daß seine moralische Kraft und sein Ruf sich glänzend aufschwangen im Augenblick, wo er physisch unterging. Wenn es der Dichter nicht that, so hatte dieß eine tief in seinem Innern liegende Ursache, worüber an einem andern Orte mehr.

Viele der Ausstellungen, die wir gemacht haben, fallen weg, sobald wir das Stück nicht mehr aus dem streng dramatischen und theatralischen Gesichtspuncte betrachten, sondern es als ein Zeit- und Charakter-Gemälde in dramatischer Form ansehen. In wie fern diese Gattung dramatischer Dichtungen eine berechtigte sei, lassen wir hier dahin gestellt. So viel ist aber gewiß, daß aus diesem Gesichtspuncte die Dichtung sogleich als ein geniales Meisterwerk erscheint. Lessing legte den Maßstab eines strengen Drama's an den Götz und urtheilte daher minder günstig; Wieland, der ihn liberaler ansah, schrieb im Merkur: „Immerhin sei dieß Schauspiel, das man nicht aufführen kann, bis uns irgend eine wohlthätige Fee ein eigen Theater und eigene Schauspieler dazu herzaubert, immerhin sei es ein schönes Ungeheuer. Möchten wir viele solcher Ungeheuer haben! Der Fortschritt zu wahren Meisterstücken würde dann sehr leicht sein. Wer hat es gelesen, ohne zu fühlen (wenn er auch nicht sagen konnte, wie und warum), daß ihn nicht leicht eine

andere Lectüre (immer nehme ich Emilia Galotti aus) mit solcher Gewalt ergriffen, so durchaus vom ersten Zuge bis zum letzten in die Begeisterung des Dichters hineingezogen, und an das ununterbrochene Anschauen der lebendigen Gemälde, die er, ut Magus, an unsern Augen vorüberführt, angeheftet habe?"

Eine der trefflichsten Eigenschaften dieser großen Reihe von Gemälden ist die Einheit, die in ihr herrscht, das Zusammenlaufen aller Radien in Einen Mittelpunct. Götz beherrscht, wenn man nur von der Forderung absieht, daß er der Hauptträger der dramatischen Handlung sein soll, in viel höherm Grade die ganze Composition, als man auf den ersten Blick vielleicht glauben mag. Allerdings, das Stück ist ein Zeitgemälde, aber noch weit mehr ein Charaktergemälde. Alles, was man bei flüchtigem Zusehen für Züge halten sollte, die lediglich zur Charakteristik der damaligen Weltepoche dienen, enthüllt uns bei genauerer Betrachtung seine Beziehungen auf die Hauptperson. Goethe sagt selbst, er habe im Götz einen rauhen, biedern Selbsthelfer in wilder, anarchischer Zeit dargestellt; wir müssen noch hinzufügen: er hat in ihm den Gegensatz einer geraden, treuen Seele gegen ein schon zu ränkevoller Schlauheit und Hinterlist neigendes Zeitalter dargestellt, eines von natürlichem Rechtsgefühl beseelten Mannes gegen ein Geschlecht, das sich tückisch hinter künstlichen Gesetzen zu verschanzen begann, eines uneigennützigen, weiten Herzens gegen eine in Selbstsucht versinkende Welt, den Gegensatz eines unabhängigen, freien Sinnes gegen politische Zahmheit, frischer naturwüchsiger Einfachheit gegen überhandnehmende Verschrobenheit der Gesinnung, gediegener, tüchtiger Kraft und Tapferkeit gegen wachsende Schlaffheit und Weichlichkeit. Sollten diese Gegensätze in dem Einen Götz alle veranschaulicht werden, so mußte der Dichter diese Gestalt unter den mannigfachsten Reflexen zeigen, und so finden wir es auch wirklich. Jene Tüchtigkeit und Bravheit, jene freie Menschlichkeit konnte unter den damaligen Verhältnissen der Gesellschaft nicht wohl anders als in dem Stande gedeihen, dem Götz angehörte. Um das zu zeigen, werden der Reihe nach die andern Stände damit in Contrast gestellt. Aus diesem Gesichtspuncte hat man sogleich im Anfange die Scene mit dem

Bruder Martin anzusehen, dem das Gefühl seines Standes das Herz frißt, eines Standes, „der die besten Triebe, durch die wir werden, wachsen und gedeihen, aus mißverstandener Begierde, Gott näher zu rücken, verdammt.“ Dann wird uns weiterhin das Leben der höhern Geistlichkeit am Hofe zu Bamberg an zwei charakteristischen Exemplaren, dem ränkevollen Bischof und dem „Weinfaß von Fulda“, versinnlicht. Alles, was bei ihnen an der Tafel verhandelt wird, steht in Beziehung zu Götz, besonders das Gespräch über Jurisprudenz. Die Reichsfürsten und ihr heuchlerisches, selbstsüchtiges Treiben werden in der Scene zwischen Götz und Weislingen im ersten Aufzuge und später an mehreren Stellen, dem niedern Rittersmanne gegenüber, charakterisirt. Selbst der Kaiser wird uns in der bedauerlichsten Lage vorgeführt, wie er mit seinem guten Willen überall auf Hindernisse stößt und zuletzt entmuthigt wird. Der Bauernstand, der Jahrhunderte lang unter schwerem Drucke geseufzt, kann in dem Augenblicke, wo er zum ersten Male seine Bande zu brechen sucht, keine Menschlichkeit zeigen. Die aus dem Bürgerstande zu Einfluß, Gunst der Großen und Theilnahme an den Vortheilen ihrer Lage emporstreben, wie Liebetraut und Olearius, verlieren entweder im Hofleben Geradheit und Würde des Charakters und werden zu verschmitzten, schmarotzenden Schmeichlern, oder büßen über langwierigen und verwickelten Studien Geistesfrische und Natürlichkeit ein und werden dürre Pedanten. Und selbst unter Götzens Standesgenossen gibt es viele, die den Werth eines freien Rittersmannes verkennen, „der nur abhängt von Gott, seinem Kaiser und sich selbst.“ Ein Weislingen „verkriecht sich zum ersten Hofschranzen eines eigensinnigen, neidischen Pfaffen.“ So finden wir einen ganzen Kreis von Ständen, hohen und niederen, um den Reichsritter gestellt, der aus ihnen allen allein in freier Menschlichkeit hervorragt; und kunstvoll hat der Dichter das Ganze so anzuordnen gewußt, daß Alles auf ihn als Mittelpunct hinweis't. Der niedere Geistliche bewundert ihn und beneidet sein Leben, die hohen und die Fürsten hassen und verfolgen ihn; der Kaiser will im Herzen ihm wohl, sieht sich aber genöthigt, Strafe gegen ihn zu verhängen; die Bauern, die ihn verehren, wollen gewaltsam ihr Schicksal an das seinige ketten; die Bürger der Reichsstädte müssen ihn

fürchten, weil sie ihm zu nahe getreten; seine Standesgenossen sind, je nach ihrer Denkart, entweder auf seiner Seite, wie Sickingen und Selbitz, oder seine Gegner, wie Weislingen. So ist Götz, wenn auch nicht Träger einer kräftig und stetig fortschreitenden Handlung, doch Centrum des ganzen dramatischen Gemäldes.

A. W. Schlegel nennt den Götz die „Darstellung des Kampfes zweier Zeitalter, eines abscheidenden und eines beginnenden, des Jahrhunderts rauher, aber kräftiger Unabhängigkeit, und des folgenden politischer Feinheit und Zahmheit." Dieß ist richtig, sobald man hinzufügt, daß jene abklingende Zeit hauptsächlich durch Götz repräsentirt wird, der somit als der letzte Ritter erscheint. Der Dichter hat durchaus auf diesen Eindruck hingearbeitet. Er hat Alles darauf angelegt, daß wir mit Götzens Tod jenen Zeitraum als geschlossen betrachten sollen. Er hat den ritterlichen Kaiser, hat Selbitz und Georg vor ihm sterben lassen, Sickingen ist schon, wie das Gerücht meldet, von den Fürsten eingeschlossen und belagert, Götzens Sohn im Kloster. „Es kommen die Zeiten des Betrugs," sagt der sterbende Götz, „es ist ihm Freiheit gegeben; die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen." Was sonst befremdlich erscheinen könnte, daß der Dichter seinem Helden einen so unähnlichen Sohn gegeben, das erklärt sich eben aus jener Absicht; Götz soll am Schlusse einsam, ohne Hoffnung auf einen Erben seines Geistes und seiner Kraft, noch hereinragen in die neue Zeit, und mit ihm soll die alte Zeit vollends zu Grabe getragen werden. Aber warum stellte ihn der Dichter nicht vielmehr als einen Kinderlosen dar? Abgesehen von anderen Zwecken, wozu er den Knaben verwandte (Charakteristik der neuern Erziehungsweise, Vermittelung einer raschen Aussöhnung zwischen Götz und Weislingen u. s. w.), mochte der Dichter dadurch symbolisch andeuten wollen, daß der Stand, dem Götz angehörte, zwar noch fortbestehen blieb, aber sich von seinem alten Beruf abwandte.

Schlegel's Bezeichnung der Aufgabe unsers Drama's scheint jedoch noch einer andern nähern Bestimmung bedürftig. Wir müssen hinzusetzen, daß Götz nicht sowohl das neu heraufziehende Zeitalter bekämpft, als sich vielmehr seiner erwehrt und die Idee offener, freier Männlichkeit dagegen vertheidigt; und dieß ist ein Um=

stand, wodurch sich unser Drama von den meisten anderen modernen Trauerspielen unterscheidet, und worin der niederbeugende Eindruck, den es macht, eine Erklärung findet. Sonst erscheint gewöhnlich der Held der modernen Tragödie als Vertreter einer Idee, die in Kampf mit den bisherigen Formen der Gesellschaft, mit habituell gewordenen Zuständen, mit einer erstarrten Cultur tritt. Erliegt nun auch der tragische Held in diesem Kampfe seiner sinnlichen Existenz nach, ja wird selbst die ideale Welt, für die er streitet, augenblicklich noch überwältigt, so fühlen wir doch in der Regel, daß sein Kampf nicht vergeblich war, daß er an dem alten Gebäude machtvoll gerüttelt hat, daß aus seinem Streben in der Zukunft schöne Folgen emporblühen werden. So gesellt sich zu dem erhabenen Eindruck, den die muthvolle Vertheidigung einer Idee gegen die Macht des Herkommens, der Gewohnheit, der verderbten Zustände macht, noch die tröstliche Aussicht auf dereinstige Verwirklichung jener Idee. Anders im Götz von Berlichingen. Des Helden physische und moralische Kraft sinkt vor unseren Augen mehr und mehr zusammen, und die neue Zeit, gegen die er sich zu vertheidigen strebte, steht am Schlusse triumphirend da, ohne daß uns eine erhebende Perspective in eine bessere Zukunft geöffnet würde.

Daß es dem Dichter, wie wir schon oben sagten, weniger um ein Zeit-, als ein Charaktergemälde zu thun war, geht auch aus der fast gänzlichen Ignorirung der Reformation hervor. Hätte er ein treues Bild dieser Periode liefern wollen, so mußte er uns das Rauschen jenes gewaltigen Geistesstromes, der Staat und Kirche erschütterte, ganz anders vernehmen lassen. So sorgfältig ist vielmehr die Erinnerung daran vermieden, daß den wenigsten Lesern die Frage eingefallen sein wird, zu welcher Confession sich Götz bekenne. Ueberall ist die Kirchenspaltung, die in der Wirklichkeit damals in alle Verhältnisse schneidend eingriff, in der Dichtung weit aus dem Gesichtskreise weggerückt. Darin möchte ich nun weniger, wie es geschehen ist, Mangel an Fähigkeit, historische Stoffe ganz zu bewältigen, als vielmehr Klugheit des Dichters sehen, der seine Aufgabe sich rein begrenzt halten will. Goethe hatte nur die Wahl, entweder die Reformation möglichst zu ignoriren, oder sie auf eine Weise eingreifen zu lassen, daß ihm sein Plan dadurch gänzlich alterirt wor-

den wäre. Wohl aber müssen wir zugeben, daß Goethe nicht dazu hinneigte, beim Großen und Imposanten in der Entwickelung der Völker und Staaten, bei historischer Charaktergröße zu verweilen, daß er lieber das allgemein Menschliche darstellte, wozu er den tiefsten Gehalt aus seiner Seele schöpfen konnte. Götz verhält sich, den großen historischen Begebenheiten gegenüber, ähnlich, wie Goethe später zu seinem nicht unwichtigern Zeitalter stand. Beiden war es vor Allem darum zu thun, die freie Entwickelung ihrer Persönlichkeit unter den Beschränkungen und Hemmnissen der Gesellschaft zu retten, in sich und ihrem Thun die Menschlichkeit in möglichst vollendeter Gestalt darzustellen; nur so viel als dadurch geschehen kann, aber nicht auf directere Weise wollten sie in den Strom der großen Weltbegebenheiten eingreifen. Auch Goethe verhielt sich mehr abwehrend den Zeitereignissen gegenüber, und hätte man ihm, wie Götzen, eine Theilnahme daran aufdringen wollen, er hätte sich auch dazu nur in dem Gedanken verstanden, Unheil verhüten oder mildern zu können.

Sonst fehlte es Goethe'n wahrlich nicht an Talent für das historische Schauspiel. Dieß zeigt schon die Meisterschaft, womit er im Götz ungeheure Massen von Stoff auf verhältnißmäßig geringen Raum zusammenzudrängen und mit solchem Geschick anzuordnen wußte, daß die Uebersicht nicht schwer wird. Nach unzähligen Seiten hin wird eine Perspective eröffnet, und zwar immer im rechten Augenblicke, wo die Aufmerksamkeit des Lesers oder Hörers dafür am regsten ist. Eben so bewundernswürdig ist die Geistesgeschmeidigkeit, die Accommodationsgabe, wodurch er sich in den Ton einer untergegangenen Zeit, in die Lebensanschauung und Ausdrucksweise aller Stände versetzt. Mag er uns an die Tafel des reichen Prälaten, in den Saal des Ritters, in den der Rathsherren, in's Lager, oder in die Kinderstube, in die Schenke, den Stall, die Zigeunerhütte führen, überall müssen wir den Dichter bewundern, der dem Leben die feinsten, die bezeichnendsten Züge abgelauscht hat; Jeder redet den Ton, der ihm zukommt. Und wie Schiller im Tell, so hat Goethe im Götz durch hier und da eingestreute vestigia veteris leporis die alterthümliche Färbung erhöht, dabei aber ebenso, wie Schiller, mit feinem Tacte das rechte Maß gehalten.

Es bliebe uns nun noch übrig, dem Leser die lange und wechselreiche Galerie der Charaktere unsres Drama's vorzuführen und auf die wundervolle Kunst aufmerksam zu machen, welche der Dichter in der Zeichnung und Gruppirung derselben bewährt hat; allein wir müssen fürchten, in einer Schrift, deren Aufgabe ein übersichtliches Gesammtbild von dem Leben und Wirken unsers Dichters ist, schon zu lange bei einer einzelnen Production desselben verweilt zu haben, glauben jedoch eine Entschuldigung in dem Umstande zu finden, daß der Götz das erste Werk war, worin der Genius des Dichters sich auf eine glänzende Weise kund gab, und welches den Grund zu seinem Ruhme gelegt hat.

Viertes Capitel.

Lebensbezüge vom Frühlinge 1773 bis zum Juni 1774: Aufenthalt in Darmstadt. Merck's Entfernung. Johanna Fahlmer. Frau Jacobi. Heirath der Schwester. Verhältniß zu Maximiliane La Roche. Licenzen im äußern Betragen. Frankfurter Freundeskreis. Klinger, Wagner, Lenz. Advocatur. Zeichnen. — **Werke dieses Zeitabschnittes:** Leiden des jungen Werther; Götter, Helden und Wieland; Jahrmarktsfest zu Plundersweilern; Pater Brei; Bahrdt; Clavigo.

Mit der Beendigung des Götz finden wir uns in das Frühjahr 1773 versetzt. Goethe brachte einen Theil desselben, die zweite Hälfte des April, in Darmstadt bei seinem Freunde Merck zu, feierte dort am 2. Mai noch Herder's Hochzeit mit, und kehrte am folgenden Tage nach Frankfurt zurück. „Wir haben wunderbare Scenen gehabt," berichtete er sofort an Kestner, „und bald wird Alles ausgerauscht haben." Er sah einem einsamen Sommer entgegen. „Meine arme Existenz starrt zum öden Fels," heißt es in einem etwas frühern Briefe an Kestner. „Diesen Sommer geht Alles: Merck mit dem Hofe nach Berlin, sein Weib in die Schweiz, meine Schwester (seit dem October vorigen Jahres mit Schlosser

verlobt *), die Flachsland, Ihr, Alles!" Merck trat schon in der ersten Hälfte des Mai, als Begleiter der trefflichen Landgräfin Caroline von Hessen=Darmstadt, eine Reise nach Petersburg an, und wurde hierdurch über ein halbes Jahr lang Goethe'n entzogen. Dieser entbehrte in dem Beginne seiner Autorlaufbahn höchst ungern des Freundes einsichtigen Rath; doch gaben ihm dafür Merck's ausführliche Briefe eine weitere Aussicht in die Welt, die er um so mehr sich zu eigen machen konnte, als die Schilderungen von bekannter Freundeshand entworfen waren.

Doppelten Werth mußte für ihn, wegen der augenblicklichen Zerstreuung des Darmstädtischen Kreises, der Umgang mit einem anmuthigen Frauenzirkel in Frankfurt haben, dessen in Wahrheit und Dichtung erst bei einer spätern Zeit gedacht ist. Johanna Fahlmer, angeheirathete Tante von Fr. H. Jacobi, daher in der Familie meist die Tante genannt, jung und liebenswürdig, war von Düsseldorf nach Frankfurt gezogen; sie sprach Goethe'n durch die große Zartheit ihres Gemüthes und ungemeine Geistesbildung an; er konnte damals nicht ahnen, daß sie ihm einst noch Schwester werden sollte. Bis dahin hatte er gegen den Jacobi'schen Kreis in einer gewissen Opposition gestanden; jene Briefe und Gedichte, worin Gleim und Georg Jacobi sich öffentlich an einander erfreuten, hatten den muthwilligen oberrheinischen Gesellen, in ihrem grellen, durch Herder geschärften Humor, zu mancherlei Scherzen und Unarten Anlaß gegeben. Fritz Jacobi gesteht in einem Briefe an Wieland vom 22. April 1775, daß ihm Goethe Anfangs wie ein feuriger Wolf vorgekommen sei, der Nachts an honetten Leuten hinaufspringe und sie in den Koth werfe. Johanna Fahlmer beschämte Goethe und seine Genossen nach und nach durch Geduld, und lehrte ihnen Schonung, indem sie ihnen fühlbar machte, daß sie mit ihrer oberdeutschen Manier auch wohl der Nachsicht bedürften. Auf kürzere und längere Zeit fand sich von Düsseldorf Jacobi's Gattin zu Besuch ein, desgleichen seine Halbschwester, Charlotte Katharina, von Goethe die Hannöver'sche Lotte genannt, weil sie jüngst aus einer Erziehungsanstalt in Hannover zurückgekehrt war. Frau

*) Goethe und Werther, herausgeg. von A. Kestner, S. 59.

Jacobi, geborne Helene Elisabeth von Clermont, die in jenem Kreise den Beinamen Mamachen führte, nahm Goethe'n ganz durch ihre große Heiterkeit ein; er charakterisirt sie als richtig fühlend, ohne eine Spur von Sentimentalität, sich munter ausdrückend, eine herrliche Niederländerin, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubens'schen Frauen erinnerte. Ihr Briefwechsel mit Goethe gibt merkwürdige Belege von dem naiven, freien, aller Prüderie feindseligen Tone, der in jenem Zirkel zwischen den jungen Frauen und Männern herrschte. Aus der Correspondenz sieht man, daß Frau Jacobi ein paar Monate vor ihrer Niederkunft (im October 1773) mit Charlotte eine Zeit lang in Frankfurt war, jedoch ihres Zustandes wegen sich manchmal von den größern Gesellschaften ausschließen mußte. Zu diesem Zirkel gehörten die oben genannten Schwestern Gerock, ferner ein Paar Töchter des Juwelenhändlers Crespel, Maria Catharina, und Franzisca Jacobea; so wie ohne Zweifel der ganze Kreis junger Männer und Frauen, dessen Mittelpunct Cornelia Goethe bildete, mit den Düsseldorfer Frauen in Verbindung trat. Die wöchentlichen Gesellschaftskränzchen desselben mit dem „Mariage-Spiel" müssen auch in dieser Zeit ihren Gang fortgenommen haben; erwuchs doch aus ihnen für Goethe noch der Anlaß zu seinem Clavigo. Durch den Umgang mit den Düsseldorferinnen aber wurde seine spätere persönliche Bekanntschaft mit Fr. H. Jacobi vorbereitet, und es ward ihm schon jetzt in Frankfurt, wie er sich ausdrückt, „ein Düsseldorf, ein Pempelfort dem Geist und Herzen nach zu Theil." Auch auf seine Schwester übten die beiden Frauen eine wohlthätige Wirkung, indem sie ihr ernstes und starres Wesen aufschlossen und erheiterten.

Indeß sollte Goethe die geliebte Schwester bald auf immer aus seiner Nähe verlieren. Am 1. November 1773 ward ihre Heirath mit Schlosser gefeiert, und am 14. November verließen die Neuvermählten Frankfurt. Schlosser war im Herbste von Karlsruhe als markgräflich-baden'scher Hof- und Regierungsrath, wie er in der Copulationsanzeige genannt wird, mit der Aussicht nach Frankfurt gekommen, seine Frau mit sich nach Carlsruhe zu führen. Leider ging diese Hoffnung nicht in Erfüllung; Schlosser mußte als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg nach Emmendingen zie-

hen; und so sah sich Cornelia aus dem heitern, anregungsvollen Kreise ihrer Freunde und Freundinnen in Frankfurt an einen zwar reizend gelegenen, aber höchst einsamen Wohnort, aus der Nähe ihres genialen Bruders an die Seite eines durchaus achtungswerthen, aber ernsten und etwas trockenen Gatten versetzt. Anfangs scheint sich das Verhältniß noch ziemlich gut gestaltet zu haben; wenigstens schrieb Goethe am ersten Weihnachttage 1773 an Kestner: „Meine Schwester ist brav. Sie lernt leben, und nur bei verwickelten, mißlichen Fällen erkennt der Mensch, was in ihm steckt. Es geht ihr wohl, und Schlosser ist der beste Ehemann, wie er der zärtlichste und unverrückteste Liebhaber war." Goethe aber empfand den Schmerz der Trennung von ihr auf's Tiefste, und fühlte eine große Lücke in seinem Dasein.

Doch die unversiegliche Huld des Glückes, das ihn Zeitlebens begleitete, gewährte ihm bald einen Ersatz. Frau von La Roche verheirathete ihre älteste Tochter Maximiliane nach Frankfurt, die, wie uns schon bekannt ist, Goethe'n gleich nach dem Abschiede von Charlotte Buff eine lebhafte Neigung einzuflößen vermocht hatte. Er meldete diese Nachricht an Frau Jacobi am Sylvestertage 1773 mit den Worten: „Max La Roche heirathet hieher; ihr Künftiger scheint ein Mann zu sein, mit dem sich leben läßt und also heisa! u. s. w." Dann heißt es ferner in einem Briefe, ebenfalls an Jacobi's Gattin, aus dem Februar 1774: „Diese dritthalb Wochen her ist geschwärmt worden, und nun sind wir so zufrieden und glücklich, als man's sein kann. Wir sag' ich, denn seit dem 15. Jenner ist keine Branche meiner Existenz einsam. Und das Schicksal, mit dem ich mich so oft herumgebissen habe, wird jetzt höflich betitelt das schöne, weise Schicksal; denn gewiß, das ist die erste Gabe, seit es mir meine Schwester nahm, die das Ansehen eines Aequivalents hat. Die Max ist noch immer der Engel, der mit den simpelsten und werthesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe, worin ihr Mann eine Ursache zur Eifersucht finden wird, macht nun das Glück meines Lebens." Ihren Gatten schildert er in demselben Briefe als „einen würdigen Mann, von offenem, starkem Charakter, großer Schärfe des Verstandes, und höchst tüchtig zu seinem Geschäfte," also gewissermaßen als einen

zweiten Kestner, sowie Maximiliane in einiger Beziehung eine zweite Lotte gewesen zu sein scheint. Aus erster Ehe hatte Brentano schon einige „muntere, einfache und gute Kinder," mit denen Goethe, der Freund der Kleinen, sich gern zu schaffen machte. „Thun Sie noch," fährt er in dem Briefe fort, „den lieben Dumeiz dazu und eine Freundin, so haben Sie unser ganzes Klümpchen." Ohne Zweifel ist mit der Letztern die „wohlgebildete, obgleich nicht junge Frau Servières" (oder vielmehr Serviere) gemeint, deren in Wahrheit und Dichtung Erwähnung geschieht. Sie stand damals in den ersten vierziger Jahren und wird als eine geistreiche und angenehme, aber ernste Frau geschildert. Ihr Gatte, aus Lunel bei Montpellier stammend, besaß dort eine ansehnliche Parfümeriefabrik, und hielt sich jährlich nur um die Meßzeit einige Wochen in Frankfurt auf, wo seine Frau das Geschäft allein führte. Dumeiz (oder Dumeix, wie er selbst seinen Namen schrieb) war Dechant am kaiserlichen Collegiatstift zu St. Leonhardi, der erste katholische Geistliche, mit welchem Goethe in nähere Berührung kam, und der ihm, als ein helldenkender Mann, über Glauben, Gebräuche und Verhältnisse der alten Kirche schöne Aufschlüsse gab. Das Brentano'sche Haus stand außerdem in verwandtschaftlicher Verbindung mit der sehr reichen, katholischen Familie des Kaufmanns Schweizer, der mit einer geborenen Allesina vermählt war und in seinem prächtigen Hause auf der Zeil (dem jetzigen Russischen Hofe) heitere gesellige Zirkel um sich versammelte.

Es bleibe, nach Mittheilung der obigen Briefstellen, dem Leser selbst überlassen, zu beurtheilen, ob Goethe sein Verhältniß zu Maximilianen in Wahrheit und Dichtung ganz richtig charakterisirt, wenn er es ein geschwisterliches, bloß auf kindlichem Vertrauen beruhendes nennt, in das sich nichts Leidenschaftliches gemischt habe; wir erinnern nur noch daran, daß er das Gefühl für sie gleich im Beginne ihrer Bekanntschaft als eine „neue Leidenschaft" bezeichnet und zugibt, sein früheres Verhältniß zu ihr nach der Heirath fortgesetzt zu haben. So sehr wir ihn aber auch das „schöne, weise Schicksal" preisen hörten, das ihm seine Max wieder zugeführt hatte, so ward ihm doch auf die Dauer dieses Verhältniß sehr peinigend. Die junge Frau, obwohl mit Glücksgütern reich gesegnet, sah sich

aus dem heitern Ehrenbreitstein und einem fröhlichen Jugendleben in ein düster gelegenes Handelshaus und in Mutterpflichten versetzt, und wußte sich in die neuen Zustände nicht recht zu finden. Eben so fühlte sich ihre Mutter, die oft zu Besuch kam, in den Verhältnissen nicht behaglich, die sie doch selbst ausgewählt hatte. Wandten sie sich nun in verdrießlichen Fällen an Goethe, so pflegte er diese durch leidenschaftliche Theilnahme mehr zu verschlimmern, als zu verbessern; und so ward ihm dieser Zustand bald unerträglich, so daß es eines neuen gewaltsamen Entschlusses, wie in Wetzlar, bedurfte, um sich aus diesen Halbverhältnissen herauszuretten *).

In die Zeit, wo die Freude über Maximilianen's Nähe noch in voller Blüthe stand, in den Anfang des Jahres 1774, gehört eine kleine charakteristische Begebenheit, von der es uns nicht irren darf, daß Goethe sie in Wahrheit und Dichtung erst im Anfange des vierten Theils erzählt; denn er bevorwortet diesen Theil ausdrücklich mit der Erklärung, daß er in seinen Mittheilungen nicht streng chronologisch verfahren wolle. In dem oben erwähnten Briefe an Frau Jacobi aus dem Februar 1774 ist darauf in folgender

---

*) Eine interessante Stelle über Goethe's Verhältniß zu Max La Roche enthalten die „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck," herausgegeben von Wagner (Leipzig 1847). Merck schreibt am 29. Jan. 1774 an seine Gattin: „La semaine passée je fus à Francfort voir notre amie de la Roche. C'est un assez singulier mariage que celui qu'elle a fait faire à sa fille. C'est un homme assez jeune, mais chargé de 5 enfants. D'ailleurs assez riche, mais un négociant qui a fort peu d'esprit au-delà de celui de son état. C'était un triste phénomène pour moi d'aller chercher notre amie à travers des tonneaux de harengs, des fromages. Il paraît qu'elle s'est laissée induire par Mr. Dumeiz, qui n'a consulté que la fortune et l'avantage particulier pour lui d'avoir une maison agréable à fréquenter. Tu aurais dû voir Madame de la Roche faire tête à tous ces propos et badinages de ces gros marchands, supporter leurs dîners magnifiques et amuser leurs lourds personnages. Il s'est passé des scènes terribles, et je ne sais, si elle ne sera pas accablée sous le fardeau de ses regrets. Goethe est déjà l'ami de la maison, il joue avec les enfants et accompagne le clavecin de Madame avec la basse. (Vergl. Thl. I, S. 98, Anmerk.) Mr. Brentano, quoique assez jaloux pour un Italien, l'aime et veut absolument qu'il fréquente la maison." Man vergesse aber nicht, aus wessen Feder diese Andeutungen geflossen sind.

Stelle hingedeutet: „Vor zehn Tagen ohngefähr waren unsere Damen hinausgefahren, unsern pantomimischen Tanz mit anzusehen. Da haben wir uns prästirt!" Bettine Brentano, Maximilianens Tochter, berichtet die Geschichte in ihren Briefen an Goethe in folgender Weise: „An einem hellen Wintermorgen, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest Du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren: Mutter, Sie hat mich ja doch nicht Schlittschuh laufen gesehen, und das Wetter ist heut so schön! Ich zog meinen karmoisinrothen Pelz an (so läßt Bettine die Mutter erzählen), der einen langen Schlepp hatte und vorn herunter mit goldenen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus. Da schleift mein Sohn herum, wie ein Pfeil, zwischen den Andern durch; die Luft hatte ihm die Backen roth gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen. Wie er nun den karmoisinrothen Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsche und lacht mich ganz freundlich an. Nun, was willst Du? sag' ich. — Ei Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir Ihren Sammetrock. — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin wie ein Göttersohn, auf dem Eise! Bettine, wenn du ihn gesehen hättest! So was Schönes gibt's nicht mehr; ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder hereinlief, und wie da der Wind ihm den Schlepp lang hinten nachtrug! Damals war Deine Mutter mit auf dem Eise, der wollte er gefallen!"

Konnten solche Anomalieen in seinem Betragen, die unter den pedantischen Reichsstädtern kein geringes Aufsehen erregten, ihm den Verdacht der Eitelkeit zuziehen, so offenbarte sich in anderen ein sittlicher Enthusiasmus, der begierig nach jeder Gelegenheit griff, etwas wirklich oder scheinbar Gutes zu vollführen. In der Nacht vom 28. auf den 29. Mai *) brach Feuer in der engen Judengasse aus, das

*) Brief an den dänischen Consul Schönborn in Algier vom 1. Juni 1774. Es ist auffallend, daß Goethe nirgendwo in Wahrheit und Dichtung dieses Man=

schnell und gräßlich überhand nahm. Goethe eilte hin, stellte sich, in seinen Schuhen und seidenen Strümpfen, mit ein paar vollen Eimern auf und bewirkte durch Beispiel und Zuruf, daß eine Gasse gebildet wurde, worin man die Eimer herauf und hinab reichte. Kaum aber war diese lebendige, zweckmäßig wirkende Maschine, die damals noch etwas Neues gewesen zu sein scheint, in Thätigkeit, so begann sich in den Theilnehmenden der Muthwille zu regen. Armselige Flüchtende, die mit ihrer elenden Habe auf dem Rücken in die bequeme Gasse geriethen und nun unausweichlich hindurch mußten, wurden von ausgelassenen Jünglingen angespritzt und verhöhnt. Goethe brachte sie durch rednerische Strafworte zur Einstellung des Frevels. Umsonst war aber sein Bemühen, Freunde, die sich aus Neugier eingefunden, zu dem feuchten Geschäft heranzuziehen; es gelang ihm nur bei Wenigen, die Andern lachten und schüttelten die Köpfe; denn es war damals noch nicht Sitte, daß sich Patricier zu so gemeinen Hilfsleistungen herbeiließen; und so ward denn Goethe's „wunderliche Licenz" zur Stadtgeschichte des Tages. Er selbst schrieb aber an den Consul Schönborn: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt, und bin aber und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind."

Der glänzende Erfolg, den unser Dichter durch sein erstes literarisches Auftreten errungen hatte, mußte ihn natürlich in dem Kreise seiner jüngeren Freunde, von denen einige sich selbst eine productive Kraft zutrauten, mehr und mehr zum Haupt und Mittelpuncte machen. Shakespeare und die Alten waren hochverehrt in dem Kreise; kraftgenialischer Witz, frische Natürlichkeit, sprudelnder Humor und derbe Satyre belebten und würzten den gesellschaftlichen Verkehr; der Geist der Sturm- und Drangperiode stellte sich hier concentrirt dar. Besonders herrschte unter den jungen Gesellen die

---

nes gedenkt, zu dem er und seine Aeltern längere Zeit hindurch in freundschaftlichem Verhältnisse standen. Fr. Ernst von Schönborn, aus Stolberg (geb. 1737, gest. 1817), entzückte die Stolberg, Gerstenberg und die Göttinger mit seinen schwungreichen Freiheitsoden. Von den Humanitätsideen seiner Zeit entzündet, machte er eine Reise von Algier nach Petersburg, um Rußland zur Vertilgung der Raubstaaten zu bewegen. (S. Gervinus, V, 42.)

Leidenschaft, Alles zu dramatisiren; die geringfügigsten Vorfälle riefen kleine dramatische Improvisationen hervor. Zu jenem Zirkel gehörten außer den mehrerwähnten Jugendgenossen Horn und Riese und dem Postaccessisten Bernhard Crespel wahrscheinlich jetzt schon Ludwig Passavant und der Componist Joh. André aus Offenbach, deren beider wir später noch zu gedenken haben werden; ferner Fr. Maxim. Klinger aus Frankfurt, um einige Jahre jünger als Goethe (geboren 1753), ein ächter Repräsentant der Genieperiode, von dem daher auch Gervinus eine Menge von Hauptzügen zur Charakteristik jener Zeit entlehnt hat. Sein Drama „Sturm und Drang" hat bekanntlich der ganzen Periode den Namen gegeben. Als er damals mit Goethe zuerst in Berührung kam, war seine Thätigkeit, wie die des Freundes, vorzüglich auf's Dramatische gerichtet. Eben in der Zeit, worin unsere Biographie weilt (im Jahr 1774), stritt er mit Leisewitz um einen Preis, den Schröder auf die beste Tragödie über Brudermord ausgesetzt hatte. Das bessere Stück Leisewitzens, Julius von Tarent, wurde Klinger's Zwillingen, als dem ungestümern und wildern, nachgesetzt; und während Leisewitz, durch den Spruch der Preisrichter tief gekränkt, seine poetische Laufbahn mit dem ersten Versuche schloß, ward Klinger durch die ihm günstige Entscheidung zu einer so hastigen Production aufgestachelt, daß er im nächsten Jahre mit nicht weniger als fünf Dramen auftrat, die in manchen Partieen und Charakteren den Einfluß Goethe's erkennen lassen. Dieser gibt in Wahrheit und Dichtung ein ziemlich günstiges Urtheil über Klinger's Productionen ab, wenn er gleich zugesteht, daß der Genuß derselben hier und da durch ein bitteres Mißwollen verkümmert werde. Dagegen lautet der Ausspruch unserer besten neueren Kunstrichter ziemlich einstimmig dahin, daß Klinger's Charaktere durchgängig bis in's Fratzenhafte unwahr seien, voll einer titanischen, gänzlich bewußtlosen Naturkraft, die sich in furchtbaren Phrasen und gräulichen Handlungen bloß gebe*).

Ein anderes Mitglied des jetzt in Frankfurt um Goethe versammelten Kreises, wie früher der Straßburger Gesellschaft, war

---

*) Vergl. Gervinus IV, 583 ff., Vilmar, S. 639 f.

Leopold Wagner (geb. 1747 in Straßburg). Da Goethe ihm, als einem anhänglichen Gesellen, seine Absichten mit Faust, namentlich die Katastrophe von Gretchen, mittheilte, so griff Wagner den Gegenstand auf und benutzte ihn zu einem Trauerspiele, der Kindsmörderin, „einem Stücke voll entsetzender Gemeinheit und Rohheit, das des Beneidens nicht werth war" *). Unrichtig ist Gervinus' und Vilmar's Annahme, daß Goethe sich für diesen Gedankenraub durch die Figur des Famulus im Faust gerächt habe, indem schon im alten Volksbuche Faust's Famulus den Namen Christoph Wagner führt.

Als Geistesgenossen des Frankfurter Kreises, wenn auch nicht in Frankfurt wohnend, können wir Reinhold Lenz (geb. 1750 in Liefland) betrachten, dessen Verhältniß zu Goethe sich, wie das Wagner's, noch aus der Straßburger Zeit herschrieb: Goethe hatte ihn in den letzten Monaten seines dortigen Aufenthaltes kennen gelernt, und war seitdem mit ihm in brieflicher Verbindung geblieben. Ueber den Charakter dieses seltsamen Mannes, den Vilmar und Gervinus gleich strenge beurtheilen, spricht sich Goethe in Wahrheit und Dichtung, so wie in den „Biographischen Einzelnheiten" glimpflich und schonend, und vielleicht auch gerechter als jene beiden Literarhistoriker aus. Er nennt ihn ein „seltsamstes und indefinibelstes Individuum." „Neben seinem Talente," sagt er, „das von einer genialen, aber barocken Ansicht der Welt zeugte, hatte er ein travers, welches darin bestand, Alles, auch das Simpelste, durch Intrigue zu thun, dergestalt, daß er sich Verhältnisse erst als Mißverhältnisse vorstellte, um sie durch politische Behandlung wieder in's Gleiche zu bringen. In dem Umgange mit seinen Freunden, Eleven (er kam als Hofmeister liefländischer Cavaliere nach Straßburg) und Bekannten war es seine Art, sich die närrischsten Irrwege auszusinnen, um aus Nichts Etwas zu machen, und ohne in der damaligen Epoche etwas Böses oder Schädliches zu wollen, übte er sich doch immer dergestalt, um in der Folge bei anderen Zwecken, die er sich vorsetzen mochte, auf die tollste Weise zu einer Art von Schelmen zu werden." Eine „fast in jeder Beziehung unedle

*) Gervinus, IV, 580.

Natur," wie ihn Vilmar nennt, kann Lenz nicht gewesen sein; wie hätte er dann bei einem Salzmann, Goethe, Wieland, Schlosser, Oberlin, bei der Sesenheimer Familie u. A. so lebhafte Theilnahme erregen können? Auch in Beziehung auf seine Productionen gebietet die Billigkeit, Gervinus' herber Kritik, der seine Stücke sämmtlich als eine Art schauderhafter Komödien, als moralisch und ästhetisch ungenießbare Conglomerate tragischer, grasser und lustiger Situationen bezeichnet, das Urtheil Goethe's gegenüber zu stellen. Dieser nennt sein Talent „ein aus wahrhafter Tiefe, aus unerschöpflicher Productivität hervorgegangenes, in welchem Zartheit, Beweglichkeit und Spitzfindigkeit mit einander wetteiferten," wobei er indeß zugibt, daß es, bei aller seiner Schönheit, durchaus gekränkelt habe.

Kaum war Götz von Berlichingen erschienen, als Lenz einen weitläufigen Aufsatz, „Ueber unsere Ehe" betitelt, an Goethe übersandte, worin er Beider Talente neben einander zu charakterisiren suchte. Da er in diesen Blättern auf die innigste Verbindung drang, so theilte ihm Goethe von nun an Alles vertrauensvoll mit, sowohl das schon Gearbeitete, als was er noch vorhatte, und umgekehrt schickte Lenz nach und nach seine Manuscripte: den Hofmeister (1774), den neuen Menoza (1774), die Soldaten (1776), die Nachbildungen des Plautus u. A. Wie ernstlich sich Goethe die Productionen des Freundes angelegen sein ließ, davon mag folgende, auf das letzte Werk bezügliche Stelle aus einem Briefe an Salzmann (vom 6. März 1773) als Beleg dienen, die uns zugleich einen Beweis gibt, daß sich mitten in der Sturm- und Drangzeit seine künstlerische Besonnenheit bis auf das kleinste Detail erstreckte. „Die Komödien anlangend," schrieb Goethe, „geht ja Alles nach Wunsch; ein Autor, der sich rathen läßt, ist eine seltene Erscheinung, und die Herren haben auch meist nicht Unrecht, ein Jeder will sie nach seiner Art zu denken modeln. Also, lieber Freund, hier keine Kritik, sondern nur die Seite, von der ich's ansehe. Unser Theater, seit Hanswurst verbannt ist, hat sich aus dem Gottschedianismus noch nicht losreißen können. Wir haben Sittlichkeit und Langeweile; denn für jeux d'esprit, die bei den Franzosen Zoten und Possen ersetzen, haben wir keinen Sinn, unsere Societät und Charakter bieten auch keine Modelle dazu; und also ennuyiren wir uns regel-

mäßig, und willkommen wird Jeder sein, der eine Munterkeit, eine Bewegung auf's Theater bringt. Und ich hoffe, von dieser Seite werden diese Lustspiele sehr Beifall haben. Nur wissen Sie, um in honnette Gesellschaft zu entriren, bedarf's eines Kleides, zugeschnitten nach dem Sinne des Publikums, dem ich mich produciren will, und über dieses Röckchen wollen wir rathschlagen. Zuvörderst keine Singularität ohne Zweck! Das ist, was gegen die lateinischen Namen spricht. Die allerunbedeutendsten sind besser. Leander, Leonora sind Geschöpfe, mit denen wir schon bekannt sind, wir sehen sie als alte gute Freunde auftreten. Besonders da übrigens das Costüm neu ist, der König in Preußen vorkommt und der Teufel. Bei Gelegenheit des Teufels muß ich meine Gedanken über's Fluchen und Schwören im Drama sagen. Wenn gemeine Leute streiten, ist die Exposition der Gerechtsame sehr kurz; es geht in's Fluchen, Schimpfen und Schlagen über, und der Vorhang fällt zu. Leute von Sitten werden höchstens in einem Anfall von Leidenschaft in einen Fluch ausbrechen, und das sind die beiden Arten, die ich dem Drama vergönnen möchte, doch nur als Gewürz. Nun aber die Betheuerungsflüche möcht' ich vom Theater ganz verbannen. Im gemeinen Leben sind sie schon lästig uud zeugen von einer leeren Seele, wie alle Gewohnheitsworte, und im Drama mag es gar leicht für einen Mangel der dialogischen Verbindungsfähigkeit angesehen werden. Auch hat der Uebersetzer sie oft hingestellt, wo Plautus gar nichts hat u. s. w." So einläßlich beschäftigte sich Goethe mit Lenzens Schriften und bemühte sich auch, Verleger dafür zu gewinnen, ohne zu ahnen, daß dieser ihn unterdessen zum Hauptgegenstande seines imaginären Hasses und einer grillenhaften Verfolgung ausersehen hatte. Wir werden auf diesen Punkt noch später bei zwei Gelegenheiten zurückkommen.

Kehren wir zu dem Frankfurter Freundeskreise zurück, so drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Goethe's Verkehr mit demselben einer stillen, folgerechten Entwickelung seines Talents nicht günstig sein mußte. Er gesteht auch selbst, daß namentlich jene unwiderstehliche Lust, jedes nur einigermaßen bedeutende Begegniß zu einem kleinern dramatischen Produkt, wie wir deren bald ein Paar kennen

lernen werden, zu verarbeiten, ihn von der Vollendung größerer dramatischen Entwürfe abgehalten habe. Wie aus einem Briefe an Schönborn erhellt, trug er damals noch einige Plane zu umfassenden Dramen mit sich herum; namentlich beschäftigte er sich mit seinem Cäsar, dessen wir bei der Straßburger Zeit gedachten; aber das muntere Treiben im Kreise seiner Freunde, und der Zudrang von Personen, welche den so unvermuthet und kühn hervorgetretenen jungen Autor kennen zu lernen wünschten, zersplitterten Zeit und Kräfte. Dazu kam die fortdauernde juristische Praxis. Wie er im Juni 1773 an Kestner berichtete, daß er „garstige Prozesse führe", so finden wir ihn ein Jahr später als Bevollmächtigten der Erben der Vorstadt- und budneischen Handlung *) in öffentlichen Zahlungsaufforderungen die säumigen Schuldiger mit „ernsthaftern Maßregeln" bedrohen. Eben so wurden die Uebungen im Zeichnen fortgesetzt, und es gehören ungefähr in diese Zeit sein Portrait Crespel's, das jetzt im Besitz der Tochter desselben, der Frau Bergrath Buderus zu Frankfurt, sich befindet, die Zeichnung von Fräulein Klettenberg und ihrer Umgebung, deren Goethe selbst gedenkt, das Bild Riese's in schwarzer Kreide, das von Riese's noch lebendem Neffen aufbewahrt wird, so wie der gemalte Ofenschirm mit dem Kopfe Virgil's nebst Emblemen, den er seinem Freunde Hieronymus Peter Schlosser verehrte. Das lateinische Dankgedicht des Letztern **) erwiderte Goethe mit den Versen „An Schlosser", die sich in seinen Werken unter der Rubrik „An Personen" finden.

Damit hätten wir übersichtlich die Lebensbezüge Goethe's bis zum Ende des Zeitraums verfolgt, den wir für das vorliegende Capitel abgesteckt haben, und wenden uns nunmehr zur Betrachtung der in denselben fallenden Geisteserzeugnisse. Das erste unter ihnen, wenn auch vielleicht nicht der Zeit, doch jedenfalls der Wichtigkeit nach, sind die Leiden des jungen Werther's, die in noch höherm Grade, als selbst der Götz von Berlichingen, die Augen der Welt auf den jungen Dichter hinlenken sollten. Goethe erzählt selbst, wie die damals herrschende psychische Krankheit des Lebensüberdrusses

---

*) S. Maria Belli VI, 56. 59.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 452 f.

auch ihn ergriffen, und er, nach seiner Weise, durch ein poetisches Werk sich davon zu befreien gesucht habe. Jene Zeitkrankheit, der Grundlage nach schon länger vorhanden, aber durch Klopstock, und noch mehr durch die Engländer, namentlich durch Young und Ossian genährt, bestand „in einer völligen Herabstimmung aller sittlichen, oft auch aller physischen Kraft des Menschen; in einer schmerzlichen Passivität, die sich von Gefühlen, Stimmungen, Launen, Anwandlungen aller Art hin und her wiegen ließ, und in diesen Gefühlen und Stimmungen das eigentliche Leben und den Werth des Lebens suchte; in einer Weichheit, die stets von Thränen überquoll und durch die geringste Berührung mit der wirklichen Welt sich bis in's Innerste verletzt, bis auf den Tod verwundet fühlte; in einer Empfindlichkeit, die vor den Menschen und den menschlichen Verhältnissen, als grausamen Zerstörern der innern Welt, der süßen Gefühle, Ideale und Träume, zurückfloh, und sich dafür mit krankhafter Innigkeit, mit brennender, verzehrender Leidenschaftlichkeit an die unbelebte Natur und die Thierwelt anschloß, als die einzigen wahren Freunde, die das geheime Weh verstünden, achteten und darum ungestört ließen; in einer Todessehnsucht und Verzweiflung am Leben, welche alsbald eintrat, wenn der Conflict des reizbaren Gefühls und der träumerischen Ideale mit der Wirklichkeit des prosaischen Lebens sich offenbarte" *).

In unserm Roman ist nun diese herrschende Krankheit in einem genialen Individuum dargestellt, das seine Aehnlichkeit mit dem Dichter nicht verleugnet. Er selbst hatte diese Zustände, alle Stadien dieser Krankheit bis zu den Gedanken an Selbstmord in sich durchgelebt, und mit um so größerer Energie, je reger und reicher sein Gemüthsleben, je weicher sein Herz, je schwungvoller seine Phantasie war. Schon seit ein paar Jahren her, so erzählt er, trieben sich die Elemente zu der Dichtung in seinem Innern herum, aber sie wollten sich nicht zu einem abgerundeten künstlerischen Ganzen gestalten; es fehlte eine Begebenheit, eine Fabel, worin sie sich verkörpern konnten. Da erhielt er auf einmal die Nachricht von dem

*) Vilmar, Literaturgesch. S. 549.

Selbstmord eines jungen Mannes, dessen oben bei seinem Aufenthalte zu Wetzlar gedacht ist, des jungen Jerusalem, und unmittelbar nach dem allgemeinen Gerüchte die umständlichste Beschreibung des Vorgangs, und „in diesem Augenblicke", sagt er selbst, „war der Plan zu Werther'n gefunden; das Ganze schoß von allen Seiten zusammen und ward eine solide Masse, wie das Wasser im Gefäße, das eben auf dem Punkte des Gefrierens steht, durch die geringste Erschütterung in Eis verwandelt wird." Er suchte sich jetzt äußerlich völlig zu isoliren, verbat sich sogar die Besuche seiner Freunde, legte auch innerlich Alles bei Seite, was keinen unmittelbaren Bezug auf seinen Vorsatz hatte, und schrieb „nach so langen und geheimen Vorbereitungen" den Werther in vier Wochen, ohne daß vorher ein Schema des Ganzen oder der Behandlung eines Theiles aufgesetzt gewesen wäre.

Nun bringt aber Goethe in seiner Selbstbiographie auch das Verhältniß zu Maximiliane La Roche mit dem Ursprunge des Romans in Verbindung, und erklärt die leidenschaftliche Wärme, die er seiner Dichtung eingehaucht, theilweise daraus, daß ihm zur Zeit der Abfassung etwas Aehnliches mit der jungen Frau Brentano, wie dem Helden des Romans mit seiner Geliebten, widerfahren sei. Hier muß aber Eines von Beiden, entweder der Zusammenhang des Romans mit diesem Verhältnisse, oder die Angabe über die Zeit der Abfassung, auf einer irrthümlichen Erinnerung beruhen. Denn, wie oben gezeigt worden, knüpfte sich ein näheres Verhältniß zur jungen Frau Brentano erst in der zweiten Hälfte des Januars 1774 an; die ausführlichen Nachrichten üben den Tod Jerusalems*) sandte ihm aber Kestner bereits im November 1772 zu. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, daß Goethe den ersten Plan zu seinem Werther, wenn auch nur in ganz allgemeinen Umrissen, schon gleich nach dem Empfange der Kestner'schen Mittheilungen gefaßt, daß also die erste innere Conception der Dichtung schon dem Ende des Jahrs 1772 angehört. Aber wahrscheinlich trug er den Gedanken eine geraume Zeit im Stillen mit sich herum, ehe er die Feder dazu ansetzte. Daß

*) S. „Goethe und Werther", herausgeg von A. Kestner, S. 86 ff.

dieses jedoch erst 1774 nach der Vermählung von Maximiliane La Roche geschehen sei, steht nicht so fest, als Düntzer in seinen Studien zu Goethe's Werken es (S. 114) behauptet. Um die Mitte Juni 1773 meldete Goethe an Kestner: „Und so träume ich denn und gängle durch's Leben, schreibe Dramata und Romane und dergleichen." Eine bestimmtere Hindeutung auf unsere Dichtung finden wir schon in einem Briefe an Kestner aus dem Juli 1773. Mit Beziehung auf den Götz heißt es darin: „Ich bin recht fleißig, und wenn's Glück gut ist, kriegt Ihr bald wieder was, auf eine andere Manier .... Heute vorm Jahr war's doch anders; ich wollte schwören; in dieser Stunde vorm Jahr saß ich bei Lotten. Ich bearbeite meine Situation zum Schauspiel*), zum Trutz Gottes und der Menschen. Ich weiß, was Lotte sagen wird, wenn sie's zu sehen kriegt, und ich weiß, was ich ihr antworten werde." Am 15. September 1773 vertraute er Kestner'n, daß das Gedicht „der Wanderer" in Wetzlar entstanden sei, und unter der Allegorie Lotte und ihn verhülle. „Ich hab' Euch immer," fügte er hinzu, „bei mir, wenn ich etwas schreibe. Jetzt arbeite ich einen Roman, es geht aber langsam." In einem andern Briefe an Lotte, von dem der Herausgeber freilich nicht wußte, ob er ihn dem Jahr 1773 oder dem Jahre 1774 zutheilen sollte (er hat ihn zwischen beiden Jahrgängen eingereiht), heißt es: „Liebe Lotte, es fällt mir den Augenblick so ein, daß ich lange einen Brief von Dir habe, auf den ich nicht antwortete. Das macht, Du bist diese ganze Zeit, vielleicht mehr als jemals, in, cum et sub (laß Dir das von Deinem gnädigen Herrn erklären) mit mir gewesen. Ich lasse es ehestens drucken — es wird gut, meine Beste." Hierzu kommt, daß Frau Jacobi am 6. November 1773 an Goethe schrieb: „Ueber Ihren mir zugeschickten Roman freue ich mich herzlich." Der Zusatz „er hat mich amüsirt" läßt freilich nicht gleich an Werther denken, ließe sich aber, bei der Annahme einer Beziehung auf denselben, daraus erklären, daß es die ersten Bogen des Romans sein mochten,

*) Goethe will damit nicht sagen: zum Drama, sondern zur Schau für die Menschen, und zum Trutz Aller, die sich daran ärgern mögen.

worin sich Werther's tragisches Schicksal noch nicht entwickelt. Wie dem auch sein mag, so bleibt es wahrscheinlich, daß unser Roman, wie ich bereits in der ersten Auflage dieser Schrift angenommen habe, zum Theil wenigstens im Jahr 1773 abgefaßt worden; und auf Goethe's Behauptung, ihn auf Einen Guß in vier Wochen geschrieben zu haben, möchte nicht viel zu geben sein. Die Nachricht, welche Merck seiner Gattin am 14. Februar 1774 gab, daß Goethe, von dem Erfolge seines Götz berauscht, jetzt ganz in neuen Compositionen lebe (»il n'existe que dans les compositions qu'il prépare pour le public«), dürfte nicht sowohl auf Werther, als auf jene projectirten dramatischen Stücke zu beziehen sein, worin Goethe, gleich nach Vollendung des Götz, „sich von diesem Wendepunkt der deutschen Geschichte vor- und rückwärts zu bewegen und die Hauptereignisse in gleichem Sinne zu bearbeiten" suchte. Den Roman aber mußte Merck damals wohl schon gelesen oder gehört haben; auch war schon die Zeit des Erscheinens vorläufig festgesetzt; denn er schreibt an seine Gattin: »Je prévois qu'un roman, qui paraîtra de lui à pâques, sera aussi bien reçu que son drame.«

Immerhin ist es aber möglich und selbst wahrscheinlich, daß Goethe nach der Vermählung von Maximiliane La Roche das Ganze noch einmal überarbeitet, und aus dem neuangeknüpften Verhältnisse noch Einiges eingewebt habe; und diese schließliche Redaction der ersten Ausgabe mochte etwa in den März 1774 fallen, wo er an Kestner schrieb: „Die Max La Roche ist hierher verheirathet, und das macht einem das Leben noch erträglich, wenn anders dran etwas erträglich zu machen ist. Wie oft ich bei Euch bin, heißt das in Zeiten der Vergangenheit, werdet Ihr vielleicht ehestens ein Document zu Gesichte kriegen." Weiterhin in den Briefen an Kestner ist von dem Roman als einem bereits fertigen die Rede. So schrieb er im Mai: „Ich sehe sie (Lotte'n) immer noch, wie ich sie verlassen habe, daher ich auch weder Dich als Ehemann kenne, noch irgend ein ander Verhältniß als das alte, — und sodann, bei einer gewissen Gelegenheit, fremde Leidenschaften aufgeflickt und ausgeführt habe, daran ich Euch warne, Euch nicht zu stoßen," — und in

einem andern Briefe desselben Monats: „Adieu, ihr Menschen, die ich so liebe, daß ich auch der träumerischen Darstellung des Unglücks unseres Freundes die Fülle unserer Liebe borgen und anpassen mußte." Der Roman erschien nicht, der anfänglichen Absicht gemäß, zu Ostern. Erst im September schickte er ein Exemplar an Kestner; und die Leipziger Messe brachte ihn um jene Zeit ins Publikum. Vielleicht hatte ihn die Besorgniß, daß Kestner und Lotte an dem Buche Anstoß nehmen würden, die Veröffentlichung hinausschieben lassen.

Goethe sagt in einem Briefe an Lavater (den 26. April 1774), er habe der Geschichte Jerusalem's seine Empfindungen geliehen, und so mache es ein wunderbares Ganze. Richtiger könnte man noch sagen, er habe die Fabel aus eigenen Erlebnissen und der Geschichte Jerusalem's zusammengeschmolzen, und das Ganze mit seinen Empfindungen und Gedanken beseelt. Während im ersten Buche das Leben des Verfassers in Wetzlar vorherrschend zu Grunde gelegt ist, besteht das factische Gerüst des zweiten Buches zum guten Theile aus den Schicksalen Jerusalem's. Freilich fehlt es in beiden Theilen auch nicht an mehrfachen Abweichungen von den wirklichen Umständen und dem thatsächlichen Verlauf; und diese Abweichungen waren theils durch dichterische Zwecke bedingt, theils flossen sie wohl auch aus dem Bestreben, die copirten Figuren und Verhältnisse durch Veränderung einzelner Züge unkenntlich zu machen. So läßt Goethe im Roman den Amtmann auf einem fürstlichen Jagdhofe anderthalb Stunden von der Stadt wohnen, während das deutsche Haus, die Wohnung des Amtmanns Buff, in Wetzlar lag. Albert ist zur Zeit, wo Werther Lotten's Bekanntschaft macht, abwesend, wogegen, wie wir oben hörten, Goethe's Bekanntschaft mit Charlotte Buff durch Kestner vermittelt wurde. Gegen die Ohrfeigen, die Werther's Lotte austheilt, protestirte Kestner selbst (in einem Briefe aus dem Jahr 1783), und erklärte sie für „weder in der wahren Geschichte gegründet, noch dem Charakter der geschilderten Lotte genug angemessen." Eben so fand er den Umstand anstößig, daß Lotte dem Werther gleich auf dem Balle ihr Verlobtsein zu verstehen gegeben; *seine* Lotte habe solches schon aus dem Grunde nicht äußern können, weil sie nie eigentlich miteinander versprochen gewesen seien. Ueberhaupt, meinte er in einem Briefe an Hennings

vom 7. November 1774, hätte Goethe darin seine Lotte „treuer schildern sollen, daß sie viel zu klug und zu delicat war, als ihn einmal so weit kommen zu lassen, als im ersten Theil geschehen;" doch gab er zu, daß im Ganzen Lottens Portrait das seiner Frau sei, so wie auch Werther viel von Goethe's Charakter und Denkart habe; Albert aber hätte ein wenig wärmer sein müssen, um seinem Original zu gleichen. — Es begegnet uns hier eine wunderbare Umkehrung des gewöhnlichen Verhältnisses von Dichtung und Wirklichkeit zu einander. Sind in der Regel die aus der Wirklichkeit genommenen Charaktere in der Dichtung veredelt und idealisirt, so sah sich Goethe hier genöthigt, wie seinen eigenen Charakter, so auch die von Kestner und Lotte, tiefer zu stellen, um die poetische Wahrscheinlichkeit zu retten. Er selbst hatte Werther's Seelenzustände, wie sie im ersten Buche geschildert werden, durchgelebt, aber er war eine zu kräftige und gesunde Natur, um wie Werther unterzugehen; er besaß, besonders in seinem poetischen Talent, eine unversiegbare Wiederherstellungskraft. Aber auch Kestner's und Lottens Seelenadel hatten wesentlich dazu beigetragen, ihm den Sieg über sich selbst zu erleichtern; und so rückte er denn im Roman alle drei Charaktere tiefer hinab, damit es möglich würde, aus seinen und Jerusalem's Erlebnissen ein Ganzes zu bilden.

Goethe stand, ebensowenig wie Kestner, mit dem unglücklichen jungen Manne zu Wetzlar in einem nähern Verhältnisse; er traf ihn nur bisweilen bei Freunden. „Der arme Junge!" schrieb Goethe auf die Nachricht von seinem Tode an Kestner, „wenn ich zurückkam vom Spaziergange, und er mir begegnete hinaus im Mondenschein, sagte ich: er ist verliebt. Gott weiß, die Einsamkeit hat sein Herz untergraben und —. Seit sieben Jahren*) kenn' ich die Gestalt; ich habe wenig mit ihm geredet; bei meiner Abreise nahm ich ihm ein Buch mit, das will ich behalten und sein gedenken, so lange ich

*) Der Herausgeber der Schrift „Goethe und Werther" bemerkt hierzu: „Es ist uns nicht bekannt, daß Er den Jerusalem in frühern Zeiten gekannt habe. Sollten etwa sieben Monate gemeint sein?' Schwerlich, denn auch das ist eine etwas zu lange Zeit für den Aufenthalt in Wetzlar; vielmehr müssen Goethe nnd Jerusalem zusammen in Leipzig gewesen sein.

lebe*)." Er schildert ihn als einen hübschen, blonden, blauäugigen Jüngling von weichen, ruhigen Zügen und mehr rundem, als länglichem Gesicht, wohlgebaut und mittlerer Größe. Seine Kleidung war die unter den Niederdeutschen, in Nachahmung der Engländer, hergebrachte: blauer Frack, ledergelbe Weste und Unterkleider, und Stiefel mit braunen Stolpen. Seine Aeußerungen waren mäßig und wohlwollend. Er nahm an den verschiedensten Productionen Antheil; besonders liebte er Zeichnungen und Skizzen, worin man einzelnen Gegenden ihren stillen Charakter abgewonnen hatte. Nach Kestner las er sehr viele Romane, und von den Trauerspielen gerade die tragischten am liebsten; auch liebte er philosophische Schriftsteller, besonders Leibnitz und Mendelssohn's Phädon, und grübelte darüber viel. Er schrieb selbst einige philosophische Aufsätze, die Lessing 1776 mit Zusätzen und einem Vorwort herausgab, worin es unter Anderm heißt: „Seine Laufbahn war kurz, sein Leben schnell; doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein viel leben ist, so waren seiner Jahre nur für uns zu wenig. — Der junge Mensch, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn."

Jerusalem war im September 1771 als Braunschweig-wolfenbüttel'scher Gesandtschaftssecretair nach Wetzlar gekommen und bekleidete diese Stelle bis zu seinem Tode gegen Ende October 1772. An jenem Ritterwesen und Mummenspiele nahm er keinen Antheil, sondern lebte sich und seinem Sinnen und Träumen. Er besuchte häufig das Haus des Geheim-Secretairs H... von der pfälzischen Gesandtschaft und faßte eine entschiedene Leidenschaft für die Gattin seines Freundes. Nach den Nachrichten Kestner's verbot dieser ihm zuletzt, auf das Verlangen der Gattin, den fernern Besuch des Hauses; und dieß gab ohne Zweifel den Ausschlag zur Ausführung des Selbst-

---

*) Goethe hat Wort gehalten. Noch nach fünfzig Jahren widmete er dem „vielbeweinten Schatten" in der Trilogie der Leidenschaft ein tiefempfundenes Gedicht.

mordes. Die „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther" leitet dagegen die Motive seiner letzten That nicht sowohl aus leidenschaftlicher Liebe, als aus Ehrbegierde und den Verdrießlichkeiten her, die ihm sein Beruf und das Verhältniß zu einem störrischen Vorgesetzten (dem braunschweigischen Gesandten Höffler) bereiteten; und auch Kestner räumt ein, daß diese, nebst Jerusalem's Hang zur Einsamkeit, mitgewirkt haben können, den schrecklichen Entschluß zur Reife zu bringen. Er hatte sich schon lange mit dem Gedanken des Selbstmordes beschäftigt und dessen Rechtmäßigkeit bei mehrern Gelegenheiten zu vertheidigen gesucht. Der im zweiten Buche, im Briefe vom 15. März, erzählte Vorfall ereignete sich, nach der „Berichtigung", bei dem Präsidenten Grafen von B. (Bassenheim), gleich nach Jerusalem's Ankunft zu Wetzlar, unter etwas abweichenden Umständen. In der Darstellung des Selbstmordes folgte, wie sich jetzt aus der Schrift „Goethe und Werther" zeigt, der Dichter genau dem Berichte Kestner's; und so wurde dieser, ohne es zu ahnen, Mitarbeiter an einem Werke, dessen Erscheinen ihn auf's tiefste kränken sollte. Einzelne Stellen sind aus seinen Nachrichten wörtlich in den Roman aufgenommen worden; auch das Schlußwort: „kein Geistlicher hat ihn begleitet." Kestner's Pistolen haben wirklich als Werkzeug des Selbstmordes gedient; ein Facsimile des Billets, worin er sie von Kestner verlangte, ist in der Schrift „Goethe und Werther" mitgetheit; Goethe hat auch dieses Billet für den Roman benutzt.

So finden wir in dem Kunstwerk Wahrheit und Dichtung, fremde und eigene Erlebnisse, allgemeine Zeitstimmungen und individuelle Gefühle zu einem Ganzen verbunden; aber die Verschmelzung ist so innig, daß kaum irgendwo eine Spur von Heterogenität zu bemerken ist. Ueberhaupt gehört diese Dichtung in Beziehung auf Darstellungskunst zu den Meisterwerken ersten Ranges, obwohl ihr weder eine complicirte, kunstreich durchgeführte Handlung zu Grunde gelegt ist, noch eine Fülle mannichfaltiger Charaktere sich darin ausbreitet. Für Beides war in dem Werke kein Raum, weil es Schilderung einer Seelenstimmung, ein psychologisches Gemälde sein sollte. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, kann man die Production nicht genug bewundern; je näher man sie analysirt, desto

mehr erstaunt man, wie ein Werk, das auf den ersten Blick ein bloßer Erguß des feurigsten Gefühls, der jugendlichsten Einbildungskraft zu sein scheint, sich zugleich als eine weise berechnete Schöpfung des ordnenden Künstlerverstandes darstellt. Der Fortschritt ist höchst besonnen, die retardirenden, wie die beschleunigenden Motive sind äußerst wirksam und klug vertheilt; kein Stadium jener allgemeinen Seelenstimmung und der besondern Leidenschaft der Liebe, die aus ihr die höchste Kraft schöpft, so wie sie umgekehrt zu ihrer Steigerung und Zeitigung gereicht, ist übersprungen; wir sehen ein Gemüth, durch hundert kleine Stufen hindurch, in unheilbare, verzehrende Leidenschaft und Verwirrung gerathen, aus der es sich nur durch den Tod zu retten weiß.

Wenn wir sagten, daß für einen großen Reichthum verschiedenartiger Charaktere sich in dem Werke kein Raum darbot, so ist dagegen anzuerkennen, daß die wenigen Hauptcharaktere mit desto größerer Sorgfalt ausgeführt sind; und zwar ist der erste derselben, Werther, durchaus nicht als ein stehender und fertiger, sondern, ächt dichterisch, als ein werdender und wachsender, in steter Entwickelung begriffener dargestellt. Goethe charakterisirt ihn selbst in einem Briefe an Schönborn als „einen jungen Menschen, der, mit einer tiefen, reinen Empfindung und wahrer Penetration begabt, sich in schwärmende Träume verliert, sich durch Speculation untergräbt, bis er zuletzt durch dazu tretende unglückliche Leidenschaften, besonders eine endlose Liebe, sich eine Kugel vor den Kopf schießt.“ Es entwickelt sich in ihm ein Charakter vor uns, dem, wie Gervinus ihn treffend skizzirt, „alles Bestehende Hinderniß und Schranke ist.“ Wie er in der Kunst der Regel spottet, so auch in der bürgerlichen Gesellschaft, welche die Natur in uns zerstöre und nichts als Anständigkeit dafür biete. Collegien und Aemter scheinen ihm den Menschen nur zu vernichten, und an seiner Stelle nur Philister und Strohmänner zu bilden; die Gesetze sind ihm kaltblütige Pedanten; Regel und Ordnung ist ihm in Wohnung, Kleid, Amt, Schrift und Rede verhaßt; er schlägt aus gegen alle Mäkeleien an der Handlungsweise des Gefühls, an dem Glauben des Volks, an Allem, was Empfindung und Phantasie angeht; ihn reut keine Leidenschaft, die auch an Wahnsinn und Trunkenheit grenzte, denn er hat begrei-

fen gelernt, warum man alle außerordentlichen Menschen von jeher für Trunkene und Wahnsinnige ausschreien mußte. Ein solcher Mensch bekriegt alle Welt und verzärtelt nur sein eigenes Herz; lebt ihm ganz zu Gefallen, und verübelt sich's nicht, weil ein Gefühl des Menschlichen in diesem Herzen schlägt; er wendet sich von den Erwachsenen weg zu den Kindern, die ihm nicht wehe thun, von den Menschen zur Natur, die ihm nicht widerspricht, von der Wirklichkeit weg zur Dichtung, und innerhalb der Dichtung von der bewegten Welt des Homer zu den formlosen, schwermüthigen Schatten Ossian's; über Klopstock und Kleist begegnet seine Seele einem gleichgestimmten Wesen, das ihm die Verhältnisse entziehen; an Entbehren ist er nicht gewöhnt, an einen Vertrag, das Band des Lebens nicht einseitig aufzulösen, kann der Feind des Lebens nicht glauben. Er wird ein Raub der Empfindung, die mit einer Gluth und Wahrheit geschildert ist, daß wir nie ohne Seelenbewegung der Entfaltung dieses Charakters folgen werden, der die Marionetten in Grandison und in der Heloise in gewaltigen Schatten warf."

Ihm steht contrastirend gegenüber der Charakter Albert's. Seine Gesetztheit, Fassung und Mässigung bilden einen starken Gegensatz zu der Erregtheit und den Maßlosigkeiten Werther's. Er ist, ohne darum kalt und gefühllos zu sein, frei von der düstern Schwermuth, der zerfließenden Weichheit, dem schmerzhaften Naturgefühle, der Selbstquälerei mit gemachter oder wenigstens durch Grübeln gesteigerter Empfindung, kurz von der psychischen Krankheit der Zeit, woran Werther leidet. Ohne den Sinn für höhere Gemüthsforderungen, für edlere Geistesbildung ganz zu entbehren, weiß er sich in die Ansprüche des Lebens, in die Pflichten des Amtes, in die Convenienzen der Gesellschaft mit Geduld zu fügen. Scheint es hiernach nun, als ob er, als der geistig Gesunde, dem Bilde des psychisch Kranken zur Folie dienen sollte, so ist doch nicht zu verkennen, daß das Gleichgewicht seiner Seele eher die Folge einer gewissen Schwäche der Empfindung und der Phantasie, als einer starken Willenskraft und Selbstüberwindung ist. Wo nur ohnmächtige Feinde sind, da ist der Sieg leicht und nicht ruhmvoll. Albert erscheint als ein wohlgerathener Zögling der damaligen Gesellschaft mit ihren geistlosen und verknöcherten Formen, die ihm unverkennbar

etwas von dem Gepräge der Philisterei und Pedanterei aufgedrückt hat.

Zwischen ihm und Werther in der schönen Mitte steht Lotte. Sie vereinigt Tiefe und Reizbarkeit des Gefühles mit Selbstbeherrschung, reiche Fülle des Geistes und Herzens mit schönem Maße. In mancher Hinsicht gleicht sie der Heldin in dem epischen Gedicht Hermann und Dorothea, dessen Held dagegen ein ächter Anti-Werther ist. Es gewährt einen hohen Genuß, die Kunst des Dichters in der Entfaltung dieses Charakters zu verfolgen. Gleich in dem Briefe vom 16. Junius, wo wir zuerst Lottens Bekanntschaft machen, werden uns für ihr Körper- und Geistesbild so feste und prägnante Grundzüge gegeben, daß weiterhin nun eine deutliche Gestalt vor unserer Seele steht. In Beziehung auf ihr körperliches Bild befolgt der Dichter die Regeln, die alle großen poetischen Gestaltenmaler, wenn auch unbewußt und bloß von genialem Instinct geleitet, angewandt haben. Zuerst prädisponirt er Werther's, und zugleich des Lesers Phantasie: „Sie werden ein schönes Frauenzimmer kennen lernen, sagte mir meine Gesellschafterin, da wir durch den weiten, schön ausgehauenen Wald fuhren. Nehmen Sie sich in Acht, versetzte die Base, daß Sie sich nicht verlieben u. s. w." Dann kommt die genaue Bezeichnung des Locales, die glücklich gewählte Umgebung unserer Einbildungskraft zu Hilfe; sie erscheint im Vorsaal als ruhig hervorragende Gestalt unter den wimmelnden Kleinen, in einfach schöner Tracht. Darauf setzt der Dichter sie in Bewegung; sie holt Handschuh und Fächer und zeigt sich in ihrer leichten Behendigkeit, in ihrer ganzen gefälligen Art zu sein. Weiter malt uns der Dichter ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit in dem plötzlichen Eindrucke, den sie auf Werther macht; er weidet sich an den schwarzen Augen, den blühenden Lippen, den frischen, munteren Wangen. Solche specieller schildernde Züge sind wie absichtslos und mit großer Sparsamkeit eingeflochten, um der Phantasie des Lesers freiern Spielraum zu lassen. Ebenso kunstreich wird gleich in dem Briefe vom 16. Juni ihr Charakterbild skizzirt. Erst spiegelt sich allgemein und unbestimmt der Werth und die Schönheit ihres Charakters in der Wirkung ab, die sich in Werther's Aufregung schon zu Anfange des Briefes kund gibt. Dann läßt der Dichter unmittelbar

die anmuthige, leichte und gefällige Seite ihres Wesens hervortreten und zeigt sie zugleich, wie Dorotheen, in liebevoller Geschäftigkeit, wobei ihr der Umstand, daß sie die Geschäfte der Mutter übt, eine gewisse Würde gibt. Der Eindruck, den sie auf die Kinder macht, ist das zuverlässigste Zeugniß für ihre Herzensgüte, das bestgewählte Mittel einer indirecten Darstellung ihres Charakters, weil die Kinder fein fühlen und wahr sind im Ausdrucke ihrer Zuneigung und Abneigung. Und nun werden sogleich die zwei Hauptseiten ihres Wesens hervorgekehrt: einmal ihr reiches Gefühl, die Fülle ihres Gemüthes, der ideale Zug ihres Herzens, wodurch sie Werther'n verwandt ist, und dann ihre harmonisch beglückte Natur, die Zufriedenheit mit ihrem engen Dasein, ihre kindliche Theilnahme an den Freuden und Genüssen des Augenblickes, worin Werther ihr so wenig gleicht. Sie denkt nicht daran, sich vor anderen Mädchen auszuzeichnen, sie schwatzt mit ihnen über Kleider und Hüte, sie liebt leidenschaftlich, wie sie, den Tanz. Dagegen läßt der Dichter am Schlusse des Briefes, wo sie und Werther am Fenster stehen, und in die Gewitterlandschaft hinausschauen, ihr Charakterbild idealisch aufstrahlen; höchst glücklich ist das Klopstock'sche Gedicht benutzt, um mit Einem Schlage eine mächtige Wirkung zu erzielen.

Wir müssen darauf verzichten, die bewunderungswürdige Charakteristik Lotten's weiter zu verfolgen, so wie auch die Kunst zu betrachten, womit die Localitäten vergegenwärtigt, und Jahreszeiten, Landschaftbilder und Natur überhaupt als Hintergrund und Folien der Dichtung behandelt sind. Nur über Form und Styl derselben im engern Sinne seien uns noch ein paar Worte erlaubt. Wie das Werk mitten in einer Reihe dramatischer Productionen entstanden ist, so nähert es sich auch in seiner Darstellungsart der dramatischen Gattung; denn der Briefwechsel hat, wenn er lebhaft geführt wird, mit dem Dialog eine innige Verwandtschaft. Der Verfasser erzählt uns selbst in Wahrheit und Dichtung von einer Eigenheit, die ihn sogar das einsame Selbstgespräch zum Zwiegespräche umbilden ließ. Gewöhnt, seine Zeit in Gesellschaft zuzubringen, verwandelte er auch das stille Denken zur geselligen Unterhaltung, indem er irgend eine Person seiner Bekanntschaft, meist solche, die mehr empfänglicher, als ausgebender Natur waren, im Geiste zu sich rief, und

mit ihnen einen ideellen Dialog anknüpfte. Mit einem Gespräche dieser Art sind die Werther'schen Briefe fast identischer Natur; und eine angemessenere Form läßt sich kaum für die Herzensergüsse eines in seinen Gefühlen verstockten Lebensüberdrüssigen ersinnen, dem jede heitere Gesellschaft zuwider, jeder frohe Lebensgenuß Anderer ein peinlicher Vorwurf, jeder rasche Widerspruch und Tadel unerträglich sind. Die eigenthümlichen Schwierigkeiten, welche die epistolarische Form in der Regel bei Romanen verursacht, traten hier weniger hervor, wo nicht sowohl ein Verlauf äußerer Begebenheiten, als die verschiedenen Phasen eines Gemüthszustandes darzustellen waren.

Die ungemeine Frische des Styls, die seelenvolle Lebendigkeit der Sprache, der wechselnde Reiz der Darstellung erklärt sich nun zum Theil daraus, daß, wie Goethe selbst bekennt, der Inhalt der Werther'schen Briefe erst in solchen ideellen Unterhaltungen mit mehreren Individuen durchgesprochen wurde, ehe er in der schriftlichen Abfassung an einen Freund und Theilnehmer gerichtet ward. Eine so natürliche und hinreißende, so von Wärme und Leben pulsirende Prosa war bis dahin nicht, und ist auch vielleicht seitdem nicht wieder in deutscher Sprache geschrieben worden. Vermißt man bei anderen erzählenden Productionen Goethe's bisweilen die Gleichmäßigkeit der Darstellung, so ist hier Alles Ein Geist, Ein Feuer, Eine Haltung des Ganzen, was sich freilich auch leichter, als etwa in Wilhelm Meister erreichen ließ, weil der Umfang des Werkes kleiner war und die volle, reife Frucht rasch vom Baume abgeschüttelt werden konnte. An einzelnen Stellen erhebt sich Sprache und Darstellung zur höchsten Sphäre der Poesie. So werden namentlich die beiden Landschaften im Werther, musikalisch und plastisch zugleich, wie Jean Paul sagt, „als ein Doppelstern und Doppelchor durch alle Zeiten glänzen und klingen."

Bei solcher Macht der Darstellung und der nahen Beziehung des Stoffes zu den herrschenden Gefühlen der Zeit begreift sich denn auch die ungeheure Wirkung, die das kleine Werkchen hervorbrachte. Schon vor der Veröffentlichung durch den Druck richtete es Verwirrung unter Goethe's näheren Freunden an, denen er es im Manuscript mittheilte. Fühlte er sich selbst nach der Abfassung, wie nach

einer Generalbeichte, leicht und frei und wie zu einem neuen Leben berechtigt, weil er die Wirklichkeit zur Poesie verklärt hatte: so glaubten sie umgekehrt die Poesie in Wirklichkeit verwandeln und den Roman nachspielen zu müssen, und weckten und steigerten dadurch die Krankheit, deren Keim schon in ihnen lag. Dasselbe wiederholte sich, nach der Herausgabe der Schrift, in weiteren und weiteren Kreisen: alle Welt wurde von dem „Wertherfieber" ergriffen; in Schrift und Bild wanderten Werther und Lotte durch ganz Europa, bis nach China hin; mit leidenschaftlichem Eifer suchte man die historische Grundlage des Romanes zu ermitteln, der junge Jerusalem ward wie ein Heiliger verehrt, und noch heut zu Tage pilgern reliquiensüchtige Engländer nach einem Erdhaufen, den ein speculativer Wirth bei Wetzlar in seinem Garten als „Werther's Grab" hat bezeichnen lassen*).

Zur Erklärung und Entschuldigung dieser krankhaften stoffartigen Theilnahme des Publikums an dem Werke muß man gestehen, daß es freilich auch nur eine Krankheit der Zeit und nicht die Heilung darstellt. Ist es wahr, daß ein ächtes Dichterwerk, wie die Achilleus-Lanze, die Wunden heilen muß, die es schlug, so entsprechen Werther's Leiden nicht in jeder Beziehung vollkommen dem Begriffe eines wahrhaft poetischen Kunstwerkes. Wir sehen hier, wie ein edles Gemüth von einer verzehrenden Leidenschaft mehr und mehr umstrickt wird, zwar nicht ganz ohne Kampf, und über diesem Kampfe zeigen sich uns allerdings schöne Seiten des Geistes und Herzens; allein der Widerstreit ist doch zu schwach, um einen erhebenden Eindruck zu machen; und die Katastrophe wirkt vollends niederbeugend. Werther reißt sich vom Leben los, nicht etwa um seine Geliebte aus unlöslichen Verwickelungen zu retten, sondern weil ihm sein Zustand unerträglich geworden. Ebenso wenig als ein Selbstmord, um physischen Leiden zu entgehen, im Drama oder Romane behandelt werden dürfte, ebenso wenig eignet sich dazu ein Selbstmord, der psychische Schmerzen abschneiden soll. Man könnte hiergegen einwenden, daß, wenn auch nicht im Hauptcharakter eine Reinigung der Leidenschaft vor sich gehe, der Roman im Ganzen doch

*) Vilmar, S. 551.

diese Wirkung hervorbringe, indem er Albert und Lotte dem Werther gegenübergestellt. Allein da Werther das Interesse zu vorherrschend auf sich concentrirt, da der Dichter selbst mit dem Hauptshelden und seinen Grundsätzen zu sympathisiren scheint, so stellt sich sein Werk in der That beinahe als eine Apologie der Naturgewalt, als ein Protest gegen die menschliche Willenskraft dar. Auch das müssen wir zu Gunsten Goethe's einräumen, daß sein Werk die Heilung jener Zeitkrankheit vorbereitete, es verwandelte das schleichende, chronische Wertherfieber in ein acutes und beschleunigte die Krisis; aber die nächste Wirkung war immer doch eine Steigerung der Krankheit.

Schon Lessing war der Ansicht, wenn ein so warmes Product nicht mehr Unheil, als Gutes stiften solle, so müsse es noch eine kleine, kalte Schlußrede haben, ein paar Winke, wie ein anderer Jüngling, dem die Natur einen Werther'schen Charakter gegeben habe, sich vor einem gleichen Schicksal bewahren könne. Goethe scheint selbst, nach einem von Schöll veröffentlichten Blatte zu urtheilen, ursprünglich die Absicht gehabt zu haben, im Vorwort einige Worte der Warnung an den Leser zu richten. „Schöpfe nicht nur wollüstige Linderung aus seinen Leiden," heißt es im Entwurf, „laß, indem du es liesest, nicht den Hang zu einem unthätigen Mißmuth in dir sich vermehren, sondern ermanne dich, und laß dir dieses Büchlein einen tröstenden, warnenden Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst, dem du vertrauen magst u. s. w." Statt dessen brachte die erste Ausgabe nur das kurze, leicht mißzuverstehende Vorwort, worin der Dichter von „Bewunderung und Liebe" spricht, die man „dem Geist und Charakter" Werther's nicht versagen könne. Erst der zweiten Ausgabe waren einige Verse vorangeschickt, die mit der Mahnung schließen:

> Sieh, dir winkt sein Geist aus jener Höhle,
> Sei ein Mann und folge mir nicht nach!

Aber in der neuen, im Jahre 1787 erschienenen Bearbeitung des Romans, worauf wir später zurückkommen werden, fielen diese Verse wieder weg.

Es konnte nicht fehlen, daß Werther's Leiden, bei mannichfacher enthusiastischer Anerkennung, auch vielseitigen Widerspruch hervorriefen *), wie denn namentlich Nicolai mit seinen „Freuden des jungen Werther's" dagegen auftrat. Goethe, der über die Schrift nur aus ferner Erinnerung urtheilte, — denn sie war ihm seitdem nie wieder unter Augen gekommen, — bezeichnet sie treffend als ein „aus roher Hausleinwand zugeschnittenes Machwerk"; allein sie hat ohne Zweifel das Ihrige dazu beigetragen, der grassirenden Sentimentalität zu steuern. Bei Manchem mochten doch Stellen, wie die folgende, nicht ohne Anklang bleiben: „Werther hatte, seit er an der Mutter Brust lag, die Wohlthaten der Gesellschaft genossen, er war ihr dagegen Pflichten schuldig. Sich ihnen entziehen war Undank und Laster; sie ausüben würde Tugend und Beruhigung gewesen sein. Selbst nachdem er schon die hoffnungslosen Todesbriefe geschrieben hatte, selbst da noch, hätt' er gedacht, daß er Sohn, Bürger, Vater, Hausvater, Freund sein könnte und sein müßte, so konnte noch Trost und Zufriedenheit von vielen Seiten her auf seine bedrängte Seele fließen, wenn er nicht mit einem Stoße die Thüre zuwarf." Die Schrift enthält „voran und zuletzt ein Gespräch" über Goethe's Roman; den Kern derselben bilden „die Freuden des jungen Werther's", worin die Katastrophe der Goethe'schen Dichtung so abgeändert wird, daß daraus, wie Goethe sagt, zwar ein schmutziger Spectakel entsteht, aber die Sache doch zu Jedermanns Zufriedenheit endigt. Dann folgen noch zwei Abschnitte: „Leiden und Freuden Werther's des Mannes," worin Werther noch manche Prüfungen erleben muß, sogar für einige Zeit eine Scheidung von Lotte, bis wir ihn zuletzt als glücklichen Hausbesitzer, Gatten und Vater, gemäßigt in seinen Lebensansprüchen und mit einem bescheidenen Loose begnügt, verlassen.

So wenig Goethe übrigens von der Kritik Notiz nahm **), so

---

*) Eine lange Reihe durch Werther veranlaßter Schriften, die bis zum zweiten Viertel unsers Jahrhunderts reicht, hat Boas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken (I, 229 ff.) verzeichnet. Vergleiche ferner Studien zu Goethe's Werken von H. Düntzer (S. 183 ff.) und Lewes' Leben Goethe's. Wir glauben den Leser damit verschonen zu müssen.

**) Nach einem Briefe von F. Jacobi an Wieland (vom 22. März 1775)

scheint ihn doch Nicolai's Angriff etwas näher berührt zu haben. Wenigstens verfaßte er „zur stillen und unverfänglichen Rache" ein Spottgedicht: Nicolai auf Werther's Grabe. Goethe erklärt in Wahrheit und Dichtung, es lasse sich nicht mittheilen; dennoch ist es von Boas in seinen Nachträgen zu Goethe's Werken *) an's Licht gezogen worden. Mit cynischer Derbheit, die aber nicht über die Keckheit gewisser Stellen in den Fastnachtspielen oder im Götz hinaus geht, geißelt es Nicolai's philisterhaft beschränkte Sinnesart. Auch schrieb er noch gegen den unberufenen Kritiker einen prosaischen Dialog zwischen Lotte und Werther, der verloren gegangen, dem Hauptinhalte nach aber in Wahrheit und Dichtung skizzirt ist **).

Wie Werther's Leiden, so fällt auch die Farce „Götter, Helden und Wieland" spätestens in das erste Viertel des Jahrs 1774. In einem Briefe ohne Datum an Johanna Fahlmer, der nach der Stelle, wo ihn der Herausgeber eingereiht hat, dem Ende des Jahres 1773 angehören müßte, von Düntzer aber in den Februar oder März 1774 gesetzt wird, heißt es: „Ich muß Ihnen melden, gute Tante, daß ein gewisses Schand- und Frevelstück, Götter, Helden und Wieland, durch öffentlichen Druck vor Kurzem bekannt gemacht worden. Ich habe der Erste sein wollen, Sie davon zu benachrichtigen, daß, wenn Sie etwa darüber mit dem Verfasser zu brechen Willens wären, Sie's de bonne grace thäten, und ohne weiter zu brummen und zu mutzen, ihm einen Tritt vor'n H— gäben und sagten: Schert Euch zum Teufel, ich habe nichts Gemeines mehr mit Euch***!" In einem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 nennt er das Stück „ein schändlich Ding, worin er Wielanden auf eine garstige Weise über seine moderne Mattherzigkeit in Darstellung jener Riesengestalten der markigen Fabelwelt turlupi-

---

dichtete Goethe an demselben Abend, wo er die Freuden Werther's erhielt, die Arie in Erwin und Elmire: „Ein Schauspiel für Götter rc."

*) I, S. 13. Vergleiche meinen Commentar zu Goethe's Gedichten. I, S. 322 f.

**) Goethe's W. B. 22, S. 175.

***) Vgl. Goethe's Brief an Kestner, Mai 1774 (S. 206): „Mein garstig Zeug gegen Wieland macht mehr Lärm, als ich gedacht u. s. w."

nire." Es verdankte seinen Ursprung dem oben erwähnten Kreise junger Männer. Als ächte oberrheinische Gesellen kannten sie in Neigung, wie in Abneigung, keine Grenzen, und so ging auch die Verehrung Shakspeare's bei ihnen bis zur Anbetung. Wie sehr sie nun auch Wieland als Dichter schätzten, so verdroß es sie doch auf's Aeußerste, daß er in den Noten zu seiner Uebersetzung des großen Briten Mancherlei auf eine launische, einseitige Weise getadelt. Außerdem hatte er das Vergehen begangen, sich gegen die Abgötter jenes Zirkels, gegen die Griechen, zu erklären. Daß er in seiner Alceste Helden und Halbgötter zu modernen Gestalten umgebildet, hätte man ihm vielleicht hingehen lassen; aber unverzeihlich schien es und einer Züchtigung werth, daß er in einer Reihe von Briefen im Merkur (Febr. u. März 1773) seine Behandlungsweise der antiken Fabeln allzu parteiisch hevorhob und die derbe gesunde Natur, die den Productionen der Alten zu Grunde liegt, nicht anerkennen wollte. Und so ward denn eines Sonntags Nachmittags, als man eben diese Beschwerden leidenschaftlich durchgesprochen hatte, unser Dichter von der in der kleinen Societät herrschenden Wuth, Alles zu dramatisiren, plötzlich ergriffen, und schrieb, bei einer Flasche guten Burgunders, das ganze Stück in einer Sitzung nieder. Seine Genossen begrüßten es bei der Vorlesung mit großem Jubel, und das Manuscript ward sofort an Lenz nach Straßburg geschickt, der gleichfalls davon entzückt schien und sich vom Dichter die Erlaubniß zu erwirken wußte, es in Straßburg unter die Presse zu geben. Goethe erfuhr erst sechs Jahre nachher, von Friederike Brion, daß dieses einer von Lenzens ersten Schritten war, wodurch er ihm zu schaden gesucht hatte. Wieland benahm sich klug genug und empfahl in seinem Merkur „die kleine Schrift allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze', der sich aus allen möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen auswählt, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und dann sich recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist."

Die Farce hat für uns noch ein besonderes Interesse, weil sie den Geist, der in dem kleinen Gesellschaftskreise herrschte, auf's Lebendigste veranschaulicht und die ästhetischen, moralischen und religiö-

sen Principien desselben unumwunden darlegt. Als Vertreter der Poetik der jungen Starkgeister erscheint Euripides, ihre sittlichen und religiösen Grundsätze verficht besonders Herkules. Euripides hält so wenig, wie der Verfasser des Götz, etwas auf das Talent, „ein Theaterstück so zu lenken und zu ründen, daß es sich sehen läßt." Er meint, bei Licht betrachtet, sei es nichts, als „eine Fähigkeit, nach Sitte und Theaterconventionen und nach und nach aufgeflickten Statuten, Natur und Wahrheit zu verschneiden und einzugleichen." Was die moderne Welt Tugend nennt, ist dem Herkules ein „Unding, wie alle Phantasie, die mit dem Gange der Welt nicht bestehen kann." Ein braver Kerl ist ihm, wer (wie Götz und Egmont und Goethe selbst) mittheilt, was er hat. Als die Cardinaltugend wird die Liebe gepriesen, Freude am Lebensgenuß Anderer, die Erweiterung des eigenen Daseins durch das Mitempfinden fremder Lebenslust. Selbstbeherrschung, Keuschheit, Friedsamkeit stehen nicht in dem Canon der jungen Titanen. Ein Halbgott kann, seiner Gottheit unbeschadet, auch mitunter ein Flegel sein und sich betrinken. Tugend und Religion zählt Herkules zu den phantastischen Wolkengebilden; „die überläßt ein gescheidter Mann dem Winde, der sie zusammengeführt hat, wieder zu verwehen." Das Christenthum nennt Euripides „eine Secte, die allen Wassersüchtigen, Auszehrenden, an Hals und Bein tödtlich Verwundeten einreden will, todt würden ihre Herzen voller, ihre Geister mächtiger, ihre Knochen markiger sein."

War der Kreis junger Leute, der sich um Goethe versammelt hatte, mit seiner Leidenschaft Alles zu dramatisiren, der Ausführung größerer Compositionen hinderlich, so begünstigte er dafür um so mehr die Entstehung kleinerer dramatischen Arbeiten. „Ein einzelner, einfacher Vorfall", berichtet Goethe selbst, „ein glücklich naives, ja albernes Wort, ein Mißverstand, eine Paradoxie, eine geistreiche Bemerkung, persönliche Eigenheiten oder Angewohnheiten, ja eine bedeutende Miene, und was nur immer in einem bunten, rauschenden Leben vorkommen mag, Alles ward in Form des Dialogs, der Katechisation, einer bewegten Handlung, eines S ch a u s p i e l s dargestellt, manchmal in Prosa, öfter in Versen." Dabei

habe man nun, berichtet Goethe weiter, die Gegenstände, Begebenheiten, Personen so gelassen, wie sie sich vorfanden, d. h. man habe sie nicht idealisirt, nicht ihrer individuellen Beziehungen entkleidet, sondern nur sie deutlich zu fassen und lebhaft abzubilden gesucht. Alles Urtheil, billigend oder mißbilligend, sollte sich vor den Augen des Zuschauers in lebendigen Formen bewegen. Solche Productionen, meint er, könne man belebte Sinngedichte nennen, die, ohne Schärfe und Spitzen, mit treffenden und entscheidenden Zügen reichlich ausgestattet wären; und als eine Sammlung solcher Epigramme bezeichnet er das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern. Unter allen darin auftretenden Masken seien wirkliche Mitglieder der Societät, worin er sich damals bewegte, oder wenigstens ihr verbundene oder einigermaßen bekannte Personen gemeint.

Es möchte indessen bei den unzureichenden Nachrichten, die uns über die einzelnen Charaktere jenes Kreises zu Gebote stehen, schwer, ja unmöglich sein, die unter den Masken steckenden Personen herauszufinden; und wenn man sich das Jahrmarktsfest genauer ansieht, so kann man sich einiger Bedenken gegen die eben mitgetheilten Eröffnungen des Dichters nicht erwehren. Schwerlich möchten doch der Tyroler, der Bauer, der Nürnberger, die Tyrolerin, das Pfefferkuchenmädchen, der Wagenschmiermann, der Schweinmetzger und Ochsenhändler, der Zigeunerhauptmann und sein Bursche, der Citherspielbub, Marmotte, Ahasver, Esther, Haman, Mardochai sämmtlich als Masken von Mitgliedern jener Societät oder von Personen, die zu ihr in Beziehung standen, angesehen werden können; wenigstens sind nicht die Verhältnisse, die Personen gelassen, wie sie sich im Leben darboten, sondern das Ganze ist in ein phantastisches Licht gerückt, welches die individuellen Farben und Züge nicht hervortreten läßt, wie denn auch Goethe selbst sagt, der Sinn des Räthsels sei den meisten Betheiligten verborgen geblieben, alle hätten gelacht, aber nur wenige gewußt, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten. Vielmehr erscheint das Jahrmarktsfest, wenn man es unbefangen betrachtet, trotz seines engen Rahmens und des kleinen Raumes, worauf es ausgeführt ist, als ein sehr universelles Gemälde, als ein mit kecken und flüchtigen Pinselstri-

chen hingeworfenes mikrokosmisches Miniaturbild *). Es ist das ganze große Spiel des Lebens, welches der Dichter in der kleinen, anspruchlosen dramatischen Skizze uns vorführt. Die Hauptclassen und Stände, die Haupthebel des gesellschaftlichen Lebens, die Leidenschaften und Bedürfnisse, die es in Bewegung setzen, werden uns veranschaulicht; und so erscheinen Personen wie Begebenheiten in dem „neu eröffneten moralisch-politischen Puppenspiel" als durchaus symbolisch.

Der Zusatz moralisch könnte aber leicht etwas Anderes erwarten lassen, als man findet. Der Dichter betrachtet hier nicht mit sittlich bewegtem Antheil, sondern in humoristisch satyrischer Laune das Spiel des Lebens. In dieser Beziehung verdient das Stück eine besondere Aufmerksamkeit. Vielleicht in keinem andern seiner komischen Dramen erscheint die Geistesfreiheit, die objective Weltanschauung, welche den ächt komischen Dichter charakterisirt, in solcher Reinheit wie im Jahrmarktsfest. In der Regel hat, wie Ulrici **) richtig bemerkt hat, das Komische bei Goethe zu sehr den Ernst und das Absichtliche der Satyre. „Jene harmlose, lustige, scherzende Stimmung, jene Shakespeare-Sterne'sche Laune, das Vive la bagatelle!" welche das Herz der komischen Lebensansicht bildet, konnte bei ihm über dem lyrischen Ernst, dem regen Gefühl, der tiefgemüthlichen Theilnahme, womit er die Welt betrachtete, nicht recht aufkommen. Daher wird seine Poesie, wo sie das Leben von seinen komischen Seiten auffaßt, meist bestreitend und verspottend; so im Pater Brey, im Satyros, im Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen, im Groß-Cophta, im Bürgergeneral und in den Aufgeregten; ja im Triumph der Empfindsamkeit verhöhnt er sogar die von ihm selbst genährte Werther'sche Gefühlsschwärmerei. Bei Weitem humoristischer, harmloser und freier, als in all' diesen Stücken, ist nun die Satyre in unserm Jahrmarktsfeste, und dieses

---

*) Den Beweis dieser Behauptung, sowie eine Erläuterung des Einzelnen, habe ich in dem „Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen" (Heft II, S. 351 ff.) zu geben gesucht.

**) Ueber Shakspeare's dramatische Kunst u. s. w. (Halle, 1839) S. 575.

erklärt sich am leichtesten aus der universalen Natur der Dichtung. Hier bildet weniger eine der besondern Verkehrtheiten, Thorheiten und Gebrechen der Zeit, wie sie dem Dichter in seinen eigenen Verhältnissen störend und widerwärtig entgegengetreten waren, als vielmehr das ganze Treiben der Menschen den Gegenstand der Satyre, wenn gleich der literarische Jahrmarkt und namentlich die Unnatur des französischen Trauerspiels besonders in's Auge gefaßt sind.

Ursprünglich hatten die zwei Acte der im Stücke vorkommenden Tragödie einen ganz andern Inhalt und eine andere Form als jetzt. In seiner ersten Gestalt nämlich, wie das Jahrmarktsfest im Jahre 1774 zu Frankfurt und Leipzig anonym erschien, waren jene beiden Acte, wie alles Uebrige, in den kurzen Reimpaaren der Hans Sachsischen Schauspiele verfaßt. Der erste bezog sich auf die damalige Freigeisterei und Aufklärerei, der zweite geißelte die frömmelnden Lämmleinsbrüder, so daß das Jahrmarktsfest damals die Satyre gegen Bahrdt und den Pater Brey dem Inhalte nach in sich vereinigte. Vielleicht eben weil in den genannten Stücken sich die Polemik der Tragödie wiederholte, hat Goethe diese Scenen später gänzlich umgeschmolzen.

Wie aber die letzterwähnten drei Productionen ursprünglich in einem Ideenkreise lagen, so sind sie auch wahrscheinlich bald nach einander entstanden und zwar zuerst das Stück von allgemeinerm Inhalte, das Jahrmarktsfest. Nach einer Andeutung in einem Briefe der Frau Jacobi muß es schon vor dem Ende Octobers 1773 fertig gewesen sein. „Orgelum Orgeley Dudeldumdey," schrieb sie aus Düsseldorf den 6. Nov. an Goethe, „haben wir gestern einigemal angestimmt." Das nächste Stück mochte nun das bereits oben besprochene Fastnachtsspiel vom Pater Brey sein, das er gegen Ende des Jahres 1773 der Frau Jacobi in Aussicht stellte: „Ich habe gar keine Zeit, meine Sinne zu sammeln, und habe dazu ein Stückchen Arbeit angefangen, stricte für Sie und alle lieben Seelen, die Ihnen gleichen, nicht zur Nahrung, doch hoff' ich zur Ergötzung *). Auf Fastnacht könnt's anmarschiren, wenn die Sterne

*) Man vergleiche damit den Zusatz beim Titel: „Zur Lehr, Nutz und

nicht gar zu grob zuwider sind.“ Und am Sylvestertage 1773 bestätigt er das Versprechen: „Auf Fastnacht, bleibt's dabei, kommt was angefahren.“ Da aber nun, nach der Ankunft von Maximiliane La Roche, eine ganze Zeit lang „geschwärmt ward,“ so mochte sich die Vollendung des Stücks bis gegen Ostern hinziehen *).

Hatte er so die herrsch- und genußsüchtige pfäffische Frömmelei in einem besondern Stücke gezüchtigt, so drängte es ihn, auch andererseits den Dünkel eines seichten Rationalismus eigens zu strafen. Wir wissen, wie er einen Hauptvertreter dieser Richtung, den Dr. Carl Friedr. Bahrdt zu Gießen, bereis in den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen angegriffen. Bahrdt, der anfangs ein Hyperorthodoxer, ein Schwärmer und Exorcist gewesen war, hatte sich allmälig bis in die kahlsten Höhen eines ganz nüchternen, gefühl- und phantasielosen Rationalismus verstiegen, wo er das Christenthum nur als eine Art von Moralreligion und seinen Stifter als einen ausgezeichneten Menschen, als einen Wohlthäter und Aufklärer der Gesellschaft ansah, mit dem er sich, neben Luther, Sokrates und Semler, ungefähr auf einer Linie glauben zu dürfen meinte **). Daher schleuderte Goethe gegen ihn den Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht durch Dr. C. Fr. Bahrt. Gießen, 1774. Bahrdt machte gute Miene zu dem bösen Spiel, besuchte Goethe'n, scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein gutes Verhältniß. Der Kreis der geistreichen jungen Männer fuhr indeß fort, kein geselliges Fest zu begehen, „ohne mit stiller Schadenfreude sich der Eigenheiten zu erinnern, die sie an Andern bemerkt und glücklich dargestellt hatten.“ Viele dieser lustigen Productionen sind zerstoben und verloren gegangen; andere mußten als unmittheilbar zurückgehalten werden, die kleinsten bekennt Goethe unter die gemischten Gedichte gereiht zu haben; und dahin gehören vielleicht: „Den

---

Kurzweil gemeiner Christenheit, insonders Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel.“

*) Darauf deutet vielleicht der Zusatz beim Titel: „auch wohl zu tragiren nach Ostern.“

**) Gervinus V, 263 f.

Männern zu zeigen" („Ach! ich war auch in diesem Falle"), „Ein Gleichniß" („Ueber die Wiese, den Bach herab"), „Der Recensent" („Da hatt' ich einen Kerl zu Gast") und „Sprache" („Was reich und arm"), die in der Ausgabe von 1780 den Schluß der vermischten Gedichte bilden.

Endlich bleibt uns hier noch einer größern dramatischen Production unsers Dichters, die, wenn sie auch nicht zu seinen Werken ersten Ranges gehört, doch jedenfalls ein schätzenswerther Beweis seines dramatischen und theatralischen Talentes ist, seines Clavigo zu gedenken. Den Anstoß dazu gab ihm jenes wöchentliche Gesellschaftskränzchen, worin man sich unter Andern mit dem „wunderlichen Mariagespiel" belustigte. Er brachte in dasselbe eines Abends, als frischeste literarische Novität, das erst im Januar 1774 geschriebene vierte Memoire des Beaumarchais mit, worin dieser eine „eclatante Ehrensache" mittheilt, die er vor zehn Jahren in Madrid gegen den Custos der Kronarchive Joseph Clavigo*) gehabt. Dieses Memoire, vielleicht das vorzüglichste von Beaumarchais in Hinsicht der Dialektik und des feinen Tones, welche darin herrschen, erwarb sich den Beifall der Gesellschaft und erregte in Goethe's lieber Ehehälfte den Wunsch, daß er den Gegenstand dramatisiren möchte. Er versprach, ihn über acht Tage als Theaterstück vorzulesen, und hielt Wort. Diese immerhin staunenswürdig rasche Entstehung des Dramas wird uns begreiflicher, wenn wir es mit seiner Quelle vergleichen. Goethe hielt sich im Ganzen sehr nahe an den überlieferten Stoff und änderte nur die Katastrophe. Es gelang in der Wirklichkeit dem Beaumarchais, seine wiederholt treulos verlassene Schwester dadurch an Clavigo zu rächen, daß er diesen aus seinem Amt brachte **). Unser Dichter wählte eine mehr

---

*) Im Spanischen wird der Name Clavijo geschrieben; Beaumarchais schreibt Clavico.

**) Professor Link berichtet über ihn in seiner Reise durch Frankreich, Spanien und Portugal: „Don Clavijo, der Aufseher des K. Naturaliencabinets, ist ein liebenswürdiger Alter ... Er weiß es, daß er auf der deutschen Bühne erscheint; aber er versteht die deutsche Sprache nicht. Weniger ist er bei uns wegen seiner großen Verdienste um die spanische Literatur bekannt. Seine Uebersetzung von Büffon's Naturgeschichte ist ein Meisterstück in ihrer

tragische Katastrophe, die er aus einer englischen Ballade entlehnt zu haben behauptet*), und ließ Clavigo an der Leiche der Geliebten durch Beaumarchais' Hand sterben. Im Uebrigen aber legte er das Memoire zu Grunde, und erlaubte sich sogar, nach Shakspeare's Vorgang, einen Haupttheil des Dramas daraus wörtlich zu entnehmen. In der Hauptscene des zweiten Actes ist von den Worten Beaumarchais' an: „Eine Gesellschaft gelehrter, würdiger Männer hat mir den Auftrag gegeben u. s. w." bis zu dessen Weggehen fast Alles eine ziemlich getreue Uebersetzung des Memoires. Nur ein paar Stellen dieser Scene sind nach Andeutungen der Quellenschrift weiter ausgeführt, so z. B. die Worte Clavigo's: „Kein Vorschlag in der Welt könnte mir erwünschter sein, meine Herren u. s. w." bis zu Ende, wofür es bei Beaumarchais heißt: „Er schien von diesem Antrage entzückt zu sein. Um meinen Mann besser kennen zu lernen, ließ ich ihn lange Zeit über die Vortheile sich verbreiten, welche den Nationen aus solchen Correspondenzen erwachsen dürften. Er liebäugelte mit mir und nahm einen huldvollen Ton an; er sprach wie ein Engel und strahlte gleichsam von Ruhm und Wonne. Mitten in seiner Freude fragte er mich endlich, was für Geschäfte mich nach Spanien geführt, und fügte hinzu, er würde sich sehr glücklich schätzen, mir darin von einigem Nutzen sein zu können."

Was die Charaktere des Dramas betrifft, so waren, von den vier Nebenrollen abgesehen, drei Personen: Beaumarchais, Marie und Clavigo in dem Memoire gegeben. Unter diesen führte der Dichter den Beaumarchais ganz so ein, wie er sich in seiner eigenen Schrift darstellt, kühn und entschlossen, feurig und heftig als Franzose, aber auch versöhnlich und edelmüthig. Auch Mariens Charakter und selbst ihr körperlicher Zustand sind in dem Memoire

---

Art; keine erreicht die Fülle und den Schwung des Originals in dem Maße, als diese; Don Clavijo ist Meister dieser Sprache, ungeachtet er von den canarischen Inseln gebürtig ist; er zeigt in Allem, sogar was neu in ihr ist, den feinsten Geschmack."

*) Nach Düntzer („Aus Herder's Nachlaß", I, S. 159 Anm.) ist sie aus einem deutschen Volksliede „Das Lied vom Herren und der Magd" (vgl. Wunderhorn I, 50) entnommen, welches zu den von Goethe an Herder übersandten Volksliedern gehörte.

angedeutet. In einem Briefe, den die ältere Schwester an den Vater Beaumarchais richtete, heißt es: „Die Reizbarkeit der gekränkten Schwester hat sie in einen tödtlichen Zustand versetzt, aus dem wir sie schwerlich zu erretten Hoffnung haben." Sie wird auch im Memoire als ein Mädchen voll Geist, Anmuth und Tugend dargestellt; Goethe gab ihr noch einen Anstrich deutscher Sentimentalität und läßt über Clavigo's erneuerte Treulosigkeit ihr Herz brechen. In die Rolle des Haupthelden hat der Dichter, wie sehr der dramatische Clavigo dem des Memoires auf den ersten Anblick gleichen mag, doch Vieles aus seinem Geist und Herzen und aus eigenen Lebenserfahrungen hineingetragen; und die Figur des Carlos endlich ist eine von ihm rein geschaffene, weßhalb wir diesen beiden Charakteren eine nähere Aufmerksamkeit widmen.

Goethe hat selbst darauf hingedeutet, daß in dem Clavigo eine Art poetischer Beichte liege *); die schlechte Figur, meint er, die Clavigo seiner Geliebten gegenüber spiele, möge wohl ein Resultat seiner reuigen Betrachtungen über das Verhältniß zu Friederiken gewesen sein. Indeß tritt hier derselbe Fall ein, wie in Werther's Leiden, daß der Dichter sich im Leben größer erweis't, als der nach ihm copirte Held in der Dichtung. Goethe und Clavigo geriethen in einen gleichen innern Conflict; aber während Goethe diesen Streit durch einen kräftigen Entschluß zur Entscheidung brachte, sehen wir Clavigo zwischen widerstrebenden Wünschen schwanken; er ist weder stark genug, den für recht gehaltenen Herzensdrang, der ihn zu Marien zurückkehren heißt, zu einem entschiedenen Siege zu bringen, noch ihn zu überwinden und selbstbewußt gegen ein höheres Recht zu opfern **). Wenn diese Charakterschwäche, die Goethe seinem Helden beilegte, ihm die Neigung des Lesers entfremden könnte, so hat er ihm dagegen eine liebenswürdige Persönlichkeit geliehen, welche einen mächtigen Zauber auf seine Umgebung ausübt und ihm von Seiten der Zuschauer ein lebhaftes Mitleid über sein Schicksal sichert. Gerade die „Schwäche und Halbheit, die ihn sittlich herabsetzen und als deren Opfer er mit

---

*) S. Goethe's W., Bd. 22, S. 90.

**) Rötscher, Cyklus dramat. Charaktere, 2. Thl. S. 211.

Recht fällt, geben seiner Persönlichkeit zugleich eine gewisse Weichheit und etwas Anschmiegendes, wodurch er die Herzen gewinnt, da seiner Elasticität der Empfindung eine gleiche Elasticität des Geistes entspricht, ein lebhaftes Ergreifen geistiger Interessen und eine Kunst, dem Empfundenen auch stets eine edle Hülle zu geben *)." Es ist derselbe Zauber, den auch Goethe durch die Wärme und Fülle seines Gemüths, den Reichthum und die Biegsamkeit seines Geistes, seine Beredtsamkeit und sein ganzes Aeußere auf die Menschen übte. Die Verwandtschaft des Clavigo mit einer von Goethe früher geschaffenen dramatischen Gestalt hebt er selbst in einem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 hervor: „Ich hab' ein Trauerspiel gearbeitet: Clavigo, moderne Anekdote dramatisirt, mit möglichster Simplicität und Herzenswahrheit; mein Held ein unbestimmter, halb groß, halb kleiner Mensch, der Pendant zum Weislingen im Götz, vielmehr Weislingen selbst in der ganzen Rundheit einer Hauptperson."

Zu dem Charakterbilde des Carlos, ist behauptet worden, habe dem Dichter Merck als Urbild gedient. Ich möchte eher sagen, daß auch dieser Charakter eine Seite von Goethe's eigenem Wesen darstelle. Wie in Clavigo sich die ideale Richtung seiner Natur, seine lebendige Phantasie, seine edle Wärme des Gefühles, die Hingebung seines Gemüthes an den gegenwärtigen Augenblick, die Liebenswürdigkeit seines Wesens ausspricht, so in Carlos die ruhige Besonnenheit, die mit freiem Blicke über den Situationen schwebt, die kühl realistische Weltansicht, die sich nicht von Illusionen der Einbildungskraft umgarnen läßt, die starke Willenskraft, welche den Forderungen des Herzens Schweigen gebietet, — Eigenschaften, die sich in Goethe mit allem Schwunge der Phantasie, mit aller Erregbarkeit des Gefühles vereinigten. Indem aber der Dichter diese zwei Seiten seines Wesens, die sich in ihm gegenseitig mäßigten und im Gleichgewicht hielten, an zwei verschiedene Personen vertheilt und sie bei ihnen zur Grundlage ihres Charakters gemacht hat, kann es nicht fehlen, daß beide Charaktere, mit dem Dichter selbst verglichen, sich unvortheilhaft darstellen müssen. Zeigt

*) Ebendaselbst S. 213.

sich Clavigo gegen ihn schwach und haltungslos, so erscheint Carlos dafür schroff und kalt; aber gerade durch diese Einseitigkeit eignen sie sich zu Personen eines Trauerspiels, welche die Halbheit ihres Wesens schwer büßen müssen, während der Dichter, der sie schuf, in der Ganzheit und Harmonie seines Charakters siegesfroh durch das Leben schreitet. Wir finden also, daß Goethe im Clavigo ähnlich verfuhr, wie später im Tasso, wo er den Dichter und Weltmann zu einander in scharfen Gegensatz stellte, die er in sich selbst harmonisch zu verbinden wußte. Damit soll aber nicht in Abrede gestellt werden, daß er von Merck manche Züge zu seinem Carlos entlehnt habe, wie z. B. Merck's warme Freundschaft für Goethe neben einer allgemeinen Verstimmung gegen die Welt in Carlos ein Analogon findet.

Betrachten wir das Stück im Ganzen, so zeigt sich uns eine einfache und schöne Architektonik. Der Stoff in wenige große, leicht übersichtliche Massen geordnet und diese in die verschiedenen Acte vertheilt. Der erste Aufzug exponirt Clavigo's und Mariens gegenwärtigen Zustand und scheidet sich darnach in zwei symmetrische Hälften. Der zweite, der, wie Goethe sie selbst bezeichnet, „die Hauptscene" des Drama's, das erste Zusammentreffen Clavigo's und Beaumarchais', enthält, gibt zugleich von den vorhergehenden Ereignissen und Zuständen eine so wirksam in die Handlung eingreifende Exposition, wie sie kaum noch in einem andern Drama zu finden ist. Das Zwiegespräch am Ende des Actes zwischen Carlos und Clavigo läßt uns weitere Verwickelungen vorahnen. Im dritten Aufzuge kehrt Clavigo zu Marien zurück, und erwirbt ihre Verzeihung, und hier sind vielleicht die Scenen zu suchen, von denen Goethe in dem Briefe an Schönborn vom 1. Juni 1774 schreibt, daß er sie „im Götz, um das Hauptinteresse nicht zu schwächen, nur habe andeuten können." Der vierte Act zerfällt wieder, wie der erste, in zwei Hauptgruppen: Clavigo wird durch Carlos umgestimmt, Marie erfährt es und stirbt. Von dem fünften Aufzuge urtheilt A. W. Schlegel, daß er zu den übrigen nicht recht passe. „Wenn wir bemerken," sagt er, „daß die Katastrophe gar sehr an die Beerdigung Ophelia's und an das Zusammentreffen des Hamlet und Laertes an ihrem Grabe erinnert, so ist damit

auch schon ausgesprochen, wie sehr sie gegen den Ton und das Colorit des Uebrigen verstößt." Allerdings erinnert das Stück im Ganzen an Lessing's bürgerliches Trauerspiel, während der Schluß mehr in Shakspeare's Weise gehalten ist; allein für mein Gefühl ist der Uebergang nicht schroff, und da einmal die Tragödie, ihrer Anlage nach, nicht füglich einen andern Ausgang zuließ, so finde ich die Erhebung des Tones gerade an dem Schlusse nicht unnatürlich.

Goethe berichtet, Mephistopheles Merck habe ihm bei diesem Stücke zum erstenmal durch ein entmuthigendes Urtheil großen Schaden gethan. Als er es ihm mittheilte, erwiederte Merck: „Solch einen Quark mußt Du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die Andern auch *)." Goethe gab ihm, wie später in Wahrheit und Dichtung, so auch schon damals Unrecht. „Daß mich nun," schrieb er den 21. August 1774 an Jacobi, „die Memoiren des Beaumarchais de cet aventurier français freuten, romantische Jugendkraft in mir weckten, sich sein Charakter, seine That mit Charakteren und Thaten in mir amalgamirten, und so mein Clavigo ward, das ist Glück; denn ich habe Freude darüber, und, was mehr ist, ich fordere das kritische Messer auf, die bloß übersetzten Stellen abzutrennen vom Ganzen, ohne es zu zerfleischen, ohne eine tödtliche Wunde, nicht zu sagen, der Historie, sondern der Struktur, der Lebensorganisation des Stückes zu versetzen. Also — was red' ich über meine Kinder; wenn sie leben, so werden sie fortkrabbeln unter diesem weiten Himmel!" Wieland's Urtheil über den Clavigo zeigt ein Brief desselben von Jacobi vom 15. August 1774. „Goethe's Clavigo," schreibt er, „habe ich nun gesehen. Wenn ich nicht selbst Autor wäre, so wollte ich den Kunstrichter von Profession spielen, und als solcher wollt' ich einem ehrsamen Publico leicht beweisen, daß noch viel fehlt, daß Goethe der Wundermann sei, für den man ihn hält; und dazu sollte mir

---

*) Vergleiche Merck's Briefe an Nicolai vom 19. Januar 1776 (Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe 2c., herausgegeben von K. Wagner, Leipzig 1847, Seite 133 f.): „Stella und Clavigo sind, aufrichtig, nichts als Nebenstunden."

gerade dieser Clavigo Stoff genug geben. Man muß dergleichen blendende Dinge nur drei bis vier Mal lesen, so fallen einem die Schuppen ziemlich von den Augen. Indessen fühle ich so gut als Einer, daß schöne Stellen darin sind, und daß die Wärme und Wahrheit des Dialogs viele Sünden zudeckt. Nur die Verwandlung des Herrn Beaumarchais in einen Kannibalen finde ich sehr unglücklich... Und was dünkt Ihnen zu der Französin Marie, die vor Liebe und Liebesschmerz ihr zartes Seelchen aushaucht?" Fritz Jacobi nahm das Stück mit Feuer gegen dieses Urtheil in Schutz, und fand in Marie ein herrliches Geschöpf und besonders in Carlos nicht bloß ein Meisterstück, sondern ein „Wunder des Genies!" So sehr theilten sich schon damals die Aussprüche der Kritik über diese Production unseres Dichters.

Fünftes Capitel.

Lectüre. Correspondenz mit Klopstock und Lavater. Der Letztere zu Besuch bei Goethe. Desgleichen Basedow. Aufenthalt zu Ems. Lahnfahrt und Rheinreise. Zusammenkunft mit Jacobi. Ausflug von Pempelfort nach Elberfeld zu Jung-Stilling. Rückkehr nach Frankfurt. Kestner zürnt über Werther's Leiden. Mahomet. Satyros. Der ewige Jude. Prometheus. Kunstlieder. An Schwager Kronos. Der König in Thule. Der untreue Knabe.

Sahen wir im vorigen Capitel den jungen Dichter mit seinen Genossen die Geißel der Satyre in keckem Uebermuthe selbst über literarische Notabilitäten, wie einen Wieland, schwingen: so dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß er auch fremdes Verdienst mit freudiger Bereitwilligkeit anerkannte. Die eben erschienene „Aelteste Urkunde des Menschengeschlechtes" von Herder begrüßte er mit Enthusiasmus und nannte sie in einem Briefe an Schönborn (vom 8. Juni 1774) ein so mystisch weitstrahlsinniges Ganze, eine in der Fülle

verschlungener Geäste lebende Welt, daß weder eine Zeichnung nach verjüngtem Maßstabe einigen Ausdruck der Riesengestalt nachäffen, noch eine treue Silhouette einzelner Theile melodisch sympathetischen Klang in der Seele anschlagen könne. „Herder ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen," fährt der Brief fort, „hat d'rin alle die hohe, heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, Orphischem Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neueren Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. w. mit Feuer und Schwefel und Fluthsturm ausgetilgt." Ist Goethe's Begeisterung für diese Schrift, bei seiner damaligen Sinnesweise, ganz wohl begreiflich, so befremdet es dagegen etwas, daß auch Klopstock's deutsche Gelehrtenrepublik mit ihren seltsamen Grillen, ihren wunderlichen Formen, ihren Spuren beginnender Altersschwächen ihm den feurigsten Beifall ablockte. „Klopstock's herrliches Werk", schrieb er am 10. Juni an Schönborn, „hat mir neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker, die einzigen Regeln, die möglich sind! Das heißt Geschichte des Gefühles, wie es sich nach und nach festigt und läutert, und wie mit ihm Ausdruck und Sprache sich bildet, und die biedersten Aldermanns-Wahrheiten von dem, was edel und knechtisch ist am Dichter. Das alles aus dem tiefsten Herzen, eigenster Erfahrung mit einer bezaubernden Simplicität hingeschrieben!" Freilich stellte sich dieses Werk auch für die Wenigen, die es fassen konnten, wie Gervinus sagt, „gleichsam als ein Symbol der republikanischen Freiheit unserer Literatur hin gegen alles Absolute des Königthums und der Hierarchie, gegen alle französischen Dictaturen und mäcenatischen Joche, gegen das Regelbuch der Aesthetiker, gegen alle Kritik, die nicht auf Natur, Erfahrung und Seelenkunde ruht!"

Etwas mochte zu diesem Enthusiasmus der mit Klopstock angeknüpfte briefliche Verkehr beitragen. „Ich habe Klopstocken geschrieben," meldete er Anfangs Juni an Schönborn, „und ihm zugleich was geschickt; brauchen wir Mittler, um uns zu communiciren?" So war er auch schon seit einiger Zeit, wahrscheinlich beson-

ders in Folge jenes Briefes des Pastors, mit einem andern Manne, der die Augen von ganz Deutschland auf sich zog, mit Lavater, und dessen Seelenfreunde Joh. Konr. Pfenninger in Correspondenz getreten. In den Briefen an Beide herrscht, ehe er sie noch gesehen, die größte Herzlichkeit mit dem brüderlichen Du. Ein Schreiben an den Letztern müssen wir aufnehmen, damit Goethe's religiöser Standpunkt vor der Epoche, wo er mit Lavater und Fritz Jacobi persönlich bekannt und durch sie eine Zeitlang stärker auf die religiösen Interessen hingelenkt wurde, möglichst klar dem Leser vor Augen trete.

„Danke Dir, lieber Bruder," schreibt Goethe an Pfenninger, „für Deine Wärme um Deines Bruders Seligkeit. Glaube mir, es wird die Zeit kommen, da wir uns verstehen werden. Lieber, Du redest mit mir als einem Ungläubigen, der begreifen will, der bewiesen haben will, der nicht erfahren hat. Und von all dem ist gerade das Gegentheil in meinem Herzen. Du wirst viel Erläuterung finden in dem Manuscript, das ich Euch bald schicke *). Bin ich nicht resignirter im Begreifen und Beweisen als Ihr? Hab' ich nicht eben das erfahren, als Ihr? — Ich bin vielleicht ein Thor, daß ich Euch nicht den Gefallen thue, mich mit Euern Worten auszudrücken, und daß ich nicht einmal durch eine reine Experimental-Physiologie meines Innersten Euch darlege, daß ich ein Mensch bin, und daher nicht anders sentiren kann, als andere Menschen, daß Alles, was unter uns Widerspruch scheint, nur Wortstreit ist, der daraus entsteht, weil ich die Sachen unter anderen Combinationen sentire, und darum, ihre Relativität ausdrückend, sie anders benennen muß, — was aller Controversien Quelle ewig war und bleiben wird. — Und daß Du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die? Brauch' ich Zeugniß, daß ich bin? Zeugniß, daß ich fühle? Nur so schätze, liebe, bet' ich die Zeugnisse an, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, das mich kräftiget und stärket. Und so ist das Wort der Menschen mir Gottes Wort, es mögen's Pfaffen oder H— gesam-

*) Werther's Leiden, wie der nächstfolgende Brief an Lavater (Briefe von Goethe an Lavater, Nr. 2, S. 7) höchst wahrscheinlich macht.

melt und zum Canon gerollt, oder es als Fragmente hingestreut haben. Und mit inniger Seele fall' ich dem Bruder um den Hals: Moses, Prophet, Evangelist, Apostel, Spinoza oder Machiavell! Darf aber auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, geht Dir's doch wie mir! Im Einzelnen sentirst Du kräftig und herrlich; das Ganze ging in Euern Kopf so wenig, als in meinen!"

Vergegenwärtigen wir uns diese Gesinnungsweise und diesen Zustand seines Innern, so begreifen wir die Herzlichkeit seines ersten Begegnens mit Lavater, der ihm doch in vieler Beziehung so durchaus unähnlich war. Den bevorstehenden Besuch desselben kündigte Goethe am 8. Juni 1774 in einem Briefe an Schönborn an: „Lavater, der mich recht liebt, kommt in einigen Wochen her. Wenn ich ihm nur einige Tropfen selbstständigen Gefühls einflößen kann, soll's mich hoch freuen. Die beste Seele wird von dem Menschenschicksale so innig gepeinigt, weil ein kranker Körper und ein schweifender Geist ihm die collective Kraft entzogen, und so der besten Freude, des Wohnens in sich selbst, beraubt hat. Es ist unglaublich, wie schwach er ist, und wie man ihm, der doch den schönsten, schlichtesten Menschenverstand hat, den ich je gefunden, wie man ihm gleich Räthsel und Mysterien spricht, wenn man aus dem in sich und durch sich lebenden und wirkenden Herzen redet." Dagegen lautet sein Urtheil, nach dem ersten Zusammensein mit Lavater, in einem Briefe vom 4. Juli: „Lavater war fünf Tage bei mir, und ich habe auch da wieder gelernt, daß man über Niemand reden soll, den man nicht persönlich gesehen hat. Wie ganz anders wird doch Alles! Er sagt so oft, daß er schwach sei, und ich habe Niemand gekannt, der schönere Stärken hätte, als er. In seinem Elemente ist er unermüdet, thätig, fertig, entschlossen und eine Seele voll der herzlichsten Liebe und Unschuld. Ich habe ihn nie für einen Schwärmer gehalten, und er hat noch weniger Einbildungskraft, als ich mir vorstellte. Aber weil seine Empfindungen ihm die wahrsten, so sehr verkannten Verhältnisse der Natur in seine Seele prägen, er nun also jede Terminologie wegschmeißt, aus vollem Herzen spricht und handelt, und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel ihres eigenen Herzens führt: so kann er dem Vorwurfe eines Phantasten nicht entgehen."

Die erste Zusammenkunft, die gegen den 24. Juni statt fand, läßt Georg Geßner in seiner Biographie Lavater's diesen selbst in folgender Weise erzählen: „Das war eine schöne Stunde, deren noch viel schönere folgten, ohne die dunkeln der Trennung, die noch in fernem Hintergrunde standen, nur ahnen zu lassen. „„Bist's? — Ich bin's!““ Unaussprechlich süßer, unbeschreiblicher Auftritt des Schauens, sehr ähnlich und unähnlich der Erwartung! Alles war Geist und Wahrheit, was Goethe mit mir sprach. In ziemlich großer Gesellschaft sagte mir Goethe einmal: „„Sobald man in Gesellschaft ist, nimmt man vom Herzen den Schlüssel ab und steckt ihn in die Tasche; die, welche ihn stecken lassen, das sind Dummköpfe.““ Viel las er mir aus seinen Papieren vor, und las — las, man hätte sich verschworen, er spräche eben dieß das erstemal im Feuer mit mir. Seine Arbeiten, o Scenen voll wahrer, wahrester Menschennatur; unbeschreibliche Naivetät und Wahrheit!“

Indessen wurde Goethe'n zu dergleichen Vorlesungen und zu vertrauten Gesprächen mit Lavater über Angelegenheiten des Geistes und Herzens nicht viel Raum gelassen; denn von allen Seiten drängte man sich heran, den merkwürdigen Mann zu sehen, oder sich durch ihn über sittliche und religiöse Dinge aufzuklären. Lavater fühlte sich dabei ganz wohl; er liebte, wie Goethe sagt, seine Wirkungen in's Weite und Breite auszudehnen; er stand gerne belehrend und belebend vor einer Gemeine, wobei ihm seine große physiognomische Gabe, seine rasche und scharfe Unterscheidung der Geister und Gemüther trefflich zu statten kam. Umgekehrt schloß sich Goethe, wie wir ihn eben gegen Lavater bekennen hörten, unter einer größern Gesellschaft, in Beziehung auf die höheren Interessen des Menschen, zu. Er fühlte jetzt recht den Abstand zwischen seiner und des neuen Freundes Wirksamkeit; die des Letztern galt in der Gegenwart, die seinige dagegen in der Abwesenheit; wer mit Lavater in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich mit ihm in der Nähe; wer Goethe'n nach seinen Werken für liebenswürdig gehalten, fand sich oft getäuscht, wenn er an einen starren, ablehnenden Menschen stieß. Höchst merkwürdig war es ihm, seine Freundin von Klettenberg und Lavater einander gegenüber zu sehen. Er fand, daß, wie entschiedene Christen beide waren, sich doch ihr Bekenntniß und namentlich das

Verhältniß zu ihrem Heilande verschieden gestaltet hatte. „Fräulein von Klettenberg," sagt er, „verhielt sich zu dem ihrigen, wie zu einem Geliebten, dem man sich unbedingt hingibt, alle Hoffnung auf seine Person legt und ihm ohne Zweifel und Bedenken das Schicksal des Lebens anvertraut; Lavater hingegen behandelte den seinen als einen Freund, dem man neidlos und liebevoll nacheifert, seine Verdienste anerkennt, sie hochpreis't, und eben deßwegen ihm ähnlich, ja gleich zu werden bemüht ist." Er selbst konnte weder der einen, noch dem andern völlig beistimmen; denn er hatte sich auch einen Christus nach seinem Sinne gebildet. Wollten ihm nun Beide den seinigen gar nicht gelten lassen, so kehrte er allerlei Paradoxien und Extreme hervor, und entfernte sich, wenn sie ungeduldig wurden, mit einem Scherze.

Um aber die Gegenstände, die ihm am Herzen lagen, ungestörter mit Lavater abhandeln zu können, entschloß er sich, diesen am 29. Juni nach Ems zu begleiten. Ein herrliches Sommerwetter begünstigte die Reise, die unter den bedeutendsten Unterhaltungen vorüberflog. Lavater zeigte sich heiter, theilnehmend, geistreich und witzig, und Goethe's künstlerisch beschauliches Wesen war durch des Freundes mächtige Anregungen in lebhaftern Umtrieb gesetzt. Wagte er sich bisweilen mit seinen titanischen Ideen über die Grenzen hinaus, innerhalb deren es Lavatern bei seiner zarten Gesinnung wohl war, so klopfte dieser dem Verwegenen mit einem treuherzigen „Bisch guet!" auf die Schulter. Geßner berichtet über die Fahrt: „Die höchst interessanten Gespräche, welche da gewechselt worden, von denen ich freilich nur Brosamen habe, zeigen, wie tief und ganz Lavater und Goethe einander saisirten. Ueber die wichtigsten Dinge des Christenthums und der Literatur sprachen und trafen sie in einander (?). Aus seinen Gedichten las und recitirte Goethe eine Menge; Sache und Recitation, Drama, Epopöe und Knittelvers, es hatte Alles nur Ein Gepräge, hauchte nur Einen Geist."

In Ems ward Lavater wieder sogleich von Gesellschaft aller Art umringt, weßhalb Goethe bald nach Frankfurt zurückreis'te, um einige Arbeiten, die er unter Händen hatte, weiter zu führen. Aber er sollte dazu nicht gelangen, denn Basedow, auf einer Reise zur

Förderung seiner pädagogischen Reformationsplane begriffen, traf schon in den nächsten Tagen in Frankfurt ein. Daß Goethe auch diesem Manne ein lebhaftes Interesse widmete, ist ein starker Beweis, wie sehr ihn damals jede entschiedene Natur anzog, mochte sie von der seinigen noch so abweichend sein. Er ließ sich Basedow's abstoßendes Aeußere, seine wunderlichen Grillen, sein schadenfrohes Necken, seine cynischen Gewohnheiten gefallen, er übersah es, daß er hier in mancher Beziehung einen Geistesverwandten Bahrdt's vor sich hatte, oder vielmehr, er begrüßte es als eine willkommene Gelegenheit, um sich in den Fechterstreichen des Disputirens zu üben. Obwohl Basedow auf seiner Reise das Publicum durch seine Persönlichkeit für sein großes philanthropisches Unternehmen zu gewinnen und nicht etwa bloß die Gemüther, sondern auch die Beutel aufzuschließen dachte, widerstand er doch nicht einem unruhigen Kitzel, über allerlei Glaubenssachen heterodoxe Meinungen auszukramen, namentlich die Lehre von der Dreieinigkeit heftig anzufeinden, und verletzte dadurch Viele, die er für sein Vorhaben zu begeistern gewußt hatte. Goethe griff bei solchen Gelegenheiten zu den Waffen der Paradoxie, überflügelte seine Meinungen und wagte das Verwegene mit Verwegenerm zu bekämpfen. In dieser Geistesgymnastik gefiel er sich so gut, daß er Basedow, als dieser am 12. Juli ebenfalls seinen Weg nach Ems richtete, eine Strecke weit begleitete und seinen schlechten Tabak und stinkenden Zündschwamm aushielt, den er unter dem Namen „Basedow'scher Stinkschwamm" in die Naturgeschichte eingeführt wissen wollte.

Nach Frankfurt zurückgekehrt, ließ ihn die Sehnsucht nach der geistigen Anregung, die er in dem Verkehr mit den beiden Reisenden und besonders mit Lavater gefunden, nicht ruhen, und er machte sich schon am 15. Juli gleichfalls nach Ems auf. Sein dortiger Aufenthalt müßte, der Darstellung in Wahrheit und Dichtung zufolge, längere Zeit gedauert haben. Goethe erzählt von Abend-, Mitternacht- und Morgenständchen, wie die Gesellschaft mit jedem Tage zugenommen, wie man unmäßig getanzt, und er, unter anderen Scherzen, auch seiner Verkleidungslust wieder gefröhnt habe. So oft er einen Tanz aussetzte, sei er auf Basedow's Zimmer hinaufgesprungen, der sich nie zu Bette legte, sondern die Nacht hindurch

mit kurzen Pausen, wo er schlummerte, seinem Tiro dictirte. Auch sei „manche Fahrt" in die Nachbarschaft, besonders nach den Schlössern adeliger Frauen unternommen worden, die mehr als die Männer geneigt waren, etwas Geistiges und Geistliches aufzunehmen. Zu Nassau habe man bei Frau von Stein (der Mutter des berühmten Staatsministers von Stein) eine große Gesellschaft getroffen, wo er durch Fragen über die Wahrhaftigkeit von Werther's Leiden bedrängt*), Lavater auf physiognomische Proben gestellt und Basedow, zum Aergerniß Aller, von seinem bösen antitrinitarischen Geist ergriffen ward. Nach den Daten, welche Geßner in seiner Biographie Lavater's gibt, währte aber der gemeinsame Aufenthalt Goethe's, Lavater's und Basedow's nur zwei bis drei Tage. Schon am 18. Juli traten sie zusammen eine Fahrt die Lahn hinunter an, um die Rheingegenden von Coblenz abwärts zu bereisen. Der Anfang eines Briefes von Lavater an die Seinigen, vom Morgen dieses Tages lautet: „Ich schreib' Euch den letzten guten Tag von Ems aus. Ihr Lieben! So ist's! ja Traum ist's! Bald verträumter Traum, daß ich Euch fern war, und Traum der Wonne wird sein das Wiedersehen. Ja wahrlich, ich darf oft vor Freude und Heimwehsucht nicht daran denken, daß ich, noch so wirklich und eigentlich, ein so liebes Weibchen und zwei so liebe Kinder, und so viele, viele Liebende zu Hause habe. „„Unterdeß (dictirt mir Goethe aus seinem Bett' herüber) unterdeß geht's immer so gerade in die Welt 'nein. Es schläft sich, ißt sich, trinkt sich und liebt sich auch wohl an jedem Orte Gottes, wie am andern, folglich, also — itzt schreib' Er weiter!""

Die Lahnfahrt ward in ziemlich großer, sehr unterhaltender Gesellschaft unternommen. „Goethe's genialischer Muthwill", berichtet Geßner, „Basedow's ruhiger Witz und Lavater's weise Laune gaben freilich den Ton an, in welchen dann die Andern, jedes nach seiner Art, mit einstimmten." Beim Anblicke einer merkwürdigen

*) Werther's Leiden waren, wie wir aus Früherm wissen, damals noch nicht erschienen. Es müßte also, wenn Goethe sich hier in seiner Selbstbiographie nicht gänzlich geirrt hat, ein Manuscript des Werkchens, etwa das an Lavater und Pfenninger gesandte, der Gesellschaft bekannt geworden sein, was freilich nicht sehr wahrscheinlich ist.

Burgruine schrieb Goethe in das Stammbuch von Schmoll aus Ludwigsburg *) (nicht von Lips, wie Goethe selbst angibt), der Lavater'n als Zeichner begleitete, das Gedicht „Geistesgruß" („Hoch auf dem alten Thurme steht"), und als es gut aufgenommen wurde, fügte er auf den nächsten Blättern allerlei Knittelverse und Possen hinzu, um den Eindruck wieder zu verderben. Das Andenken eines Mittagstisches zu Coblenz hat er in dem Gedicht „Diner zu Coblenz" aufbewahrt. Er saß zwischen Lavater und Basedow. Jener, der über die Räthsel der Offenbarung Johannis im Reinen zu sein glaubte, interpretirte dieselben einem Landgeistlichen,

Eröffnete die Siegel kurz und gut,
Wie man Theriaksbüchsen öffnen thut,
Und maß mit einem heiligen Rohr
Die Cubusstadt und das Perlenthor
Dem hoch erstaunten Jünger vor.

Basedow, der nicht bloß die Glaubenslehren, sondern auch die äußerlichen kirchlichen Handlungen gern nach seinen Grillen umgemodelt hätte, bemühte sich vergebens, einem hartnäckigen Tanzmeister zu beweisen, daß die Taufe ein veralteter Gebrauch sei,

Und zeigt' ihm, was die Taufe klar
Bei Christ und seinen Jüngern war,
Und daß sich's gar nicht ziemet jetzt,
Daß man den Kindern die Köpfe netzt.

Von sich selbst aber sagt Goethe:

Und ich behaglich unterdessen
Hatt' einen Hahnen aufgefressen.

Als sie nun fürder nach Neuwied zogen, wo Lavater an einem bestimmten Tage zu predigen versprochen hatte **), schrieb Goethe in ein Album die Anhangsverse des Gedichtes:

---

*) S. Geßner II, 120. 133.

**) S. Geßner II, 138. Goethe selbst erwähnt des Aufenthaltes in Neuwied nicht.

Und, wie nach Emaus, weiter ging's
Mit Sturm und Feuerschritten,
Prophete rechts, Prophete links,
Das Weltkind in der Mitten.

Dann ging die Reise weiter nach Cöln, wo, wie man leicht denken kann, vor Allem der Dom den Verehrer und Lobredner der deutschen Baukunst anziehen mußte. Das Gefühl des Staunens, womit er ihn betrachtete, war indeß jetzt und auch noch in späteren Jahren mit einer gewissen Apprehension vermischt, der er keinen rechten Namen zu geben wußte. Hat eine bedeutende Ruine etwas Ehrwürdiges, indem sie den Conflict eines doch einmal siegreich vollendet gewesenen Menschenwerkes mit der still, aber übermächtig wirkenden Zeit vergegenwärtigt: so trat ihm hier ein mitten in seiner Erschaffung, fern von seiner Vollendung erstarrtes Riesenkunstwerk entgegen, das auf eine niederbeugende Weise an die Unzulänglichkeit der Kräfte des Menschen erinnert, sobald er sich unterfängt, etwas Uebergroßes leisten zu wollen. Er hätte sich von diesem drückenden Gefühl durch speciellere Kunstbetrachtungen, durch detaillirtere Vergleichung des Geleisteten und Beabsichtigten einigermaßen befreien können; allein es fand sich damals noch Niemand, der ihm, wie er selbst sagt, „aus dem Labyrinth der That und des Vorsatzes, des Erbauten und Angedeuteten hätte heraushelfen können." Ein anderes Gefühl, welches damals bei ihm gewaltig überhand nahm, ergriff ihn mächtig vor diesem Denkmale einer großen, längst verschwundenen Zeit; es war „die Empfindung der Vergangenheit und Gegenwart in Eins, eine Anschauung, die etwas Gespenstermäßiges in die Gegenwart brachte." Dieses Gefühl klingt in manchen seiner früheren und späteren Dichtungen durch, von denen wir als Beispiele nur den schon erwähnten Geistesgruß und das Gedicht Bergschloß aus dem Jahre 1804 nennen.

In wohlthuenderer Weise, als beim Anblicke des Doms, erwachte diese Empfindung, als man ihn in die Wohnung des ehemaligen Rathsherrn, Banquiers und Kunstliebhabers Evrard von Jabach (den sogenannten Jabach'schen Edelhof in der Sternengasse, jetzt mit Nr. 25 bezeichnet) führte. Die Familie mochte längst ausgestorben sein; aber in dem Untergeschoß hatte man Alles in

seinem alten Zustande gelassen; das bunte Estrich, die hohen geschnitzten Sessel, künstlich eingelegte Tischblätter auf schweren Füßen, metallene Hängeleuchter, ein ungeheurer Kamin, und darüber ein großes Familienbild von Lebrun, den stattlichen Hausherrn mit seiner wohlgebildeten Gattin und frischen rundbäckigen Kindern vorstellend (jetzt im Museum zu Berlin befindlich), Alles rief die vergangene Zeit auf's Lebhafteste zurück, und versetzte unsern Dichter in eine so unendliche Herzensbewegung, daß, wie er selbst bekennt, „der tiefste Grund seiner menschlichen Anlagen und dichterischen Fähigkeiten aufgedeckt ward, und alles Gute und Liebevolle, was in seinem Gemüthe lag, sich aufschloß und hervorbrach."

Diese Stimmung trug das Ihrige bei, um sein erstes persönliches Begegnen mit einem andern, gleichfalls hoch aufgeregten Manne, mit Friedrich Jacobi, desto herzlicher zu machen. Auch ihn hatte, schon im Knabenalter, oft plötzlich ein ähnliches Ineinsempfinden der Vergangenheit und Gegenwart, eine Vorstellung von ewiger Fortdauer beim Nachgrübeln über die Ewigkeit a parte ante mit solcher Klarheit angewandelt und so ergriffen, daß er in eine Art Ohnmacht sank. Allmählig seltener geworden und vom 17. bis zum 23. Jahre ganz zurückgetreten, kehrte auf einmal diese Erscheinung wieder; aber nun konnte er die gräßliche Gestalt ertragen, er wußte jetzt mit Gewißheit: sie war. Seitdem vermochte er sie zu jeder Zeit willkürlich in sich aufzurufen, glaubte aber, er könne sich in wenigen Minuten das Leben nehmen, wenn er sie einigemal nach einander wiederhole. In dieser verwandten Empfindung, die ohne Zweifel bald zwischen Beiden zur Sprache kam, zeigte sich, wie Schöll treffend bemerkt, sogleich Jacobi's disjunctive, Goethe's synthetische Natur.

Nach Wahrheit und Dichtung fand ihr erstes Zusammentreffen zu Cöln statt, wohin sich, wie es dort heißt, „die Gebrüder Jacobi mit andern vorzüglichen und aufmerksamen Männern den Reisenden entgegen bewegt hatten." Dagegen spricht aber folgender Brief Goethe's an Jacobi's Gattin, welche damals in Baels bei Aachen, ihrem Geburtsorte, war. „Sie erwarten," schrieb er, „keinen Brief von mir, am wenigsten datirt: Düsseldorf, den 21. Juli 1774, gegen 12 Uhr Mittags, im Gasthofe des Prinzen von Oranien;

kommend von der Galerie, die meines Herzens Härtigkeit erweicht, gestärkt und folglich gestählt hat. Vor acht heute früh lief ich nach Ihrem Hause, in die Neustraße, an's Flinger- oder Flinder-Thor (deßwegen geh' ich so in's Detail, daß Sie sich deß überzeugen, daß ich hier bin, was ich selbst kaum glaube); Katharine macht auf, und große Augen, stutzte, erkannte mich und schien vergnügt zu sein. Das Haus war leer! Die Herrschaft verreis't, der Jüngste schlief, die Anderen in Pempelfort. Ich hinaus nach Pempelfort: Lottchen, Lenchen, Papa, Fritz, Georg, der Kleine rc. *). — Daß mir's weh thut, Sie nicht zu treffen, fühlen Sie — just jetzo — eben jetzo! Was weiter wird? Steht in der Götter Hand." Und in einem etwas spätern Briefe heißt es: „Wie schön, wie herrlich, daß Sie nicht in D.(üsseldorf) waren, daß ich that, was mich das einfältige Herz hieß! Nicht eingeführt, marschallirt, excusirt; grad herabgefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich, und ich und er! Und waren schon, ehe noch ein schwesterlicher Blick drein präliminirt hatte, was wir sein sollten und konnten."

Nehmen wir die Nachrichten hinzu, welche uns Jung Stilling über Goethe's damaligen Besuch bei ihm hinterlassen hat **), so stellt sich Folgendes als höchst wahrscheinlich heraus. In Cöln oder Mülheim trennte sich das reisende Trifolium: Lavater besuchte einen Freund in Mülheim, Basedow setzte seine philanthropischen Streifzüge fort, Goethe begab sich nach Düsseldorf, um Jacobi's Bekanntschaft zu machen. Da er diesen hier verfehlte, so reis'te er, wohl noch am 21. Juli Nachmittags, nach Elberfeld, wozu ihn der doppelte Grund bestimmen mochte, daß Jacobi eben dort in Amtsgeschäften, und Goethe's Freund aus der Straßburger Zeit Jung

*) Charlotte und Helene Susanne, Jacobi's beide Halbschwestern, sein Vater, sein ältester Sohn Fritz, sein zweiter Georg und der etwa 10 Monate alte Max sind gemeint.

**) Jacobi hat freilich in späteren Jahren (in einem Briefe an Dohm vom 20. Juni 1818) behauptet, Jung sei in seiner Erzählung manchmal durch Untreue des Gedächtnisses irre geführt worden; die Darstellung sei aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzt. Es fragt sich aber, ob hier nicht auf Jacobi's Seite der Irrthum war; denn er scheint sich selbst, wie sich uns bald an einem Beispiele zeigen wird, später nicht genau mehr der einzelnen Umstände aus dieser Zeit erinnert zu haben.

Stilling daselbst als Arzt ansässig war. Jung wurde des folgenden Morgens früh in einen Gasthof zu einem fremden Patienten gerufen. Der Kranke lag im Bette, Kopf und Hals in Tücher verhüllt, und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen, indem er mit matter Stimme sagte: „Herr Doctor, fühlen Sie mir einmal den Puls, ich bin gar krank und schwach." Jung erklärte den Puls für regelmäßig und gesund; da hing ihm, aus seiner Vermummung hervorspringend, Goethe am Halse. Nachdem Jung ihn zu Hause seiner Gattin Christine vorgestellt hatte, machten sie zusammen einen Spaziergang auf eine Anhöhe bei der Stadt, von wo man eine schöne Aussicht über das ganze Thal genoß. Unterdeß war Jacobi zu Pferde vor Jung's Thüre gesprengt und hatte durch die Magd ihrem Herrn sagen lassen, er kehre nach Düsseldorf zurück, weil dort Goethe in seiner Abwesenheit eingetroffen sei. Nach Tisch machte sich Goethe in Begleitung von Heinse, dem von ihm geschätzten Dichter und Hausfreunde der Jacobi'schen Familie, zu Pferde auf den Weg nach Düsseldorf, um dort Jacobi aufzusuchen. Aber kaum waren sie aufgebrochen, als Lavater, mit dem Rector Hasenkamp aus Duisburg und dem Dr. Collenbusch eintreffend, Jacobi zurückbrachte und mit ihnen bei einem frommen Kaufmanne einkehrte. Jung eilte den beiden Reitern nach und führte auch sie in das Haus des Kaufmanns. Den Kreis interessanter Personen, der sich hier Nachmittags um eine große, ovalrunde, mit Erfrischungen wohlbesetzte Tafel bildete, hat uns Jung mit lebhaften Farben gemalt: Voran saß, durch Lavater's Ruf herbeigelockt, ein alter, ehrwürdiger Tersteegianer mit ernsten, sanften Zügen, ruhigem Blick, in runder Stutzperrücke, braunem Rock und schwarzen Unterkleidern. Er war Mystiker und schaute mit einer Art freundlicher Unruhe umher, denn er witterte Geister von ganz anderen Gesinnungen. Ihm folgte der Hofkammerrath Friedrich Jacobi, dem Aeußern nach ein feiner Weltmann, im Reisehabit, doch nach der Mode gekleidet; sein lebhafter Geist sprühte Witzfunken. An ihn schloß sich sein Bruder, der Dichter, in buntem Sommerfrack; sein grauer Flockenhut lag hinter ihm auf dem Fenster *); von seinem ganzen Wesen floß sanfte,

*) Jacobi bestreitet, daß sein Bruder damals in Elberfeld gewesen.

gefällige Empfindung und Wohlwollen gegen Gott und die Menschen, sie mochten denken und glauben, was sie wollten, wenn sie nur gut und brav waren. Darauf der Hauswirth in pechschwarzer Perrücke mit einem Haarbeutel, in braunem zitzenem Schlafrock, von einer grünen seidenen Schärpe umgürtet; unter hoher, breiter Stirne starrten seine großen verständigen Augen hervor; er horchte lieber, als er redete, und paarte Schlangenklugheit mit Taubeneinfalt: dann kam Lavater in der Reihe mit seinem Evangelisten-Johannis-Gesicht; durch gefälligen Witz und muntere Laune machte er sich alle Anwesenden zu eigen, während unter der Hand seine physiognomischen Fühlhörner geschäftig waren, und sein Zeichenmeister die Hände nicht in den Schooß legte. Neben ihm saß Hasenkamp, ein etwas gebückter, hektischer Vierzigjähriger mit länglichem Gesicht und merkwürdiger Physiognomie, voll anregender Paradoxien. Auf ihn folgte Collenbusch, ein theologischer Arzt, aus dessen blatternarbigen Zügen eine geheime, stille Würde hervorleuchtete; seine gefällige Sprache, sein bescheiden artiges Wesen fesselten jedes Herz. Sein Nachbar war der Dichter Heinse, ein kleines junges, rundköpfiges Männchen, den Kopf etwas nach einer Schulter geneigt, mit schalkhaften hellen Augen und immer lächelnder Miene; er sprach nichts, sondern beobachtete nur. Einen ziemlich starken Contrast gegen ihn bildete sein Nebensasse, ein junger frommer Elberfelder Kaufmann, ein Freund von Jung. Sodann folgte dieser selbst, mit tiefem, geheimem Kummer auf der Stirne, den bedrängte Umstände verursachten, aber die Freude des Augenblicks ein wenig erhellte. Weiter schlossen den Kreis einige unbedeutende, lückenbüßende Physiognomieen. Goethe aber konnte nicht sitzen; er tanzte um den Tisch herum, machte Gesichter und zeigte allenthalben nach seiner Art, wie königlich ihn dieser Zirkel von Menschen ergötzte. Die Elberfelder glaubten, der junge Mann müsse nicht recht klug sein; Jung aber und die Andern, die sein Wesen besser kannten, konnten sich kaum vor Lachen halten, wenn ihn Einer mit starren, bemitleidenden Augen ansah, und er dann mit großem, hellem Blick ihn darniederschoß.

In solcher Gesellschaft, wo sich Goethe und Jacobi zuerst sahen, konnten sich natürlich ihre Herzen nicht sogleich einander ganz

erschließen. Aber als sie nun bald darauf nach Düsseldorf zurückkehrten, umfaßten sich ihre Gemüther in ungestörterm Zusammensein alsbald mit leidenschaftlicher Wärme. Goethe fand in Jacobi, was er in jenem Briefe an Schönborn vom 8. Juni indirect als das Höchste und Wünschenswertheste eines Charakters bezeichnete: „Selbstständigkeit, collective Kraft, das Wohnen in sich selbst, ein in sich und durch sich lebendes und wirkendes Herz." Die Gedanken, sagt er, die Jacobi ihm mittheilte, entsprangen unmittelbar aus seinem Gefühl. Auch er empfand ein unaussprechliches geistiges Bedürfniß, auch er wollte es nicht durch fremde Hülfe beschwichtigt, sondern aus sich selbst herausgebildet und aufgeklärt haben. Ganz das Gleiche rühmte Jacobi von Goethe (in einem Briefe an Frau La Roche vom 10. Aug. 1774): „Der Mann ist selbstständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Diese Uebereinstimmung in der Originalität ihres Strebens verhüllte Beiden noch die Verschiedenheit seines Inhalts, oder entschädigte sie dafür. Goethe bekennt, daß er nicht habe fassen können, was Jacobi ihm von dem Zustande seines Gemüthes mittheilte; allein ihm genügte schon, hier einen Menschen zu finden, der für seine tiefsten Seelenforderungen, für seine höchsten Geistes- und Herzensbedürfnisse den festen Punkt in sich zu gewinnen suchte. Daher ließ er sich denn auch mit Jacobi auf Gespräche über das Religiöse und Unerforschliche mit leidenschaftlicher Theilnahme ein, während er gewöhnlich dergleichen Unterhaltungen entweder sachte ablehnte, oder durch muthwillige Paradoxieen und Seitensprünge gewaltsam abriß.

Glücklicher Weise fehlte es ihnen für diesen Austausch höherer Ideen nicht an einem Vermittler; es war Spinoza. Ein förmliches Studium dieses Philosophen hatte Goethe nicht gemacht; aber was er aus seiner Ethik heraus- oder in sie hineingelesen, war ihm zur Beruhigung seines leidenschaftlich aufgeregten Wesens gediehen. Er bewunderte die große Freiheit des Gemüthes, womit Spinoza die sittlichen Interessen, gleich mathematischen Objecten, betrachtet und behandelt, und fühlte deutlich, daß auch für ihn kein volles Glück, als in einer gleich großen und freien Aussicht über die sittliche Welt zu finden sei. Er empfand aber gewiß eben so deutlich, daß er dazu nicht durch Spinoza's mathematisches Verfahren, son-

dern nur auf einem parallelen Wege, durch die reine Kunstform der Poesie gelangen konnte *). Rückte Spinoza durch eine streng wissenschaftliche, uneigennützige Betrachtung die Dinge in eine Ferne, wo er sie mit rein objectivem Interesse anschauen konnte, so fühlte er sich, seiner innersten Natur gemäß, gedrungen, durch künstlerische Wiedererschaffung die Welt seinem Geiste zu unterwerfen und einen freien und klaren Blick darüber zu gewinnen. „Sieh', Lieber," so lautet eine Stelle in einem Briefe an Jacobi vom 21. Aug. 1774, „was doch alles Schreibens Anfang und Ende ist, die Reproduction der Welt um mich, durch die innere Kraft, die Alles packt, verbindet, neu schafft, knetet und in einer Form wieder hinstellt, das bleibt ewig Geheimniß, Gott sei Dank, das ich auch nicht offenbaren will den Gaffern und Schwätzern." In dieses Streben, worauf Goethe's ganze fernere künstlerische Thätigkeit beruht, ward er durch Spinoza zwar nicht eingeführt, aber doch darin bestärkt und befestigt, und so durfte er mit Recht ihn, Shakespeare und Linné als die drei Schriftsteller bezeichnen, die auf seine Geistesrichtung den mächtigsten Einfluß gehabt. Jacobi war ihm, wie überhaupt im streng philosophischen Denken, so auch im folgerechten Studium Spinoza's, voraus. Um so reichlicher quoll jetzt bei ihrem Zusammensein der Stoff zu der anregendsten Unterhaltung, und Goethe war so ungenügsam im Mittheilen und Aufnehmen, daß er Nachts, wenn sie sich zum Schlafengehen getrennt hatten, nochmals zum Freunde zurückkehrte, und mit ihm in der Fülle des Hin- und Wiedergebens schwelgte.

Nach kurzem, etwa zweitägigem Aufenthalte, schied Goethe von Düsseldorf und Pempelfort, um die Heimreise anzutreten. Des Einzelnen, was ihm auf der Rückfahrt hinaufwärts begegnete, erinnerte er sich in spätern Jahren nicht mehr. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er von Jacobi nach Cöln begleitet ward; und seinem diesmaligen Aufenthalte daselbst (denn der vorhergehende war sicher nur ein flüchtiger) ist wohl das Meiste von dem zuzuschreiben, was er in der Selbstbiographie der Hinabreise zugetheilt hat. Auf seine eigene Darstellung dieser Epoche in Wahrheit und Dichtung scheint

*) Vergl. Danzel, über Goethe's Spinozismus (Hamburg 1843). S. 69 ff.

ein späterer Brief Jacobi's nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. Goethe hatte ihm am 10. Mai 1812 gemeldet, daß er bald den dritten Theil seines biographischen Versuches angreifen wolle, worin er ihm erlauben möge, „seiner in allem Guten zu gedenken." Darauf antwortete Jacobi am 28. December: „Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Jabach'schen Hauses, des Schlosses zu Bensberg, und der Laube, in der Du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst; des Saals in dem Gasthofe zum Geist, wo wir über das Siebengebirge den Mond heraufsteigen sahen, wo Du in der Dämmerung, auf dem Tische sitzend, uns die Romanze: Es war ein Buhle frech genug — und andere hersagtest . . Welche Stunden! Welche Tage! — Um Mitternacht suchtest Du mich noch im Dunkeln auf — Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblicke an konnte ich Dich nicht mehr lassen." Auf dem Schlosse zu Bensberg bewunderte Goethe die Wandverzierungen des holländischen Malers Weenix. Mit dem begeisterten Lobe, das er ihnen in seiner Selbstbiographie spendet, vergleiche man Merck's Urtheil, welcher von ihnen rühmt, es sei nicht möglich, „für stillliegende einzelne Gegenstände mehr wahres Perspectiv der Ansicht, mehr individuelle und täuschendere Localfarben, mehr Wissenschaft der Reflexe und ein simpleres Tractament zu erdenken." Unter den von Goethe damals recitirten Balladen nennt er selbst außer dem untreuen Knaben („Es war ein Bube frech genug") noch den König von Thule. Man hat dagegen erinnert, daß die letztere für den Faust gedichtet worden, und also frühestens dem Herbste 1774 angehöre. Allein es läßt sich ganz wohl denken, daß das Gedicht früheren Ursprungs und später zur Aufnahme in den Faust geeignet gefunden worden sei. Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, daß der untreue Knabe schon ursprünglich für das Singspiel Claudine von Villabella bestimmt gewesen und daher in's Jahr 1775 zu setzen sei; und zur Erwähnung dieses Gedichtes dürfte sich Goethe leicht durch Jacobi's irrthümliche Erinnerung haben bestimmen lassen.

Auf der weitern Rückreise muß er zu Ems nochmals mit Basedow zusammengetroffen sein; denn am 13. August Nachts meldete er an Jacobi, er habe die vorige Nacht durch Basedow's Grille auf

dem Postwagen sitzen müssen, und die „Dillenburgischen Intelligenz-Nachrichten" vom 20. August 1774 nennen Basedow und Goethe unter den in der vorigen Woche abgereisten Kurgästen. In seiner Vaterstadt fand unser Dichter, nach den vielfachen Zerstreuungen der Reise, eine schöne Beruhigung in dem Umgange mit Fräulein von Klettenberg, bei welcher er jedoch sich ebenfalls, wie bei Lavater und Jacobi, in einer ernsten, religiösen Sphäre sah. Es konnte aber seiner Freundin nicht entgehen, daß er sich von dem christlichen Standpunkte, und insbesondere von dem Bekenntniß der Brüdergemeinde, wofür er früher so viel Sympathie gezeigt hatte, immer weiter entfernte. Was ihn von dieser Gesellschaft entschieden lostrennte, war, seinem eigenen Geständniß zufolge, ihre Lehre, daß der Sündenfall die menschliche Natur in solchem Grade verdorben habe, daß bis in ihren innersten Grund nicht das mindeste Gute zu finden sei, und daher der Mensch nichts von sich, sondern Alles von der Gnade zu erwarten habe. Er hätte sich selbst entsagen müssen, um diese Lehre anzunehmen. Denn schon seit Jahren drängte es ihn unabläßig, durch Uebung der eigenen Kraft, durch Entwickelung der in ihm liegenden Keime zu moralischer Ausbildung zu gelangen. Dessenungeachtet blieb Fräulein von Klettenberg immer gleich sanft und freundlich gegen ihn und schien seiner und seines Heiles wegen nicht die mindeste Sorge zu hegen. Ja, sie erklärte sogar, wenn er einmal in einem poetischen Produkt oder sonstwie sich als einen Nichtchristen gab, daß er ihr so lieber als früher sei, wo er sich der christlichen Terminologie bediente, deren Anwendung ihm doch nie recht habe glücken wollen.

Im nächsten Monate, im September, ward Goethe's Gemüth durch die Besorgniß, Lotten's und Kestner's Zuneigung zu verlieren, in die lebhafteste Aufregung versetzt. Er hatte Lotten ein Exemplar von Werther's Leiden zugesandt, welche die Leipziger Messe so eben in's Publikum bringen sollte. Ein darauf bezügliches Billet beginnt: „Lotte, wie lieb mir das Büchelchen ist, magst Du im Lesen fühlen, und auch dieses Exemplar ist mir so werth, als wär's das einzige in der Welt. Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, hab's weggeschlossen, daß es Niemand berühre. O Lotte!" Man

sieht, er ahnte jetzt wenigstens nicht, wenn ihm auch früher in einzelnen Augenblicken der Gedanke aufgestiegen war, wie sehr sich das Ehepaar durch das Büchlein verletzt fühlen würde. Kestner schrieb ihm einen Zornbrief, von dessen Concept sich ein Fragment erhalten hat. „Ihr habt zwar," heißt es darin, „in jede Person etwas Fremdes gewebt, oder mehrere in eine geschmolzen. Das ließ ich schon gelten. Aber wenn Ihr bei dem Verweben und Zusammenschmelzen Euer Herz ein wenig mit (hättet) rathen lassen, so würden die wirklichen Personen, von denen Ihr Züge entlehnt, nicht dabei so prostituirt sein. Ihr wolltet nach der Natur zeichnen, um Wahrheit in das Gemälde zu bringen; und doch habt Ihr so viel Widersprechendes zusammengesetzt, daß Ihr gerade Euern Zweck verfehlt habt." Und nun folgt in sehr starken Ausdrücken der Vorwurf, daß die wirkliche Lotte, von der das Gemälde zu viel enthalte, um nicht auf sie zu deuten, so tief herabgesetzt, und ihr Mann zu einem so elenden Geschöpfe, „zu so einem Klotze" gemacht sei. Tief ergriffen antwortete Goethe sogleich mit der rührendsten Bitte um Verzeihung. „Ich will nichts von Euch hören," schrieb er, „bis der Ausgang bestätigt haben wird, daß Eure Besorgnisse zu hoch gespannt waren, bis Ihr dann auch im Buche selbst das unschuldige Gemisch von Wahrheit und Lüge reiner an Euern Herzen gefühlt haben werdet." Aber schon jetzt muß er ihnen „die frohe Ahnung hinhalten, daß das ewige Schicksal das zugelassen habe, um sie fester an einander zu knüpfen." Und als nun sogleich ganz Deutschland von staunender Bewunderung ergriffen ward, als ihm von allen Seiten enthusiastische Beweise der Anerkennung zukamen, da schrieb er, selbst von dem Beifalle überrascht und berauscht, an Kestner: „Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen, was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergebt ... Bruder, lieber Kestner, wollt Ihr warten, so wird Euch geholfen. Ich wollt' um meines eigenen Lebens Gefahr willen Werther'n nicht zurückrufen, und glaub' mir, glaub' an mich, Deine Besorgnisse, Deine Gravamina schwinden, wie Gespenster der Nacht, wenn Du Geduld hast, und dann — binnen hier und einem Jahr versprech' ich Euch auf die lieblichste, einzigste, innigste Weise Alles, was noch übrig sein möchte von Verdacht, Mißdeu-

tung 2c. im schwätzenden Publikum, obgleich das eine Heerde Schwein' ist, auszulöschen, wie ein reiner Nordwind Nebel und Duft. Werther muß — muß sein! Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch, und was Ihr angeklebt heißt, — und, trutz Euch und Andern, eingewoben ist. Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ich's danke — bist also nicht Albert — und also —." Goethe hielt das gegebene Versprechen nicht, aber Kestner und Lotte hatten dennoch dem arglosen, von genialem Schaffensdrange fortgerissenen Jünglinge bald verziehen; und das schöne Verhältniß dauerte ohne weitere Störung fort. Erlosch auch mit Kestner's Tode (1800), wie es scheint, der Briefwechsel ganz, so behielt Goethe doch stets die Jugendgeliebte in freundlichem Andenken. Er hatte die Freude, dem Dr. Riedel, der eine jüngere Schwester Lottens heirathete, zu einer Anstellung in Weimar zu verhelfen; und als Lotte diese Schwester im Jahr 1816 besuchte, erwies Goethe ihr große Aufmerksamkeit.

Indem wir nun wieder auf einen Augenblick die Darstellung von Goethe's Lebensbezügen unterbrechen, um eine Reihe in diese Zeit gehörender Dichtungen zu betrachten, wird der Leser, weil bei Goethe Poesie und Leben in engster Verbindung stehen, schon im Voraus erwarten, daß diese Dichtungen in demjenigen Gebiete, welches ihn jetzt am lebhaftesten beschäftigte, im Kreise der religiösen Interessen liegen. Und so verhält es sich in der That mit den vier in diese Epoche fallenden Productionen: Mahomet, Satyros, der ewige Jude, und Prometheus.

Zu der Idee, Mahomet's Geschichte dramatisch zu behandeln, ward Goethe durch die Reise mit Lavater und Basedow geführt, und zwar durch Vergleichung seiner eigenen Thätigkeit mit der ihrigen. Er thut sich selber Unrecht, wenn er sein damaliges Leben und Handeln völlig plan- und zwecklos nennt, wenn er von absichtslosem Vergeuden seines Talents und seiner Tage spricht; er war sich durchaus klar über die Aufgabe, die ihm zunächst oblag, Reinheit und Sicherheit in sich und eine weite und freie Aussicht über die Welt durch Entfaltung und Uebung seiner künstlerischen Anlagen zu gewinnen. Um eine ausgebreitete literarische Wirksamkeit war es ihm vor der Hand nicht zu thun, wie sehr ihn auch der Erfolg seiner

ersten Schriften zu einem solchen Streben hätte verlocken können; und in diesem Sinne warnt er auch Jacobi in einem Briefe vom 31. August 1774 vor dem Jagen nach literarischer Herrschaft. „Denn das raubt," fügt er hinzu, „dem Menschen alle Freude an sich selbst. Er wird herumgeführt von Dem und Jenem, hier in ein Gärtchen, da in eine Baumschule, in einen Irrgarten und Irrgärtchen, und weiset ihm Jeder an seiner Hände Werk; und endlich sieht er in seine Hände, die ihm auch Gott gefüllt hat mit Kraft und allerlei Kunst, und es verdrießt ihn des Gaffens und Schmarotzens an Anderer Schöpfungsfreude und kehrt zurück zu seinem Erbtheil, säet, pflanzt und begießt, und genießt sein und des Seinigen in herzlich wirkender Beschränktheit."

Verglich er nun mit seinem eigenen Streben, das er in den letzten Worten treffend bezeichnet, Lavater's und Basedow's Wirksamkeit, so mußte ihm bald auffallen, daß beide Männer, indem sie zu lehren und zu überzeugen bemüht waren, doch auch gewisse, mehr persönliche Absichten im Hintergrunde verbargen. Es bildete sich in ihm die Ueberzeugung, daß der vorzügliche Mensch allerdings das in ihm wohnende Göttliche auch außer sich verbreiten möchte, aber beim Zusammenstoß mit der rohen Welt gar viel von seinen hohen Vorzügen opfere, und sich am Ende ihrer gänzlich begebe; das Himmlische, Ewige wird in den Körper irdischer Absichten eingesenkt und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen. Da er nun kurz vorher das Leben des orientalischen Propheten mit großem Interesse gelesen hatte, so beschloß er jene von ihm in der Wirklichkeit an seinen zwei modernen Propheten angeschauten Wege, die anstatt zum Heil, vielmehr zum Verderben führen, dramatisch zu veranschaulichen. Der Plan des Stückes gestaltete sich in folgender Weise: Im ersten Act theilt Mahomet, nachdem er sich selbst bekehrt, seine Gefühle und Gesinnungen den Nächstangehörigen mit; seine Frau und Ali fallen ihm unbedingt zu. Im zweiten Act versucht er selbst, heftiger aber Ali, diesen Glauben in dem Stamme weiter auszubreiten; hier zeigt sich Beistimmung und Widersetzlichkeit, der Streit wird gewaltsam, Mahomet muß fliehen. Im dritten Act bezwingt er seine Gegner und macht seine Religion zur öffentlichen; aber er muß auch zur List seine Zuflucht nehmen; das Irdische wächst, das

Göttliche tritt zurück. Im vierten verfolgt Mahomet seine Eroberungen; die Lehre wird mehr Vorwand als Zweck, es fehlt nicht an Grausamkeiten; eine Frau, deren Mann er hat hinrichten lassen, vergiftet ihn. Im fünften fühlt er sich selbst vergiftet; seine große Fassung, seine Wiederkehr zu sich selbst machen ihn bewunderungswürdig; er reinigt seine Lehre, befestigt sein Reich und stirbt.

Von Goethe's Vorstudien zu diesem leider nur Entwurf gebliebenen Werke ist unlängst Einiges aufgefunden worden *); es sind mehrere aus dem Koran nach dem Lateinischen des Maraccius übersetzte Stellen, darunter die sechste Sura, das Vorbild jener Hymne, womit das Stück beginnen, und welche Mahomet's eigene Bekehrung darstellen sollte. Auch diese Hymne selbst, die Goethe für verloren hielt, hat sich wiedergefunden und lautet:

(Feld. Gestirnter Himmel.)
Mahomet allein.

Theilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl,
Fühlen kann ich euch nicht allen ganzes Gefühl.
Wer, wer wendet dem Flehn sein Ohr?
Dem bittenden Auge den Blick?

Sieh, er blinket herauf, Gad, der freundliche Stern.
Sei mein Herr du, mein Gott! Gnädig winkt er mir zu!
Bleib! Bleib! Wend'st du dein Auge weg?
Wie? Liebt' ich ihn, der sich verbirgt?

Sei gesegnet, o Mond, Führer du des Gestirns!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du beleuchtest den Weg!
Laß, laß nicht in der Finsterniß
Mich irren mit irrendem Volk.

Sonne, dir glühenden, weiht sich das glühende Herz!
Sei mein Herr du, mein Gott! Leit', Allsehende, mich!
Steigst auch du hinab, Herrliche?
Tief hüllet mich Finsterniß ein.

Hebe, liebendes Herz, dem Erschaffenden dich!
Sei mein Herr du, mein Gott! Du, Alliebender, du,
Der die Sonne, den Mond, die Stern'
Schuf, Erde und Himmel und mich!

---

*) S. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe, S. 148 ff.

Daran schließt sich ein Dialog in ungebundener Rede zwischen Mahomet und seiner Pflegemutter Halima, der seine Umwandlung noch deutlicher ausspricht, und ein kurzer Monolog der Halima. Außerdem hat sich nur noch der bekannte allegorische Lobhymnus auf den Propheten erhalten, der mit der Ueberschrift „Mahomet's Gesang" *) unter Goethe's Gedichte aufgenommen ist. Ihn sollte, nach des Dichters Erklärung, Ali, zu Ehren seines Meisters auf dem höchsten Punkt des Gelingens, kurz vor der Umwendung durch das Gift, vortragen, während er sich im Göttinger Almanach 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema vertheilt findet **).

Nach Gervinus' und Vilmar's Vermuthung war die zweite der oben genannten Dichtungen „Satyros, oder der vergötterte Waldteufel," gleichfalls eine Frucht von Goethe's Reise mit den beiden Propheten; sie sehen darin zunächst eine persönliche Satyre auf Basedow. Goethe selbst erwähnt die Dichtung mit Pater Brey zusammen, und in der That können beide Stücke, ungeachtet großer Verschiedenheiten, doch als Pendants zu einander gelten. Beide Haupthelden sind Egoisten: der Pater Brey ein feiner, schlauer, der Satyros ein derber und frecher; beide ziehen, als abgesagte Feinde der Häuslichkeit, durch die Welt umher und legen sich überall dreist vor Anker; beide mißbrauchen die ihnen gewährte Gastlichkeit; der Pater, indem er Unkraut unter der Wirthe Weizen säet, der Satyros, indem er seinen gastlichen Wohlthäter ausschimpft, bestiehlt, in's Verderben zu stürzen sucht; beide haben es auf die Weiber abgesehen, jener, um empfindsam zu naschen, dieser, um wild zu genießen; jener

*) Eine Erläuterung desselben s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 216 ff.

**) Vergleiche oben Capitel 2, S. 32. Düntzer nennt meine dort ausgesprochene Vermuthung, daß der allegorische Preisgesang „Mahomet's Gesang" ursprünglich ohne Rücksicht auf dramatischen Gebrauch gedichtet und durch die der persönlichen Bekanntschaft mit Basedow vorhergehende Lectüre von Mahomet's Leben hervorgerufen worden sei, eine „wunderliche", eine „durch nichts berechtigte Annahme". Findet hier nicht eine solche Vermuthung (und für mehr habe ich sie nicht ausgegeben) eben darin ihre Berechtigung, daß es gilt, eine ausdrückliche Angabe Goethe's über die Veranlassung des Schauspiels, so lange es möglich ist, aufrecht zu erhalten? Dünzer macht es sich freilich bequemer, indem er, wie so oft, Goethe frischweg des Irrthums zeiht.

mäkelt an allen Dingen, will Alles nach seinen dürren Theorieen bessern, dieser stürzt gewaltsam Sitte und Religion um und läßt sich selbst als neue Gottheit declariren.

Zu Gunsten jener Vermuthung über die nächste Beziehung des Stückes sprechen viele übereinstimmende Züge im Charakter Basedow's und des Satyros. Wir heben, um die Verwandtschaft in's Licht zu stellen, Einiges aus Gervinus' schärfer Charakteristik des pädagogischen Reformators aus. Ursprünglich der Klopstock'schen Schule zugethan, glitt er allmälig zur Freiheit des genialen Lebens, ja er sank bis zum Cynismus eines rohen Studententreibens hinab. In seinem spätern, wie frühern Leben, bewies er gleichmäßig, daß er nichts von häuslichem Sinn und Gemüth besaß; als ein Naturkind ohne Ausbildung, machte er die Unbeständigkeit des Betragens zum System und nannte es „Lappalien," sich in den Ton der Welt und ihre Conventionen zu fügen. In religiösen Dingen fühlte er, wie uns schon bekannt, einen unwiderstehlichen Verneuungskitzel. Seine pädagogischen Schriften erinnerten schon früh an Locke und Rousseau; er wollte die Kinder kalt baden, zu rauher Luft und Witterung, zu zerrissenen Schuhen gewöhnen. Als später die Rousseau'sche Naturdoctrin sich gänzlich der Geister bemächtigt und für Basedow's Ansichten einen fruchtbaren Boden bereitet hatte, kündigte er sein berühmtes Elementarwerk, eine neue Art orbis pictus an, und ließ das Publikum nicht weniger als 15,000 Thaler dazu beisteuern *). — Vergleichen wir den Satyros, so stellt sich zuerst in ihm ebenfalls der ausgemachteste Cyniker dar, der im Gebirg die wilden Ziegen bei den Hörnern greift, „mit dem Maul ihre vollen Zitzen faßt, sich mit Macht die Gurgel benetzt u. s. w." Er treibt sich frei in den Landen herum:

Mein ist die ganze, weite Welt,
Ich wohne, wo mir's wohlgefällt.

---

*) Darauf zielt vielleicht das Gedicht: „Ein Gleichniß":

Das sind Autoren, wie es scheint;
Der Eine streut seine Freuden herum
Seinen Freunden, seinem Publicum,
Der Andere läßt sich pränumeriren.

Er will von Religion nichts wissen, raubt dem wohlthätigen Einsiedler seinen Herrgott und wirft ihn in den Gießbach; es ist ihm aber ganz recht, wenn man ihn selbst für einen Gott hält und ihm göttliche Ehren erweist. An die Stelle der umgeworfenen Glaubenslehren setzt er eine mit großem Redepomp entwickelte heidnische Kosmologie. Sein Naturevangelium verkündet er dem Volke auf eine sehr beredte Weise. Er ist stolz auf sein ungekämmtes Haar, seine nackten Schultern, Brust und Lenden, und verabscheut die Kleider. Mit der größten Unverschämtheit fordert er Wohlthaten und erwiedert sie durch Frechheit.

Riemer sieht in dem Stücke eine Satyre auf den Schweizer Christoph Kaufmann *), dessen Persönlichkeit allerdings auch der Art war, daß er in mancher Hinsicht zum Vorbilde des Satyros gedient haben könnte. Allein die Zeit, wo Goethe durch nähere Bekanntschaft mit Kaufmann über ihn enttäuscht ward, stimmt nicht zur Entstehungszeit der Dichtung. Denn aus den „Briefen aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck,“ herausgegeben von Wagner, erhellt, daß der Satyros schon Anfangs November 1774 fertig war. Goethe verlangte ihn in einem Briefe vom 14. von Böckmann zurück. — Sehen wir von aller persönlichen Beziehung des Drama's ab, so erscheint es uns als eine wahrhaft prophetische Schilderung jener späteren Verkünder des crassesten Naturevangeliums, der rohesten Emancipation des Fleisches, jener revolutionären Aufklärer, die hinter der Maske des Volksfreundes und Volksbeglückers den rücksichtslosesten Egoismus verbergen. Dem Satyros, der diese Menschen repräsentirt, steht der Einsiedler contrastirend gegenüber als der rechte Naturfreund. Er hat sich, wie Goethe selbst, nicht aus Menschenhaß in die Einsamkeit zurückgezogen; er ergötzt sich am Anblicke der Natur mehr, als an dem des tollen Menschentreibens und singt in seinem Herzen: „Lob Gott mit allen Würmelein.“ Andrerseits unterscheidet er sich eben so strenge von den weichlich sentimentalen Naturenthusiasten; er verkennt nicht, daß es auch hier „in Gottes Stadt drüber und drunter geht,“ und, „wie das Würmlein das Lerchlein satt macht,“

*) Siehe unten Capitel 9.

so trägt er auch kein Bedenken, sich das Lerchlein zu Gemüthe zu führen. Er ist ein thätiger, häuslicher Mann, der sein Gärtchen vor Hitze und Kälte und Raupen zu schützen sucht. Gegen die Menschen erweis't er sich liebevoll und hilfreich; im Unglücke benimmt er sich gefaßt, besonnen und klug. Hermes repräsentirt die schwachen Männer, die, weil sie nicht auf eigenen Füßen stehen können, weil sie „ihr Herz bedürftig fühlen," sich leicht von falschen Propheten umgarnen lassen. Ihm sehr unähnlich ist seine Tochter Arsinoe; als ein gesundes Frauengemüth fühlt sie zuerst die Thier- und Teufelsnatur des Satyros heraus, wogegen die sentimentale Psyche in seine Netze geht.

Goethe scheint aber bald nach Vollendung des Stückes gefühlt zu haben, daß es seiner Satyre, wenn auch nicht an trefflichem Humor, „doch an Billigkeit" gebreche. Daraus würde sich wenigstens erklären, warum er das Gedicht so sorgfältig bei Seite schaffte und vor dem Drucke bewahrte. Es wurde nicht einmal in das wahrscheinlich von Merck herausgegebene Büchlein: „Rheinischer Most, Erster Herbst 1775" aufgenommen, worin sich die andern kecken kleinern Productionen Goethe's aus jener Zeit zusammengestellt finden. Später kam es ihm ganz abhanden, und erst im Jahre 1808 erhielt er durch Jacobi wieder eine Abschrift desselben. Goethe dankte ihm in einem Briefe mit den Worten: „Mit dem Satyros hast Du mir eine große Freude gemacht. Dieses Document der göttlichen Frechheit unserer Jugendjahre hielt ich für gänzlich verloren. Ich wollte es einmal aus dem Gedächtnisse wieder herstellen; aber ich brachte es nicht mehr zusammen."

Gelang es unserm Dichter, den Satyros, weil er nur auf einen mäßigen Umfang berechnet war, glücklich zu Ende zu führen, so mußte die dritte der oben zusammen genannten Dichtungen, „der ewige Jude," als eine umfassende, großartige Composition wieder Fragment bleiben. In Goethe war, als er sich von der Brüdergemeinde schied, die Neigung zu den heiligen Schriften und zum Stifter der christlichen Religion nicht geschmälert worden; und so bildete er sich nun in seiner Isolirtheit „ein Christenthum zu seinem Privatgebrauch" und suchte dieses durch fleißiges Geschichtstudium zu begründen und aufzubauen. Indem er aber für seine Ideen sich,

dem Bedürfniß seiner Natur gemäß, nach einer dichterischen Form umsah, führte ihn derselbe geniale Instinkt, der ihn die Sage vom Faust und die Fabel vom Prometheus ergreifen ließ, auf die Geschichte des ewigen Juden; und er beschloß, an dem Leitfaden dieser Sage, die sich ihm schon als Knaben durch die Volksbücher fest eingedrückt hatte, die hervorstehenden Punkte der Religions- und Kirchengeschichte episch darzustellen. An jenem Schuster in Dresden hatte er eine interessante Persönlichkeit kennen gelernt, die er, mit einigen veredelnden Zuthaten, seinem Haupthelden füglich leihen konnte. Ueber den Gang der Fabel berichtet er in Wahrheit und Dichtung bis zu dem Punkte, wo der ewige Jude seine Wanderung durch die Welt antritt. Ahasver, ein Schuster zu Jerusalem, der bei offener Werkstatt sich gerne mit den Vorübergehenden unterhielt, ward auf diese Weise auch mit dem Heilande und seinen Jüngern bekannt und faßte eine besondere Neigung zu unserm Herrn, die sich indessen hauptsächlich dadurch äußerte, daß er den hohen Mann, dessen Sinn er nicht faßte, aus seiner Beschaulichkeit, seinem Herumziehen mit Müßiggängern, seinem Einwirken auf die Menge herauszuziehen und zu seiner eigenen Denk- und Handlungsweise zu bekehren suchte. Christus suchte ihn dagegen von seinen höheren Zwecken sinnbildlich zu belehren, was aber bei dem derben, aller öffentlichen Agitation abgeneigten und auf eine heitere, gleichmäßige Thätigkeit gerichteten Manne nichts fruchten wollte. In dem Maße, wie nun Christus immer bedeutender und mehr und mehr eine öffentliche Person ward, regte sich in Ahasver ein immer stärkerer Unwille über sein Treiben; und als der Heiland endlich vor seiner Werkstatt vorbei zum Tode geführt wurde, ereignete sich hier die bekannte Scene, daß der Leidende unter der Last des Kreuzes erlag. Ahasver trat heraus, wiederholte alle früheren Warnungen und verwandelte sie in heftige Beschuldigungen gegen Jesus. Dieser antwortete nicht, aber in dem Augenblicke bedeckte die liebende Veronica des Heilands Gesicht mit dem Tuche, und da sie es wegnahm und in die Höhe hielt, erblickte Ahasver darauf das verklärte Antlitz des Herrn und vernahm die Worte: „Du wandelst auf Erden, bis du mich in dieser Gestalt wieder erblickst." Der Bestürzte kommt erst einige Zeit nachher zu sich, findet, da Alles sich zum Gerichtsplatz gedrängt hat, die

Straßen Jerusalems öde und beginnt, von Unruhe und Sehnsucht getrieben, seine Wanderung.

Aus einer andern Stelle in Wahrheit und Dichtung erfahren wir noch, daß Ahasver auch einen Besuch bei Spinoza abstatten sollte, wobei recht an's Licht getreten sein würde, wie viel sich damals Goethe aus Spinoza's Schriften zugeeignet hatte. Endlich kommt er noch einmal in den Briefen aus Italien (vom 22. und 27. Oct. 1786) auf den ewigen Juden zurück. Beim Anblick „des unförmlichen, ja barocken Heidenthums", das er in Italien auf die „reinen, gemüthlichen Anfänge des Christenthums" aufgeladen fand, fiel ihm der ewige Jude wieder ein, „der Zeuge aller dieser wundersamen Ent- und Aufwickelungen gewesen und so einen wunderlichen Zustand erlebte, daß Christus selbst, als er zurückkommt, um sich nach den Früchten seiner Lehre umzusehen, in Gefahr geräth, zum zweiten Male gekreuzigt zu werden. Jene Legende: venio iterum crucifigi sollte bei dieser Katastrophe zum Stoffe dienen." Und an einer andern Stelle (vom 22. Oct.) heißt es: „Heute früh saß ich ganz still im Wagen und habe den Plan zu dem großen Gedicht der Ankunft des Herrn, oder dem ewigen Juden recht ausgedacht." Sogar noch im Jahre 1808 hatte er die Idee nicht völlig aufgegeben; denn er äußerte im April dieses Jahres gegen Riemer, er wolle ein Gedicht schreiben: „Maran Atha oder der Herr kommt."

Außer diesen zerstreuten Winken über den Gang des Stückes haben wir nun auch noch durch die neuesten Ausgaben von Goethe's Werken den Anfang, einzelne Stellen aus der Mitte und Fragmente des Schlusses, die Goethe damals schon niedergeschrieben, kennen gelernt. Wir sehen daraus, daß das Epos in seinem ganzen Tone von dem gewöhnlichen der ernsten Epopöe durchaus abweichen sollte. Der Hans Sachsische Ton sollte mit dem der kraftgenialischen Zeit in einander spielen; in einer scheinbar nachlässigen, oft burlesken Sprache sollten die ernstesten Wahrheiten, die strafendsten Satyren vorgetragen werden. Auf die kurze Introduction folgt erst eine Charakteristik des Haupthelden, der als „halb Essener, halb Methodist, Herrnhuter, mehr Separatist" dargestellt wird. Dann werden die Priester der jüdischen Hauptkirche geschildert, „die Priester, die vor

so vielen Jahren waren, als wie sie immer waren, und wie ein Jeder wird zuletzt, wenn man ihn hat in ein Amt gesetzt." Davon lenkt der Dichter wieder auf den Schuster und „seines Gleichen" zurück; und in dem Bilde, das er von ihrem Treiben entwirft, erkennt man sogleich die Brüdergemeinde und ihre Bestrebungen wieder, deren Schattenseiten unserm Dichter nicht entgangen waren. Darauf kommen sechs kurze Fragmente, die über den Gang des Gedichtes nur sehr schwache Andeutungen geben. Sodann nähern wir uns schon der Katastrophe bei den Worten:

Der Vater saß auf seinem Thron,
Da rief er seinen lieben Sohn u. s. w.

Auch innerhalb des Schluß-Fragmentes sind noch bedeutende Lücken gelassen. So ging den Versen:

Er war nunmehr der Länder satt,
Wo man so viele Kreuze hat,

ohne Zweifel die Wanderung des Heilandes durch die katholische Christenheit voran.

Zu genauer Feststellung der Zeit, wann Goethe diese Bruchstücke aufgeschrieben, fehlt es an sicheren Anhaltspunkten. Vermuthlich ging die Conception des ewigen Juden und die Abfassung der Fragmente dem Mahomet und dem Satyros voran, da in diesen beiden letzteren (und im Prometheus) sich eine stufenweise zunehmende Abneigung gegen das öffentliche Prophetenwesen und eine wachsende Hinneigung zu einem stolzen Isoliren und Zurückziehen auf die eigenen Kräfte und Anlagen ausspricht. Damit würde denn auch die oben erwähnte Notiz des Biographen Lavater zusammenstimmen, daß Goethe diesem bei ihrem ersten Zusammensein unter Anderm aus einer Epopöe etwas vorgelesen habe.

Bekanntlich ist die Sage vom ewigen Juden von spätern Dichtern noch vielfach dargestellt worden. Aber einen Bearbeiter in dem Sinne, wie ihn Gervinus wünscht, einen Dichter, der sie in ähnlich großartigem Geiste behandle, wie Goethe seinen Faust, und sie zu einem Gefäße für die Entwickelungsgeschichte der christlichen

Menschheit, zu einem cultur- und kirchengeschichtlichen Weltepos gestalte, einen solchen Genius muß sie noch erwarten.

In dem vierten der hier zusammen gruppirten Stücke endlich, im Prometheus, finden wir die religiöse Geistesbewegung, worin wir Goethe seit einiger Zeit her begriffen sahen, auf ihrem Gipfelpunkt angelangt. Hier hat sich das Vertrauen auf die „collective Kraft," auf das „in sich und durch sich lebende und wirkende Herz," der Stolz auf die geistige Unabhängigkeit des Menschen zu einem Grade gesteigert, daß der Dichter sich von der Gottheit emancipirt und sogar mit Trotz auf sich selbst und die Kräfte, die er in sich gewahrt, zurückzieht. Dieses Selbstgefühl fand einen fruchtbaren Boden an dem ganzen Geiste der Zeit, dessen sämmtliche Tendenzen ja, wie Gervinus treffend sagt, „aus jenen titanischen Bemühungen flossen, die des Menschen Eigenkraft und Größe unter die Waffen riefen und ihn von den Göttern sich zu sondern hießen." So grell aber und auf die Spitze getrieben, so zur Verachtung der überirdischen Mächte, zu ingrimmigem Hasse gegen dieselben gesteigert, wie bei Goethe in der vorliegenden Dichtung, erscheint doch fast nirgendwo der stolze, himmelstürmende Sinn jener Periode, und Delbrück hat Recht, wenn er das Gedicht und die darin ausgesprochene Gesinnung „heidnischer als heidnisch" nennt. Goethe scheint in späteren Jahren selbst über dieses Phänomen erstaunt gewesen zu sein, und erklärte es sich damit, daß bei seinem Charakter und seiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlungen und abgestoßen habe.

Indem er sich für die Darstellung solcher Gesinnung, seiner Weise gemäß, nach einem Bilde, einem Symbol umsah, fiel ihm die mythologische Figur des Prometheus auf, der sich ebenfalls, seiner Geisteskraft und seinem edeln, sittlichen Willen vertrauend, in unbeugsamem Trotze von den Göttern absonderte. So hatte ihn schon die antike Poesie, namentlich Aeschylus in seinem gefesselten Prometheus, aufgefaßt. Aber Goethe fand diese mythische Gestalt auch noch von einer besondern Seite vortrefflich geeignet, um die Art und Weise, wie er seine Unabhängigkeit zu befestigen suchte, symbolisch darzustellen: er faßte den Prometheus in seiner selbstständig schöpferischen, künstlerischen Thätigkeit auf, wie er, sich streng isoli-

rend, von seiner Werkstatt aus eine Welt bevölkert. Auch Goethe hatte die sicherste Basis seiner Selbstständigkeit in seinem productiven Talente erkannt, das ihn seit einigen Jahren keinen Augenblick verließ, ja oft sogar Nachts dasjenige zu regelmäßigen Träumen ausbildete, was er wachend am Tage gewahr wurde; und so schnitt er sich denn das alte Titanengewand nach seinem Wuchse zu, und fing, ohne weiter darüber nachgedacht zu haben, ein Stück an, worin das Mißverhältniß dargestellt ist, in welches Prometheus zu dem Zeus und den neuen Göttern geräth, indem er auf eigene Hand Menschen bildet, sie durch Gunst der Minerva belebt und eine dritte Dynastie stiftet.

Wir haben sehr zu bedauern, daß Goethe dieses Stück, eine Dichtung von sehr freier Form, nicht ausgeführt hat. Was uns davon überliefert worden, zeigt eine Kraft und eine Kühnheit, die ihn dem Aeschylus an die Seite setzen. Den ersten Act eröffnet ein Zwiegespräch zwischen Prometheus und Mercur. Die Anfangs- und Schlußworte dieser Scene, die Prometheus an Mercur richtet, mögen den Inhalt andeuten: „Ich will nicht, sag' es den Göttern! Und kurz und gut, ich will nicht! Geh! ich diene nicht Vasallen!“ Nun wendet sich Prometheus zu seiner Arbeit zurück und bedauert, ihr auch nur einen Augenblick entzogen worden zu sein. Hierauf Epimetheus, der ihn vergebens zur Nachgiebigkeit zu stimmen sucht. Nach seiner Entfernung kurzer Monolog des Prometheus („Hier meine Welt, mein All!“); dann erscheint Minerva. Gegen sie spricht er sich vertrauter, dankvoller, weniger trotzig aus; beim Scheiden fordert sie ihn auf, ihr zu folgen zum Lebensquell, um dort Leben für seine Statuen zu schöpfen. — Zweiter Act: Jupiter und Mercur. Letzterer berichtet, wie Prometheus durch Minerva's Hilfe seine Welt von Thon belebt. Jupiter: „Das Wurmgeschlecht vermehrt die Zahl meiner Knechte,“ und später: „Sie werden dich nicht hören, bis sie dein bedürfen. Ueberlaß sie ihrem Leben!“ Nun wechselt die Scene vom Olymp zu einem Thal am Fuße des Olympus; das Menschengeschlecht ist durch das ganze Thal in mannigfachster spielender Geschäftigkeit verbreitet. Prometheus lehrt einem Mann eine Hütte bauen; das Privateigenthum tritt als eines der ersten Culturprincipien hervor. Streit zweier Männer. Pandora

kommt und berichtet, erschüttert, den Tod ihrer Freundin Mira; Wechselgespräch über Tod und Lebenswonne.

An den Anfang des dritten Actes finden wir nun als Monolog das bekannte Gedicht Prometheus („Bedecke deinen Himmel, Zeus") *) gestellt, und Goethe bemerkt in einem Briefe an Zelter (vom 11. Mai 1820) ausdrücklich, das Gedicht habe den dritten Act des Drama's eröffnen sollen. Ich möchte aber, trotz dieser authentischen Erklärung, noch zweifeln, daß der Monolog, wenigstens in der Gestalt, wie er uns jetzt vorliegt, ursprünglich diese Bestimmung gehabt. Schon der Umstand spricht als ein bedeutendes Moment dagegen, daß wir dann die Gesinnung des Prometheus im dritten Acte um nichts vorgerückt, um nichts geändert fänden; des Epimetheus, der Minerva Vermittlung hätte nichts gefruchtet. Jetzt, wo er Menschen geschaffen hat, wo er eine belebte Welt um sich erblickt, jetzt durfte sein Trotz, wie mir däucht, nicht mehr in der anfänglichen Herbheit erscheinen. Dazu kommt, daß der Monolog im Wesentlichen nur frühere Gedanken wiederholt, ja Manches ganz wörtlich wiederholt. Ich denke mir, daß Goethe damals, als er den Prometheus fallen ließ, die Hauptgedanken, die bezeichnendsten Züge aus dem ersten und zweiten Acte des dramatischen Bruchstückes zu einem Monolog gesammelt, der nun füglich als ein selbstständiges Gedicht gelten konnte. So hatte er sich den Gegenstand doch auf irgend eine Weise, wie er zu sagen pflegte, „vom Halse geschafft." Später mochte ihm das nicht mehr erinnerlich sein, wie er denn auch in dem oben bezeichneten Briefe an Zelter den Prometheus „ein von ihm selbst vergessenes Gedicht" nennt. Die beiden ersten Acte waren vollständig, der Monolog schien offenbar dem gleichen Stücke angehörig; wo sollte er anders hinzusetzen sein, als an den Anfang des dritten Actes **)?

---

*) Erläutert in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 242 ff.

**) Düntzer spricht dieser Vermuthung, nach seiner Weise, ohne Weiteres „jede Berechtigung" ab, und sieht in dem Monolog den Anfang, die Exposition eines Drama's, einer zweiten Bearbeitung desselben Gegenstandes, wobei der Dichter nicht über den Monolog hinausgekommen sei. Es ist eben nichts, als eine andere Vermuthung, die nur ja nicht mit dem Anspruch auf Gewißheit auftreten sollte. Noch weniger läßt sich seine Behauptung halten, daß das

Gutzkow meint, Prometheus hätte leicht, wenn er fertig geworden wäre, ein Titanendrama von gräßlicherer Wirkung, als Werther's Leiden, werden können. Ich halte es im Gegentheil nicht für unwahrscheinlich, daß das vollendete Drama die religiösen Gemüther weit weniger verletzt haben würde, als der Monolog, der die schroffsten Gedanken concentrirt und ohne alle Lösung ausspricht. Im Drama würde zweifelsohne Minerva eine Vermittelung herbeigeführt haben, sie, die den Prometheus liebt und zugleich den Vater ehrt, als dessen Feind Prometheus anfänglich erscheint. Diese Vermittelung konnte nicht ohne eine Sinnesänderung des Prometheus stattfinden, und zwar mußte er in den Sinn der Minerva eingehen, die hier als Personification des zugleich religiösen und selbstständigen Geistes erscheint, desjenigen Geistes, in dem Goethe später, in den besten Stunden seines Daseins, gelebt und gehandelt hat. Der Monolog aber, der, für sich allein, jenen übermüthigen Freiheitstrotz auf seinem Höhepunkt fixirt, mußte unzählige Gemüther auf's Heftigste abstoßen und eine große Bewegung verursachen. Goethe erinnert selbst in jenem Briefe an Zelter daran, „daß der gute Mendelssohn an den Folgen einer voreiligen Publication desselben gestorben sei" *).

Drama Prometheus, wie es uns vorliegt, kein Fragment, sondern sogar übervollendet sei. Wenn auch Goethe sich in spätern Jahren bisweilen nicht in die Productionen seiner Jugendzeit zu finden wußte, so dürfen wir ihm doch wahrlich zutrauen, daß er ein Ganzes von einem Fragment zu unterscheiden verstand. Als Ganzes betrachtet, ist das Drama eine so durchaus verfehlte Composition, wie wir sie Goethe'n nicht zuschreiben können. Aber auch dem Geiste, der Gesinnung nach stellen die beiden Acte Goethe's damaligen religiösen Standpunkt, wie er sich aus seinen damaligen Briefen und anderweitigen Dichtungen nachweisen läßt, keineswegs vollständig dar; sie vergegenwärtigen den Conflict ohne die Lösung, wie er sie damals schon gewonnen hatte. Düntzer's Ansicht ist aus einer einseitigen Deutung der vorliegenden zwei Acte geflossen, wobei manches sehr Wesentliche als ganz bedeutungslos aufgefaßt wird. Die von ihm angezogene Stelle des Briefes von Jacobi vom 6. Nov. 1774, worin dieser den Prometheus als Drama und nicht als Fragment bezeichnet, läßt, abgesehen davon, daß auf eine Bezeichnung in einem rasch hingeworfenen Brief kein großes Gewicht zu legen ist, höchstens vermuthen, daß Jacobi das Ueberschickte irrig als ein Ganzes aufgefaßt habe.

*) Das Nähere s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 250 ff. Vergl. Schöll, Briefe u. Aufsätze von Goethe, S. 197 ff.

Was die Entstehungszeit des dramatischen Fragmentes betrifft, so gehört es wahrscheinlich dem October 1774 an. „Lieber Goethe, da hast Du Deinen Prometheus zurück," schrieb Jacobi am 6. Nov., „und meinen besten Dank dabei! Kaum mag ich Dir sagen, daß dieses Drama mich gefreut hat, weil es mir unmöglich ist, Dir zu sagen, wie sehr." Nach Riemer beabsichtigte Goethe auch einen gefesselten Prometheus zu schreiben, wovon er auch den ersten Monolog sammt dem Chor der Nereiden, die ihn in seiner Einsamkeit besuchen und bedauern, zu Papier brachte *). Auch habe er einen befreiten Prometheus gedichtet, und schon ziemlich weit gefördert.

In der Epoche, worin der Prometheus entstand, suchte Goethe als ein neuer Prometheus nicht bloß durch Dichten, sondern auch durch Bilden eine Welt künstlerischer Gestalten um sich hervorzurufen. Er zeichnete die Portraits seiner Freunde im Profil auf grau Papier mit weißer und schwarzer Kreide; wenn er dictirte oder sich vorlesen ließ, entwarf er die Stellung der Schreibenden und Lesenden mit ihrer Umgebung. Weil er jedoch das Unzulängliche dieser Bemühungen empfand, griff er wieder zu Sprache und Rhythmus und dichtete eine Reihe Kunstlieder, die ich in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten in eine Gruppe zusammengestellt habe **). Von mehreren derselben läßt es sich wenigstens mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie dieser Zeit angehören. So deutet auf das Gedicht, „Kenner und Enthusiast," oder: „Wahrhaftes Mährchen," wie es ursprünglich überschrieben war, folgende Stelle eines Briefes an Jacobi vom 21. August 1774: „Es ist eines braven Jungens, etwas wohl über die Schnur zu hauen zu Schirm des Mädchens, das ihm Alles gab, was es hat, frisch, junges, warmes Leben" ***). Am 4. Dec. sandte er an Merck das Sendschreiben von V. 13 an, und am nächsten Tage die zwölf ersten Zeilen desselben mit den jetzt „des Künst-

*) S. Goethe's u. Schiller's Briefwechsel Nr. 290 u. Nr. 321, a.

**) S. den ersten Band des Commentars, S. 262.

***) Vergl. V. 3 u. 4 des Gedichtes.

lers Abendlied" bildenden Strophen zusammengeschrieben. Eben so dürfen wir annehmen, daß „Guter Rath" und „Künstlers Morgenlied" in dieselbe Zeit gehören, da sie zusammen mit dem „Wahrhaften Mährchen" in „Mercier's neuem Versuch über die Schauspielkunst" (Leipzig, 1776) als Anhang „aus Goethe's Brieftasche" zuerst veröffentlicht wurden. In allen diesen Liedern fühlt er sich noch als Künstler, aber als einen solchen, der, was ihm die Seele lebendig füllt, nur stotternd zu sagen vermag, dem die innere Schöpfungskraft in den Fingern nicht nach Wunsche bildend werden will.

Zum Schlusse des Capitels erwähnen wir noch einiger anderen Gedichte, welche in diese Zeit fallen, eines odenartigen: „An Schwager Kronos," zweier Balladen: „Der König in Thule" und „der untreue Knabe," und eines Gelegenheitsgedichtes: „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare." Das letzte sollte von den Geschwistern des Bräutigams am Hochzeitstage, den 25. Juli 1774, überreicht werden. Die Passavant's gehörten zu den angesehensten reformirten Familien von Frankfurt. Mit einem Sohne dieses Hauses, Jacob Ludwig, der später reformirter Pfarrer und Consistorialrath in seiner Vaterstadt wurde, war unser Dichter, wie bereits angedeutet worden, befreundet. Ein Bruder desselben, Jacob Passavant, war der Bräutigam. Das Gedicht, welches Goethe vom Rheine her (während der Reise mit Lavater) einsandte, kam zu spät an, und ward daher von den Geschwistern nicht mehr benutzt und auch nicht gedruckt. Der eben erwähnte Pfarrer bewahrte es aber sorgfältig auf, und überreichte es dem Ehepaar bei der Feier seiner goldenen Hochzeit. Der beiden genannten Balladen haben wir schon oben gedacht. Sie bilden, dem Sujet, wie dem Tone der Behandlung nach, einen Gegensatz zu einander. Treue bis in den Tod ist das Thema des „Königs in Thule," und dem Ernste dieses Gegenstandes entsprechend ist der würdige, ja feierliche Ton, der sich durchgängig in den Sprachklängen, zumal in den tönenden Endreimen kund gibt. Dabei ist jedoch der Ausdruck schlicht und einfach; und trotz aller Innigkeit, wovon das Gedicht durchströmt ist, drängt sich nirgendwo ein sentimentaler Zug vor; vielmehr trägt es in seiner naiven Haltung ganz das Ge-

präge der Volkslieder, sowie auch der jambische Rhythmus nicht strenge festgehalten, sondern nach Art des Volksliedes jedem Verse eine gleiche Anzahl von Hebungen (drei) zugetheilt ist. In dem „untreuen Knaben“ macht sich der Dichter, wie noch später im Todtentanz und in der wandelnden Glocke, mit der Darstellung des Schauerlichen einen Spaß. Er nahm das Stück in die Oper Claudine auf und legte es dort darauf an, die wieder erwachte Neigung für grausige, gespensterhafte Balladen, wozu eben Bürgers Lenore einen kräftigen Anstoß gegeben, damit ein wenig zu persifliren. Wie in der Sprache dieses Gedichtes, so athmet auch in dem Ausdruck der Ode „An Schwager Kronos“ der Geist der Genie-Periode. Nichts widerstrebte jenem Geiste mehr, als ein ängstlich bedächtiges Zurathhalten der Kräfte; mochte man auch nur kurze Zeit leben, es mußte rasch und energisch gelebt sein; die zugemessene Spanne Zeit mußte man mit der größtmöglichen Summe von Genuß und Thätigkeit erfüllen. In solchem Sinne ist diese Ode gedichtet. Mit genialem Takt sind einige Stellen, besonders der Schluß, auf dem gemeinsamen Grenzrain des Komischen und Erhabenen gehalten. Ist gleich der uraltehrwürdige Kronos in einen modernen Postknecht verwandelt („Töne, Schwager, in's Horn!“), so hält doch der dithyrambische Schwung der Gefühle jeden Anflug des Gemeinen und Niedrigen fern. — Was die Entstehungszeit des Gedichtes betrifft, so soll es, nach einer Angabe der Quartausgabe, den 10. Oct. 1774 in der Postchaise entstanden sein. Es würde darnach der sogleich zu erzählenden Epoche aus dem Leben unsers Dichters angehören, und eine sehr interessante Verwebung von Bild und Wirklichkeit darstellen.

Sechstes Capitel.

Besuch von Klopstock. Bekanntschaft mit den Prinzen von Weimar. Reise nach Mainz. Prometheus, Deukalion und seine Recensenten. Studien (Spinoza). Besuche von Jacobi und Stilling. Verhältniß zu Lili (Elisabeth Schönemann). Lieder an Lili. Häufiger Aufenthalt zu Offenbach. André. „Sie kommt nicht," ein Drama. Verlobung. Verhältniß zu Auguste Stolberg. Erwin und Elmire. Claudine von Villabella. Stella.

Ueber den Arbeiten, die wir zuletzt betrachtet haben, war das Spätjahr 1774 herangerückt. Lud jetzt das unfreundliche Wetter nicht mehr zu Ausflügen in die Nähe und Ferne ein, so ward Goethe dafür durch angenehme und förderliche Besuche interessanter Männer wenigstens theilweise entschädigt. „Eins, was mich glücklich macht," schrieb er zu Anfang des folgenden Jahres an eine Freundin, „das sind die vielen edeln Menschen, die von allerlei Enden meines Vaterlandes, zwar freilich unter vielen unbedeutenden, unerträglichen, in meine Gegend zu mir kommen, manchmal vorübergehen, manchmal verweilen. Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet." Zu den „unerträglichen" gehörten besonders dürftige und unverschämte Abenteurer, die sich an den zutraulichen und hilfseifrigen Jüngling wandten, indem sie ihre dringenden Forderungen durch wirkliche wie durch vorgebliche Verwandtschaften oder Schicksale unterstützten. Sie borgten ihm Geld ab und brachten ihn in den Fall, wieder borgen zu müssen, so daß er mit begüterten Freunden darüber in das unangenehmste Verhältniß gerieth. Dergleichen mißliche Erfahrungen wurden jedoch durch den Zuspruch mancher bedeutenden und geistreichen Männer mehr als aufgewogen, und von diesen ist vor Allen Klopstock zu nennen.

Wir haben schon früher erwähnt, wie Goethe mit ihm einen Briefwechsel angeknüpft. Jetzt, im Herbste, Anfangs October, erhielt er von ihm die Anzeige, daß er nach Carlsruhe zu ziehen und auf der Reise einzusprechen gedenke. Goethe fand sein Benehmen ernst und abgemessen, seine Unterhaltung klar und bestimmt und zu-

gleich gefällig und angenehm. Im Ganzen hatte seine Gegenwart etwas von der eines Diplomaten. Er schien sich als ein Mann von Eigenwerth und dabei als Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und Freiheit zu betragen. Auch hatte er die Eigenheit mit den Weltleuten gemein, daß er nicht von Gegenständen redete, worüber man gerade ein Gespräch erwartete und wünschte. Anstatt sich auf Unterhaltungen über poetische und literarische Dinge einzulassen, sprach er weitläufig über die edle Kunst des Eislaufs, eiferte gegen das Wort Schlittschuh, wofür man Schrittschuh zu sagen habe, indem man, den Homerischen Göttern gleich, auf den geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer einherschreite, empfahl angelegentlich statt der hohen, hohlgeschliffenen Schrittschuhe die breiten flachgeschliffenen Isländischen, und erging sich sogar in Belehrungen über Kunstreiten und Bereiten der Pferde. Daß er, wie Goethe berichtet, Gespräche über sein Metier ablehnte, ist auffallend genug; denn er kam eben vom Göttinger Dichterbunde her, mit dem er große Projecte hatte, woran auch Goethe betheiligt war. Er gedachte den Hainbund zu einem allgemeinen Bunde deutscher Dichter, zu einer wirklichen Gelehrtenrepublik zu erweitern und als solche zu organisiren; und zur Theilnahme wollte er vor Allen Goethe, Schönborn, Gerstenberg und einige andere Männer von ächt deutschem Sinne einladen *). Sollte er über diese Angelegenheit, die ihn so lebhaft beschäftigte, kein Wort mit Goethe gewechselt haben? Vielleicht überzeugte er sich durch die persönliche Anschauung Goethe's, daß dieser eine zu selbstständige Natur sei, um sich in ein literarisches Gemeinwesen, wie er es beabsichtigte, hineinzufügen, und verschwieg ihm daher seine Plane.

Folgenreicher für die Zukunft war ein anderer Besuch, von dem Goethe etwas tiefer in den Winter hinein überrascht ward. Eines Tages (es war am Abend des 11. Decembers) trat ein wohlgebildeter schlanker Mann in sein Zimmer, der sich als Begleiter des Prinzen Constantin von Weimar zu erkennen gab und sich von Knebel nannte. Nach einem interessanten Gespräche über literarische Verhältnisse und den Weimarischen Hof, eröffnete er

*) S. Prutz, der Göttinger Dichterbund, S. 321 ff.

Goethe'n, daß sein Herr und dessen Bruder, der Erbprinz Carl August von Weimar, so eben in Frankfurt angelangt seien und des jungen Dichters Bekanntschaft zu machen wünschten. Goethe war sogleich bereit, den beiden Fürsten aufzuwarten, und ward von ihnen frei und freundlich empfangen. Ein günstiger Zufall bot die schönste Gelegenheit zu einer Unterhaltung, die ein gutes Vorurtheil für Goethe bei dem Prinzen erregen mußte. Es lag nämlich der erste Theil von Möser's patriotischen Phantasieen frisch geheftet und unaufgeschnitten auf dem Tische. Dieses Werk hatte Goethe mit dem wärmsten Interesse gelesen, und vermochte so den damit noch unbekannten hohen Reisenden eine ausführliche Relation zu liefern. Hieran knüpfte sich ein Gespräch, worin Goethe dem jungen Erbprinzen, der den besten Willen hatte, an seiner Stelle Gutes zu wirken, sich im vortheilhaftesten Lichte darstellte, indem er in Möser vorzüglich solche Schriftsteller zu schätzen schien, deren Talent aus dem thätigen Leben ausgeht und in dasselbe unmittelbar nützlich zurückfließt. Bei fortgesetzter Unterhaltung schob sich, wie in den Mährchen der Tausend und Einen Nacht, ein bedeutendes Thema in und über das andere; manches klang nur an, ohne daß man es hätte verfolgen können; und so wurde, weil der Aufenthalt der jungen Herrschaften in Frankfurt nur kurz sein konnte, Goethe'n das Versprechen abgenommen, daß er nach Mainz folgen und dort einige Tage zubringen wolle, was er denn auch herzlich gern zusagte.

Er eilte freudig mit der Nachricht nach Hause, fand aber damit bei dem Vater nicht den gehofften Empfang. Dieser hatte, seinen reichsbürgerlichen Gesinnungen gemäß, sich stets von den Großen entfernt gehalten und pflegte durch manche lateinische und deutsche Kernworte, wie »Procul a Jove, procul a fulmine,« „Lang bei Hofe, lang bei Höll!" vor dem Umgange mit Fürsten zu warnen. So behauptete er jetzt, die Einladung sei nur geschehen, um den jungen Dichter in eine Falle zu locken und für den an Wieland verübten Muthwillen Rache zu nehmen. Goethe war vom Gegentheil völlig überzeugt, konnte aber doch nicht gerade gegen des Vaters Ansicht handeln, und andererseits auch nicht wohl sein Versprechen zurücknehmen, ohne undankbar und unhöflich zu erscheinen. In solchen Fällen wandte er sich gewöhnlich um Vermittelung an Fräu=

lein von Klettenberg und seine Mutter, welche beide er Rath und That zu nennen pflegte. Allein die Freundin war leider bettlägerig krank; so wurde denn die Mutter an sie abgesandt, um ihr Gutachten einzuholen, und da dieses für Goethe's Seite günstig ausfiel, gab endlich auch der Vater, obwohl ungläubig und ungern, seine Einwilligung zur Reise nach Mainz.

Knebel, von Goethe sogleich auf's Lebhafteste angezogen, hatte sich entschlossen, den 12. December noch bei ihm in Frankfurt zu bleiben, und fuhr nun am 13ten mit ihm nach Mainz, von wo er sogleich an seine Schwester Henriette berichtete: „Ich blieb gestern allein in Frankfurt, um den besten aller Menschen zu genießen. Heute bin ich mit ihm hierher gefahren, wo wir unsere Prinzen wieder angetroffen haben, und diesen Abend werden wir in die Komödie gehen." In Mainz wurden die zu Frankfurt begonnenen Gespräche fortgesetzt und neue angeknüpft; und indem hierbei der jüngsten deutschen Literatur und ihrer Kühnheiten gedacht ward, fügte es sich ganz natürlich, daß jene famose Farce gegen Wieland zur Sprache kam. Goethe bemerkte gleich Anfangs mit Vergnügen, daß man die Sache heiter und lustig nahm; er erzählte mit aller Naivetät seinen neuen Gönnern den arglosen Ursprung des Stückes, wie er uns schon bekannt ist *); und, um sie völlig zu überzeugen, daß hierbei keine Persönlichkeit noch eine andere Absicht obwalte, theilte er auch die lustige und verwegene Art mit, wie sich die jungen oberrheinischen Gesellen einander zu necken und zu verspotten pflegten, und heiterte dadurch die Gemüther vollends auf. Nach manchem Hin- und Wiederreden über den Gegenstand ward er endlich veranlaßt, Wielanden einen freundlichen Brief zu schreiben, oder auch vielleicht nur einem Briefe Knebel's an Wieland einige freundliche Worte hinzuzufügen, wozu er die Gelegenheit um so lieber ergriff, als Wieland sich schon im Mercur über jenen Jugendstreich sehr liberal erklärt hatte. So flogen die wenigen Tage des Mainzer Aufenthaltes für Goethe angenehm und belebend vorüber. Waren die fürstlichen Gönner durch Visiten und Gastmähler außer dem Hause gehalten, so blieb er bei ihren Reisebegleitern, portraitirte

---

*) S. oben S. 115 f.

Manchen und vergnügte sich auch wohl auf dem eingefrorenen Festungsgraben mit Schlittschuhlaufen. Voll des genossenen Guten kehrte er nach Frankfurt zurück und gedachte sich dort durch umständliche Erzählung bei den Aeltern und Fräulein von Klettenberg das Herz zu erleichtern. Allein er fand nur verstörte Gesichter und erfuhr, daß mittlerweile seine edle Freundin gestorben sei. Dieser Verlust mußte ihm in seiner jetzigen Lage, wo er ihres Rathes, ihrer Theilnahme mehr als je bedurfte, doppelt schmerzhaft sein, und dazu kam noch, daß im älterlichen Hause der fortdauernde hartnäckige Argwohn des Vaters gegen die Absichten der weimarischen Fürsten jeder freien und gemüthlichen Mittheilung ein Hinderniß in den Weg legte. So fand sich Goethe denn mit seinen Erzählungen zu den jüngeren Freunden hingedrängt, denen er denn freilich die Sache recht umständlich überlieferte.

Allein daraus sollte für ihn bald eine sehr unangenehme Folge entspringen; denn im nächsten Frühjahr erschien eine Flugschrift in dramatischer Form, „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" betitelt, worin sich Einiges auf den Mainzer Aufenthalt und dortige nicht weiter mitzutheilende Aeußerungen bezog. Goethe, der in Wahrheit und Dichtung, wie es scheint, aus ferner Erinnerung über die Farce berichtet (wie er denn auch den Titel unvollständig angibt), spricht von kleinen Holzschnittfiguren, die man statt der Personennamen zwischen den Dialog gesetzt; durch allerlei satyrische Bilder habe man diejenigen Kritiker zu bezeichnen gesucht, die sich über seine Arbeiten, besonders über Werther's Leiden und was ihnen verwandt war, öffentlich hatten vernehmen lassen. In dem mir vorliegenden Exemplar fehlen diese Holzschnitte *), und als Dramatis personae treten außer Prometheus (Goethe) und Deukalion (Werther) noch folgende auf: Papagei (Buchhändler Weygand in Leipzig), Gans (?), Esel (Hauptpastor Götze in Hamburg), Nachteule und Frösche (Claudius im Wandsbecker Boten,

*) Seit dem Erscheinen der ersten Auflage dieser Schrift hat Düntzer in seinen „Studien zu Goethe's Werken" Elberfeld u. Iserlohe 1849, S. 212 ff. die Farce mit den Holzschnittfiguren als Anhang zu dem Aufsatz „Goethe's Lotte und die Leiden des jungen Werther's" abdrucken lassen.

auf dessen Vignette sich eine Nachteule und Frösche befanden), Reiter ohne Kopf (der Altonaer Postreiter), Löwe (Hamburger Correspondent), Staarmatz (der Verfasser der „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's"), Mercur (Wieland), Iris (J. G. Jacobi), Orangutang (Nicolai), Hanswurst, aber kein brummender Bär, wovon Goethe spricht. Ein Epilogus des Hanswursts im Volksdialekt eifert gegen das Aufdecken des wirklich Thatsächlichen, das der Dichtung zu Grunde liegt:

Sagt mer, was thät wohl kumme herus,
Zögt ihr d'Jack und d'Hosen mir us?
Würd bym Teufel schön do stahn!
Mehnt ihr denn, i hätt' sie umsunst an?
S'ist ä Flegelay, das ufzdecke,
Was äner mühsam erst thäte verstecke;
Und wer was hat geschenkt bekumme,
Muß nit lang froge, woher men's genumme.

Auch der Löwe spricht sich gegen das „Viertheilen und Anatomiren, Seciren und Exenteriren, Kritisiren und Epitomisiren" aus; Prometheus aber, der seinen neu geschaffenen Deukalion in die Welt schickt, will einmal „zum Spaß sondiren, was Andere von ihm raisonniren." Iris hat das zärtliche Herz voll von Deukalion und schwatzt

A la J(acobi) viel Stunden lang
Von Herz und Empfindung und Minonens Gesang;

aber aus Furcht vor dem Orangutang zieht sie sich zurück; Mercur bietet ihr aus Politik den Arm. Orangutang setzt dem Deukalion einen andern Kopf auf, — nicht, wie Gervinus meint, ein Stich auf den Sebaldus, der sich an Thümmel's Wilhelmine anlehnt, sondern zunächst auf Nicolai's „Freuden des jungen Werther's", von dem daher der Papagei sagt: „Der will uns einen zweiten Sebald geben."

Goethe war über diese unerwartet und anonym hervortretende Production sehr betroffen. Dem Styl und Tone nach mußte sie aus der Gesellschaft entsprungen sein, welche sich um ihn gebildet hatte,

ja, man hätte das Werkchen für seine eigene Arbeit halten sollen, wie er denn auch wirklich selbst seine Manier darin wiederfand. Aeußerst verdrießlich, daß nach den eben an Wieland geschriebenen zutraulichen Worten hier wieder neuer Anlaß zu Mißtrauen und Unannehmlichkeiten gegeben war, schalt er heftig auf den unbekannten Verfasser, der sich gut zu verstellen wußte. Die Ungewißheit über den Urheber des Scherzes dauerte indeß nicht lange; Goethe glaubte bald bei lautem Lesen der Schrift in einzelnen Einfällen und Wendungen ganz deutlich Wagner zu hören; und in der That hatte sich dieser schon, durch Goethe's Zorn beängstigt, bei dessen Mutter als Verfasser bekannt und um ihre Fürsprache gebeten. In dem Behagen über seine glückliche Spürkraft war Goethe leicht zur Versöhnung zu bewegen. Um aber in weiteren Kreisen dem Vorurtheil über die Autorschaft entgegenzutreten, ließ er folgende Erklärung drucken, welche Riemer unter Goethe's Correspondenz mit Knebel vorgefunden: „Nicht ich, sondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken lassen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wissen. Mir war's, wie meinen Freunden und dem Publico, ein Räthsel, wer meine Manier, in der ich manchmal Scherz zu treiben pflege, so nachahmen und von gewissen Anekdoten unterrichtet sein konnte, ehe sich mir der Verfasser vor wenig Tagen entdeckte. Ich glaube diese Erklärung denen schuldig zu sein, die mich lieben und mir auf's Wort trauen." Er übersandte ein Exemplar des Druckblattes an Knebel mit dem eigenhändigen Postscriptum: „Ich vermuthe, daß Sie was von der Sache wissen, drum schicke ich das mit. Weiter mag ich darüber nichts sagen." Hiernach dürfen wir die Zweifel, die der Herausgeber der Merck'schen Briefe in den Berichtigungen und Nachträgen gegen Goethe's eigene Mittheilungen in Wahrheit und Dichtung erhoben hat, als gänzlich beseitigt ansehen. Die Verwandtschaft des Prometheus mit Goethe's kleineren satyrischen Productionen in Styl und Gedanken erklärt sich zur Genüge aus Rousseau's Beobachtung: „daß in einer sehr innigen Gesellschaft die Schreibarten sich einander so nähern, wie die Charaktere, und daß, wie die Seelen der Freunde sich vermischen, eben so auch ihre Arten

zu denken, zu empfinden und sich auszudrücken, in einander fließen" *).

Kehren wir von dieser für Goethe sehr unangenehmen Angelegenheit, womit wir vorgreifend in das Jahr 1775 hinübergetreten sind, in die letzte Zeit des Jahrs 1774 zurück, so erwähnen wir zunächst seiner damaligen Studien und Arbeiten. Sehr anhaltend beschäftigten ihn die oben genannten patriotischen Phantasieen von Möser, und so groß war seine Begeisterung für die Schrift, daß er am 28. December 1774 folgenden Brief an Möser's Tochter, Frau von Voigts zu Osnabrück, richtete: „Madame! Man ergötzt sich wohl, wenn man auf einem Spaziergange ein Echo antrifft; es unterhält uns; wir rufen, es antwortet. Sollte denn das Publikum härter, untheilnehmender, als ein Fels sein? Schändlich ist's, daß die garstigen Recensenten aus ihren Höhlen im Namen aller derer antworten, denen ein Autor oder Herausgeber Freude gemacht hat. Hier aber, Madame, nehmen Sie meinen einzelnen Dank für die patriotischen Phantasieen Ihres Vaters, die durch Sie erst mir und hiesigen Gegenden erschienen sind. Ich trage sie mit mir herum; wann, wo ich sie aufschlage, wird mir's ganz wohl und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele. Empfehlen Sie mich Ihrem Herrn Vater, nehmen Sie diesen Gruß so mit ganzer Seele auf, wie ich ihn gebe, und lassen sich nicht an der Ausgabe des zweiten Theiles hindern." Man sieht, die Keime regten sich jetzt schon in seinem Innern, die später in Weimar zu einer so reichen Fruchtfülle amtlicher Wirksamkeit sich entfalten sollten.

---

*) S. Jacobi's auserles. Briefwechsel. Nr. 83. Merck wollte trotz der gedruckten Erklärung nicht den Glauben aufgeben, daß Goethe die Farce gedichtet habe. „Er scheint die Folgen (seiner muthwilligen literarischen Scherze) schon zu empfinden," schrieb Merck an Nicolai den 6. Mai 1775, „weil er sogar gegen mich, als Herzensfreund, auf Ehre und Treue läugnet, daß er der Verfasser des Prometheus sei. Aus einer gedruckten Erklärung werden Sie gesehen haben, daß ein gewisser Wagner der Verfasser davon ist, ob ich's gleich nicht glaube." — Dagegen schrieb Jacobi an Wieland den 22. März 1775: „Die Unmöglichkeit (daß Goethe der Verfasser sei) ist mir so auffallend, daß mir ganz schwindelig wird, wenn ich nur einen Augenblick versuche, das Gegentheil zu denken."

Wie aber Goethe's geistige Thätigkeit überhaupt leicht die heterogensten Gegenstände verknüpfte, so schlossen sich an jene auf das praktische Leben gerichtete Betrachtungen sogleich höhere metaphysische Studien an. Er hatte die Lectüre Spinoza's eine geraume Zeit ruhen lassen und ward nun durch Widerrede zu ihm zurückgetrieben. Eine Controverse gegen den Philosophen, die er in seines Vaters Bibliothek fand, veranlaßte ihn, den Artikel Spinoza in Bayle's Wörterbuch nachzuschlagen, und da ihm auch dieser Unbehagen und Mißtrauen erregte, so wandte er sich wieder zum Studium der Werke selbst, denen er schon so viel schuldig geworden war, und fühlte sich abermals von derselben Friedensluft angeweht. Indem wir hier mit einigen Worten auf Goethe's Verhältniß zu Spinoza zurückkommen, wiederholen wir vorerst die Bemerkung, daß bei dem, was Goethe mit ihm Uebereinstimmendes zeigt, nicht von einer Entlehnung die Rede sein kann; vielmehr diente ihm das Studium dieses Denkers nur zur Aufhellung dessen, was er mitbrachte, zu einer reinern Selbstverständigung. Er rühmte und bewunderte aber vor Allem an Spinoza seine großartige Resignation, die nicht darin bestand, daß er in der Ueberzeugung von der Eitelkeit aller Dinge, sich möglichst außer Beziehung zu ihnen setzte, sondern nichts Anderes als die Kraft seines Geistes und Gemüthes war, an den Dingen ein uneigennütziges, intellectuelles Interesse zu nehmen. Um aller partiellen Resignation überhoben zu sein, resignirte er ein- für allemal im Ganzen; d. h. wie Goethe es selbst erläutert, „er probirte nicht der Reihe nach eine Menge von Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien und Steckenpferden durch, um zuletzt in den gotteslästerlichen Spruch einzustimmen, daß Alles eitel und nichtig sei, sondern er suchte sich des Gedankens der Dinge zu versichern, und ließ sich an dessen Besitz und Entfaltung genügen; er überzeugte sich vom Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen, und bildete sich solche Begriffe, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, vielmehr bestätigt werden." Der Unterschied dieser beiden Resignationsarten in allen ihren Folgen und Wirkungen ist unermeßlich; führen jene partiellen, successiven Entsagungen allmälig zu einem alle Kraft und Lebenslust untergrabenden Mißmuth und Ueberdrusse an der Welt hin, so entspringt im

Gegentheil aus dieser allgemeinen Resignation erst die rechte und dauernde Lebensfreude; wer sich mit Spinoza entschließen kann, statt in der ewig wechselnden Hingabe an das einzelne Lebendige Befriedigung zu suchen, sich des Mittelpunktes der Lebendigkeit zu bemächtigen, der Quelle, wohin der Strom nicht aufwärts fließen kann, ihn zu ertränken, der wird auch mit ihm das vivere momento zu seinem Lebenssymbolum wählen.

Auch Goethe war frühe von der Nothwendigkeit durchdrungen, sich durch eine solche Resignation geistig frei und unabhängig zu machen. „Je ungebundener ich lebte," sagt er selbst, „und je froher ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen." Zur Aufhellung dieses Gedankens, zur Beschleunigung dieser Krisis in seinem Gemüthe hat nun ohne Zweifel das Studium Spinoza's wesentlich beigetragen, und das ist die wichtigste Einwirkung, die Goethe von ihm erfahren hat. Uebrigens finden sich bei ihm, namentlich in späteren Jahren, wo der Gedanke bei ihm in größerer Reinheit hervortrat, manche einzelne Resultate und ausdrückliche Lehren des Spinozismus wieder, welche W. Danzel vortrefflich nachgewiesen hat. So ist seine Unerkennbarkeit Gottes ganz die der Spinozischen Substanz, welche anders, als in den Attributen, nicht erkannt werden kann, weil diese eben die Seiten sind, mit welchen sie sich der Erkenntniß darbietet. „Der Verstand," heißt es in den Gesprächen mit Eckermann, „reicht zu der Natur nicht hinauf; der Mensch muß fähig sein, sich zur höchsten Vernunft zu erheben, die sich in Urphänomenen, physischen wie sittlichen, offenbart, hinter denen sie sich hält, und die von ihr ausgehen." Und an einer andern Stelle: „Was wissen wir denn von den Ideen des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen? Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch zu kurz kommen, und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften (Attribute) nichts gesagt haben." Anderes erscheint geradezu wie Reminiscenz aus Spinoza: „Ich frage nicht, ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe,

sondern ich fühle, es ist der Verstand, die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen kann." Denn auch Spinoza faßt das menschliche Denken als ein zerstücktes göttliches *).

Verfolgen wir nun den Lebensfaden unseres Freundes in das Jahr 1775 hinüber, so haben wir zunächst abermals einiger Besuche, die Goethe von bedeutenden Männern empfing, zu gedenken. Im Januar verweilte Jacobi, auf einer Reise nach Mannheim und Carlsruhe begriffen, mehrere Wochen, bis in den Februar hinein zu Frankfurt, wo denn der am Rheine geschlossene Freundschaftsbund noch fester und inniger geknüpft ward. Sie verkehrten viel mit Johanna Fahlmer und dem Brentano'schen und Gerock'schen Kreise, und Goethe machte seinen Freund mit Klinger und seinen übrigen Frankfurter Genossen bekannt. Ferner hatte zu Anfange des Jahrs Jung-Stilling gemeldet, daß er nach Frankfurt kommen werde, um dort an einem angesehenen und sehr reichen Manne (dem Oberhofmeister von Lersner), der schon längere Zeit erblindet war, eine Staaroperation vorzunehmen. Jung hatte sich durch mehrere gelungene Operationen dieser Art am Niederrhein ein großes Zutrauen erworben, und gedachte nun, durch ein jedenfalls zugesichertes Honorar von tausend Gulden angelockt, in der Gegend von Frankfurt seinen Ruf weiter auszubreiten. Er scheint nach der Mitte Februars angekommen zu sein, und fand in der Goethe'schen Familie die freundlichste Aufnahme. „Goethe freute sich innig," so erzählt Jung selbst, „seinen Freund Stilling auf einige Zeit bei sich in Frankfurt zu haben; seine Aeltern boten ihm während seines Aufenthaltes den Tisch an und mietheten ihm in ihrer Nachbarschaft ein hübsches Zimmer; dann ließ auch Goethe eine Nachricht in die Zeitung rücken, um damit mehrere Nothleidende herbeizuziehen." Nach einigen ärztlichen Vorbereitungen ward der Staarstich auf beiden Augen unternommen, aber leider ohne den gewünschten Erfolg. Als einige Tage zwischen Furcht und Hoffnung hingegangen waren, blieb kein

*) Den Leser, der diesen Gegenstand weiter zu verfolgen wünscht, müssen wir auf Danzel's tiefsinnige, nur leider in etwas schwerfälliger Form sich bewegende Schrift „Ueber Goethe's Spinozismus" (Hamburg, 1843) verweisen.

Zweifel, daß die Cur mißlungen sei. Jung gerieth darüber in einen Zustand, worin er sich gegen die innerste, tiefste Verzweiflung wehren mußte; und seine theilnehmenden Tischgenossen hatten Mühe, ihn nur einigermaßen aufrecht zu halten. Goethe bekennt in Wahrheit und Dichtung, daß ihm Jung's Umgang in seiner damaligen Lebensepoche weder erfreulich noch förderlich gewesen sei. Zwar überließ er es einem Jeden gern, wie er sich das Räthsel seiner Tage zurecht legen wollte; aber Jung's Art und Weise, auf einem abenteuerlichen Lebensgange Alles, was ihm vernünftiger Weise Gutes begegnete, einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung zuzuschreiben, schien ihm doch zu anmaßlich; und die Vorstellungsart, alle schlimmen Folgen, die aus Leichtsinn, Dünkel, Uebereilung, Nachlässigkeit entspringen, gleichsam für eine göttliche Pädagogik zu halten, wollte ihm auch nicht in den Sinn. Er ließ ihn jedoch, wie so viele Andere, ruhig gewähren und schützte ihn nach wie vor gegen verletzende Angriffe allzu weltlich gesinnter Menschen. Des Freundes tiefer Seelenkummer hätte auf ihn selbst niederdrückend wirken müssen, wäre er nicht jetzt schon gewohnt gewesen, in Spinozistischer Weise „solche Seelenzustände einer ernsten, freundlichen Betrachtung zu unterwerfen, und sich auf seine Weise zurechtzulegen." Jung schied trostlos und kehrte mit ängstlichem Blick in die Zukunft nach Elberfeld zurück.

Im Vorbeigehen sei noch erwähnt, daß gegen Ende Februar Jacobi auf seiner Rückreise abermals einige Tage bei Goethe zubrachte. Er fand unsern Dichter in lebhafter Gemüthsaufregung, deren Ursache wir bald kennen lernen werden, so daß der Austausch ihrer Gedanken und Gefühle sehr gestört sein mochte. Dasselbe war bei Klopstock's Besuch gegen Ende März, auf dessen Rückreise von Carlsruhe, der Fall. „Klopstock," heißt es in einem Briefe Goethe's an Knebel vom 14. April, „fand mich in sonderbarer Bewegung; ich habe von dem Theuren nur geschlürft."

Nun aber müssen wir eines sehr bedeutenden Verhältnisses gedenken, welches eben in der Epoche, zu der unsere Erzählung vorgerückt ist, in Blüthe stand, aber bereits zu Anfange des Jahres, oder gar schon zu Ende des vorigen sich angeknüpft hatte. Durch seine bisherigen Schriften und vielleicht noch mehr durch jene Anomalien

des Betragens, deren oben Erwähnung geschehen, hatte der junge Dichter die Aufmerksamkeit des Publikums in solchem Grade auf sich gelenkt, daß an ein ungestörtes Schaffen in stiller Zurückgezogenheit nicht mehr zu denken war. Er erhielt Einladung auf Einladung von den angesehensten Familien in Frankfurt. Eines Abends (es mochte an einem der letzten Tage Decembers 1774 sein) ersuchte ihn ein Freund, mit ihm ein kleines Concert zu besuchen, welches im Hause*) der Wittwe eines reichen reformirten Banquiers, Schönemann, geb. d'Orville, gegeben ward. Ein Liebhaber von Allem, was aus dem Stegreif geschah, nahm Goethe sogleich den Vorschlag an, und fand eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Ein Flügel stand in der Mitte des Salons, an dem alsbald die einzige, fast siebenzehnjährige Tochter**) des Hauses, Elisabeth oder Lili, Platz nahm und mit bedeutender Fertigkeit und Anmuth eine Sonate vortrug. Die gefällige Leichtigkeit ihrer Bewegungen beim Spiel, eine gewisse Kindlichkeit in ihrem Betragen, die ungezwungene Artigkeit ihrer Unterhaltung übten schon an diesem Abend eine große Anziehungskraft auf ihn aus, so daß er beim Abschiede die Einladung der Mutter zu baldiger Erneuerung des Besuches mit einer sehr angenehmen Empfindung annahm. Er verfehlte auch nicht, nach schicklichen Pausen, den Besuch zu wiederholen, wo sich denn ein heiteres, verständiges Gespräch bildete, welches kein leidenschaftliches Verhältniß zu weissagen schien.

Allein es währte nicht lange, so wurden diese Unterhaltungen traulicher und inniger. Lili erzählte ihm die Geschichte ihrer Jugend und wie sie im Genusse aller geselligen Vortheile und Weltvergnügungen herangewachsen, schilderte ihm ihre Verwandten, ihre nächsten Zustände, gedachte auch kleiner Schwächen, läugnete namentlich nicht, daß sie eine „gewisse Gabe anzuziehen an sich bemerkt habe, womit zugleich eine gewisse Eigenschaft fahren zu lassen verbunden sei;" und damit kam sie denn im Hin- und Wiederreden auf das

*) Es war das schöne Eckhaus auf dem großen Kornmarkte neben der deutsch-reformirten Kirche, jetzt Eigenthum des Kaufmanns Peter Bonn.

**) Sie war den 23. Juni 1758 geboren. Nach dem Tode des Vaters 1763 hatte die Mutter das Bankgeschäft fortgesetzt.

Geständniß, daß sie diese Gabe auch an ihm geübt habe, jedoch bestraft worden sei, indem sie auch von ihm sich angezogen fühle. Nach solchen, aus einer reinen, kindhaften Natur hervorgegangenen Eröffnungen fühlte sich Goethe bald von der heftigsten Leidenschaft umstrickt, — aber nicht ohne Widerstreben. Dieß spricht sich sogleich in einem der Lieder aus, die aus jenem Verhältnisse erwachsen sind: „Neue Liebe, neues Leben.“ Erstaunt über die Gewalt, womit ihn Lili sich zu eigen gemacht hat, fragt hier der Dichter sich selbst: „Herz, mein Herz, was soll das geben? u. s. w.“ Er sieht sich auf einmal in ein neues, ihm bisher fremdes Leben gerissen, in Assembleen und Concerte, in ein geräuschvolles Gesellschaftstreiben, das in all seinem bunten Wechsel für Geist und Gemüth doch so wenig wahre Ausbeute gewährte; und sein Herz, früher diesem Weltgetriebe so abhold, fügte sich zu seinem eigenen Erstaunen in so „viele Mißtage und Fehlstunden,“ weil Lili sich in diesen glänzenden Kreisen bewegte. Dahin waren seine wehmüthigen Rückerinnerungen an die idyllischen Tage in Sesenheim und Wetzlar, dahin der stille Fleiß, womit er in den letzten Jahren einen Götz, einen Werther, Clavigo und Anderes geschaffen, dahin der Eifer, womit er die nicht dichterisch productiven Stunden zu nützlicher Geschäftsthätigkeit verwandt hatte:

> Weg ist Alles, was Du liebtest,
> Weg, warum Du Dich betrübtest,
> Weg Dein Fleiß und Deine Ruh' —
> Ach! wie kamst Du nur dazu?

In dieselbe Zeit fällt das Gedicht an „Belinden,“ wie er Lili auch in den Widmungsversen vor Erwin und Elmire nennt. Es führt die Gedankenreihe des vorigen Gedichtes weiter. So lange er Lili nur in vertraulicher Häuslichkeit sah, fühlte er sich glücklich; durfte er sie auch nur selten besuchen, so träumte er desto mehr von ihr. Aber wie die beiden Liebenden sich mit jedem Tage unentbehrlicher wurden, mußte er, um nicht manchen Tag und manchen Abend von ihr getrennt zu sein, sich entschließen, ihren glänzenden Cirkeln beizuwohnen, wo er sich denn wie gänzlich umgewandelt vorkam:

Bin ich's noch, den Du bei so viel Lichtern
An dem Spieltisch hältst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegenüber stellst?

In diesen manchmal peinlichen Zustand kam ein erfreulicher Wechsel, als Lili im Frühlinge 1775 auf längere Zeit nach dem nahe gelegenen, eben im Uebergange vom Dorf zur Stadt begriffenen Offenbach auf Besuch bei Verwandten *) ging. Goethe war in jener Zeit gleichfalls häufig dort und quartirte sich dann bei dem als Componist bekannt gewordenen Joh. André ein. Sein Leben theilte sich damals zwischen Frankfurt und Offenbach, zwischen frischer, kräftiger Thätigkeit und idyllischem Lebensglück. War er in Frankfurt, so widmete er die früheſten Morgenstunden der Dichtkunst, den wachsenden Tag den weltlichen Geschäften. Die letzteren bezogen sich theils auf die Verwaltung des väterlichen Vermögens, theils auf Rechtsangelegenheiten und mancherlei Aufträge der Freunde seines Vaters. Denn wenn diesem gleich sein Charakter als kaiserlicher Rath keine juristische Praxis erlaubte, so war er doch vielen Vertrauten als gründlicher und zuverlässiger Rechtsfreund zur Hand, indem er die ausgefertigten Schriften von einem ordinirten Advocaten unterzeichnen ließ. Er studirte die Acten zuerst bedächtig und sorgfältig durch, ehe er die Sache dem Sohne vorlegte, welcher sodann die Ausfertigung mit solcher Leichtigkeit vollbrachte, daß der Vater wohl einmal sagte, er würde ihn beneiden, wenn er ihm fremd wäre.

War aber Goethe in Offenbach, so flogen ihm die Stunden in geistreich heiterer Geselligkeit, in vertrautem Gespräche mit der Geliebten, im Anschauen der schönen Natur und in poetischen und musikalischen Kunstgenüssen dahin. Unter Anderem wurde Bürger's Lenore, welche damals eben erschienen war, abwechselnd von André nach eigener Composition und von Goethe in lebhafter Declamation

*) Es war Lili's Onkel d'Orville, ein noch ziemlich junger lebhafter und liebenswürdiger Mann. Ihm gegenüber wohnte der Fabrikherr Nikolaus Bernhard, ein älterer Mann, der eine Schwester der Frau Schönemann geheirathet hatte, bei Goethe „Onkel Bernard" genannt.

vorgetragen. Durch Lili's Pianospiel ward André oft ganze Tage, bis nach Mitternacht, an die Gesellschaft gefesselt, wodurch denn die beiden Liebenden Gelegenheit zu längerem Beisammensein gewannen. Trat Goethe dann am nächsten Morgen aus dem Hause, so fand er sich in der freiesten, wenn gleich nicht ganz ländlichen Umgebung. Ueber ansehnliche Gebäude, zum Theil von städtischer Bauart, über terrassenartige Gärten mit Blumen und sonstigen Prunkbeeten schweifte der Blick über den Fluß bis an's jenseitige Ufer hin. Das einsame Vorüberwogen und Schilfgeflüster eines leise bewegten Stromes in erster Morgenfrühe, und bald darauf eine sanft hingleitende lebendige Welt von Flößen, Marktschiffen und Kähnen klang harmonisch und beruhigend mit den Empfindungen der Liebenden zusammen, wenn sie, von den ersten Strahlen der Frühlingssonne begrüßt, einander wieder fanden.

Ein heller Glanzpunkt in der Reihe jener glücklichen Tage war ein Familienfest *), welches Goethe irrthümlich auf Lili's Geburtstag, den 23. Juni 1775 verlegt, wo er sich in der Schweiz befand. Sie hatte versprochen, nur den Morgen in Frankfurt zuzubringen und zu Mittag nach Offenbach zu kommen. Allein am Vorabende ließ sie Goethe'n, der gleichfalls in Frankfurt war, durch einen ihrer Brüder melden, daß es ihr unmöglich sei, an dem morgigen Feste Theil zu nehmen, und daß sie erst gegen Abend sich einfinden könne. Rasch entschlossen heftete Goethe mehrere Bogen mit schöner Seide zusammen und schrieb den Titel eines Drama's: „Sie kommt nicht, ein jammervolles Familienstück, welches, geklagt sei es Gott, den 23. Juni 1775 **) in Offenbach am Main auf das allernatürlichste wird aufgeführt werden. Die Handlung dauert vom Morgen

*) Düntzer's Vermuthung, daß es Goethe's und Lili's Verlobungsfeier gewesen sei, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Aus Allem geht hervor, daß die Verlobung eine selbst in den beiden Familien nicht öffentlich anerkannte war. Eher könnte man an den Geburtstag eines andern Mitgliedes des Offenbacher Freundekreises denken. Lili mußte bei jedem Familienfeste von Allen schmerzlich vermißt werden.

**) Goethe trug seinen Irrthum selbst in den Titel des Stückes hinein, den er, weil das Ganze verloren gegangen war, aus dem Gedächtnisse wiederherzustellen suchte.

bis auf'n Abend." Mit laufender Feder wurde das Stück einen Theil der Nacht durch niedergeschrieben und einem Boten übergeben, der es am nächsten Morgen Punkt zehn Uhr dem Offenbacher Cirkel überreichen sollte. Der Inhalt dieser Gelegenheitsdichtung, von der sich weder Concept noch Abschrift erhalten hat, ist in Goethe's Selbstbiographie ziemlich detaillirt angegeben. Es schilderte den ganzen Gesellschaftskreis zu Offenbach, Herren und Frauen, bis zu den Kindern, den Domestiken und dem Briefträger, Jeden genau nach dem Leben. Die Handlung bestand in den mannigfachen Vorbereitungen und Anordnungen zum Feste und sodann in den verschiedenen Aeußerungen des Eindrucks, den die Nachricht von Lili's Nichtkommen verursachte. Goethe fand, als er Mittags in Offenbach eintraf, Alles in guter Laune über den Scherz, und Lili ward am Abende von so heiteren, ja lustigen Gesichtern bewillkommt, daß sie beinahe über die Munterkeit betroffen war, die sich trotz ihres Außenbleibens über die Gesellschaft verbreitet hatte, bis sich ihr das Räthsel durch den Vortrag des schmeichelhaften Stückes auflöste.

Uebrigens brachte Goethe manchmal eine dichterische Gabe, fremdes, wie eigenes Neue, in den empfänglichen Cirkel mit; und da auch André stets Vorrath von neuen Compositionen hatte, so regnete es von poetischen und musikalischen Blüthen auf die Gesellschaft herab. „Es war eine durchaus glänzende Zeit," erzählte Goethe selbst, „eine gewisse Exaltation waltete in dem Kreise, man traf niemals auf nüchterne Momente. Ganz ohne Frage theilte sich dieß den Uebrigen aus unserem Verhältnisse mit." In dem Maße jedoch, wie es ihm mit diesem Verhältnisse ernster zu werden begann, mußten seine Besuche in Offenbach seltener und kürzer werden; um der Zukunft willen opferte er einen Theil der Gegenwart, indem er sich zu Hause in Geschäfte vergrub. Zum Theil aber mochte er auch durch solche Arbeiten einer geheimen Unruhe, einem innern Schwanken entfliehen wollen; denn er hatte sich früher fest vorgenommen, „kein schleppendes Verhältniß wieder anzuknüpfen," und fand sich nun doch wieder, ohne völlige Sicherheit eines günstigen Erfolgs, in ein neues verschlungen. In diesem Zustande kam dem liebenden Paare eine Hausfreundin, Demoiselle Delf aus Heidelberg, zu

Hilfe, die ohne egoistische Zwecke in solchen Fällen mit Geschick und Behagen die Mittlerin spielte. Seit vielen Jahren mit Lili's Mutter vertraut, ward sie von Goethe auch bei seinen Aeltern eingeführt. Wie sie es in beiden Häusern angefangen, um die Schwierigkeiten einer Verbindung zu beseitigen, hat Goethe nicht erfahren; genug, sie trat eines Abends zu dem jungen Paare und rief, die Einwilligung der Aeltern bringend, mit ihrem pathetisch gebietenden Wesen aus: „Gebt euch die Hände!" und die Liebenden sanken einander als Verlobte lebhaft bewegt in die Arme.

So erfuhr denn Goethe auf seinem wundersamen Lebensgange auch einmal, wie es einem Bräutigam zu Muthe war, und der Greis fand darin, nach fünfundfünfzig Jahren, „für einen gesitteten Mann die angenehmste aller Erinnerungen." Aber das Behagen dieses Zustandes sollte nicht lange ungestört bleiben; denn es drängten sich ihm bald beunruhigende Zweifel und Bedenken auf. Seine Aussichten in die Zukunft, die Mittel, worüber er verfügen konnte, schienen ihm zu Lili's Persönlichkeit, zu ihrer bisherigen Lebensweise nicht in dem rechten Maße zu stehen; bei der Einrichtung seines älterlichen Hauses war freilich auf eine künftige Schwiegertochter Bedacht genommen, aber nicht auf eine solche, die glänzende Cirkel um sich zu vereinen gewöhnt war. Unter den beiderseitigen Aeltern hatte sich, selbst nach der von Demoiselle Delf eroberten Einwilligung, kein Verhältniß, kein Familienzusammenhang bilden wollen; verschiedene Sitten, verschiedene Religionsgebräuche hielten sie aus einander. Andererseits fand er wieder Beruhigung in dem Gedanken, daß ein rühriger Geist überall Fuß zu fassen vermöge; es waren ihm, wie er sagt, von Außen her (vielleicht schon von Weimarischer Seite) Aussichten zu „einer gedeihlichen Anstellung" eröffnet, und in Frankfurt selbst gab es gewisse collective Stellen, wie Residentschaften und Agentschaften, die sich durch Thätigkeit in's Grenzenlose erweitern ließen.

In diesen schwankenden Gemüthszustand, so wie überhaupt in die Geschichte des Verhältnisses zu Lili, werden uns tiefere Blicke durch einen schon gegen Anfang des Jahres angeknüpften Briefwechsel Goethe's eröffnet, der in vielfacher Beziehung den jungen Dichter und die ganze damalige Zeit charakterisirt. Er war, wie

uns bekannt ist, durch Gotter und den Musenalmanach mit den Göttingern, und so auch mit den beiden Grafen Stolberg in ein freundliches Verhältniß getreten. Die Letzteren zogen nun in ihre lebhafte Correspondenz mit Goethe auch ihre jugendliche, für Poesie glühende Schwester Auguste hinein, welche, wie man aus unsers Dichters Antworten sieht, zuerst ein paar anonyme Briefe an ihn richtete. Goethe's erster Brief, vom 26. Januar 1775, aus der frühesten Zeit seiner Bekanntschaft mit Lili, ist „Der theuern Ungenannten" überschrieben und beginnt: „Meine Theure — ich will Ihnen keinen Namen geben; denn was sind die Namen Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin oder ein Wort, das einen Complex von all' den Namen begriffe, gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — ich kann nicht weiter schreiben; Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich den ersten Augenblick! — — Ich komme doch wieder — ich fühle, Sie können ihn tragen, diesen zerstückten, stammelnden Ausdruck, wenn das Bild des Unendlichen in uns wühlt u. s. w." Der zweite Brief, vom 13. Februar, gibt dann nähere Auskunft, warum es ihm bisweilen nur möglich wird, „ihr einige dumpfe, tiefe Gefühle vorzustolpern," und entwirft zugleich ein unvergleichlich lebendiges Doppelbild des damaligen Goethe: „Der theuern Ungenannten. Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der im galonirten Rock und sonst auch von Kopf zu Fuße in leidlich consistenter Galanterie, umleuchtet vom bedeutungslosen Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird *), der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft in's Concert, und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht: so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe, der Ihnen neulich einige dumpfe, tiefe Gefühle vorstolperte, der nicht an Sie schreiben mag, der Sie auch manchmal vergißt, weil er sich in Ihrer Gegenwart ganz unausstehlich fühlt. — Aber nun gibt's noch einen, den im grauen Biber-Frack mit dem braunseidenen Halstuche und Stiefeln, der in der streichenden

*) Vergl. das Gedicht „An Belinden" (s. oben S. 177 f.)

Februarluft schon den Frühling ahnt, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird, der, immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherlei Dramen, die Gestalten seiner Freunde, seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt, was von dem gehalten werde, was er machte, weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will. Das ist der Goethe, dem Sie nicht aus dem Sinne kommen, der auf einmal am frühen Morgen einen Beruf fühlt, Ihnen zu schreiben, dessen größte Glückseligkeit ist, mit den besten Menschen seiner Zeit zu leben." ... „Ob mir übrigens verrathen worden ist," heißt es gegen Ende des Briefes, „wer Sie sind, thut nichts zur Sache; wenn ich an Sie denke, fühle ich nichts, als Gleichheit, Liebe, Nähe!"

Einen Brief vom 6. März finden wir schon in Offenbach geschrieben „auf dem Lande, bei sehr lieben Leuten, in Erwartung —" wessen? das verräth er seiner „lieben Auguste" noch nicht; er fügt nur hinzu: „Gott weiß, ich bin ein armer Junge." Auf eine wunderbare Weise mischt sich die Schwärmerei für die entfernte, nie gesehene Freundin mit der Leidenschaft für die gegenwärtige Geliebte. „Liebe, Liebe," schreibt er an Auguste, „bleiben Sie mir hold! Ich wollt', ich könnt' auf Ihrer Hand ruhen, in Ihrem Auge rasten! Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!" ... „O, wenn ich jetzt nicht Drama's schriebe," heißt es später, „ich ginge zu Grunde." Ihr vertraut er auch seinen Aerger über die Recensenten: „Ich bin das Ausgraben und Seciren meines armen Werther's so satt. Wo ich in eine Stube trete, find ich das Berliner ꝛc. Hundezeug, der Eine schilt drauf, der Andere lobt's, der Dritte sagt, es geht doch an, und so hetzt mich Einer wie der Andere. — Nun denn, Sie nehmen mir auch das nicht übel! Nimmt mir's doch nichts an meinem innern Ganzen, rührt und rückt's mich doch nicht in meinen Arbeiten, die immer nur die aufbewahrten Freuden und Leiden meines Lebens sind." — Mit jedem weitern Briefe

wächst nun die Innigkeit Goethe's; schon im vierten, aus Billeten vom 19. bis zum 25. März zusammengesetzt, wird die Reichsgräfin mit dem traulichen Du angeredet, wenn auch später mitunter das Sie wiederkehrt; sie tauschen ihre Silhouetten, theilen die kleinsten Lebensereignisse, „Tritt und Schritt," in Tagebuchform einander mit. „Wenn Du leidest," schreibt Goethe, „meld' es mir; ich will Alles theilen, — dann laß mich auch nicht stecken, edle Seele, zur Zeit der Trübsal, die kommen könnte, wo ich Dich flöhe und alle Lieben! Verfolge mich, ich bitte Dich, verfolge mich mit Deinen Briefen dann und rette mich vor mir selbst!"

Das selige Leiden, „die Anmuth des Unglücks," worin wir unsern Freund in dieser Epoche befangen sehen, spricht sich auf eine sehr zarte Weise in den Gedichten „Wehmuth" und „Haidenröslein" aus, welche ursprünglich Gesangstücke der kleinen Oper „Erwin und Elmire" bildeten. Nach der Stelle, wo Goethe dieses Singspiels in Wahrheit und Dichtung erwähnt, möchte man seine Entstehung in die letzte Hälfte des Jahres 1775 setzen. Es gehört aber dem ersten Vierteljahre an, da die Iris es schon in dem dritten Stücke des zweiten Bandes, im Märzhefte 1775, brachte, und André am 12. Juni bereits eine Composition desselben fertig hatte *). Die Anregung zu dieser Dichtung empfing Goethe aus der Ballade Turn gentle hermit of the dale in Goldsmith's Landprediger von Wakefield. Eine durchgängig metrische Gestalt hat das Stück erst später in Italien erhalten; anfänglich war es ein Drama in ungebundener Rede mit eingelegten Liedern, „ein Schauspiel mit Gesang," wie damals der Zusatz zum Titel lautete. Auch in der Anlage unterscheidet sich die ältere Bearbeitung wesentlich von der neuern. Das „Schauspiel mit Gesang" besteht nur aus Einem Aufzuge, während das „Singspiel" in zwei Acte zerlegt ist; in jenem treten außer Erwin und Elmire noch Elmirens Mutter Olympia und Bernardo, ihr „französischer Sprachmeister" und Freund, auf, welcher letztere das Haupttriebrad der Handlung ist; in diesem ist, statt Olympia's und Bernardo's, dem Hauptpaare ein zweites Paar von Liebenden, Rosa und Valerio, zur Seite gestellt, welches

*) S. dessen Bekanntmachung in der Iris am Ende des 3. Bandes.

auf eine weniger bewußte und planmäßige Weise, als Bernardo, die Handlung in Gang bringt. Dem Dialoge des ältern Stückes fehlt es nicht an den Derbheiten der Genieperiode, aber auch nicht an jugendlicher Frische und geistreicher Beweglichkeit. Besonders interessant ist die erste Scene, ein Gespräch Elmirens und ihrer Mutter, worin die letztere von der modernen und der ältern Erziehung der Mädchen ein vergleichendes Gemälde mit sehr markigen Pinselstrichen entwirft.

Ohne Zweifel war es die Bekanntschaft mit André, was unserm Dichter den Anstoß gab, noch ein zweites „Schauspiel mit Gesang," Claudine von Villa Bella, zu schreiben. Wie die Epoche seines Zusammenlebens mit Breitkopf durch das Leipziger Liederbüchlein bezeichnet ist, so konnte es nicht fehlen, daß auch jetzt, wo er mit einem Componisten oft unter demselben Dache lebte, einige Productionen entstanden, zu denen sich der Dichter und der Musiker einander die Hand boten. Bei Goethe war das Bedürfniß eines Anschlusses an Tonkünstler um so größer, je mehr er die Poesie jenem ursprünglichen Standpunkte, wo sie mit der Musik noch innig verschwistert, ja unzertrennlich verbunden war, wieder anzunähern strebte. Da er aber jetzt eben in einer vorherrschend dramatischen Epoche begriffen war, so lag gerade die Entstehung von Singspielen sehr nahe. Hatte er in Erwin und Elmire dem musikalischen Freunde Anlaß zu zart bewegter, der Liebe Glück und Leid aussprechender Composition gegeben, so mochte er ihm jetzt durch Claudine von Villa Bella Gelegenheit zu mannigfaltigerm und kräftigerm musikalischen Ausdruck bieten wollen. Jenen kleinen Strauß pflückte er, wie es in den Widmungsversen an Belinde heißt, ganz aus seinem Herzen; in dieser Dichtung stellte er mehr den Geist und Charakter der Genieperiode, ihren Unabhängigkeitssinn, ihren Ingrimm gegen die Beschränkungen der Gesellschaft dar. Man könnte Rugantino oder Crugantino, wie er in dem ältern Stücke heißt, einen heitern Vorgänger von Carl Moor nennen: „Wo habt Ihr einen Schauplatz des Lebens für mich?" ruft er aus. „Eure bürgerliche Gesellschaft ist mir unerträglich! Will ich arbeiten, so muß ich Knecht sein; will ich mich lustig machen, muß ich Knecht sein. Muß nicht Einer, der halbweg was werth ist, lieber in die weite Welt

gehen?" — Wahrscheinlich entstand das Stück gleich nach Erwin und Elmire; am 14. April berichtete Goethe an Knebel, daß er ein Schauspiel bald fertig habe, und am 4. Juni übersandte er ihm bereits eine Abschrift des Stückes, mit der Bitte, es dem Herzoge auf seiner Reise in freien Stunden vorzulesen und sodann an seine Schwester nach Emmendingen zurückzusenden. Die neuere Bearbeitung weicht, wie beim Erwin, bedeutend von der ältern ab; wir werden auf beide Stücke bei der Betrachtung der classischen Kunstperiode unsers Dichters zurückkommen.

Schließlich haben wir hier noch eines freilich erst im Spätherbst 1775 erschienenen Drama's, der Stella, zu gedenken. Schon im März dieses Jahres scheinen die Hauptscenen fertig gewesen zu sein. „Lieber Bruder," schrieb Goethe am 21. März an Jacobi, „daß du meine Stella so lieb hast, thut mir sehr wohl." Aber erst im October sehen wir den Buchhändler Mylius mit Merck *) über den Verkauf des Manuscripts unterhandeln, wofür er, nach schwerem Entschlusse, ein Honorar von zwanzig Thalern (!) bietet. Anregung zu diesem Drama soll die Geschichte des Grafen von Gleichen gegeben haben, die Goethe auch im letzten Acte wirkungsvoll benutzt hat. Ein Graf von Gleichen, so lautet die Sage, zog in das heilige Land. Er gerieth in große Gefahr, ward durch ein liebendes Weib gerettet, das ihm zehn Jahre lang treu blieb und darauf in die Heimath folgte. Die zurückgebliebene Gräfin empfing sie als den Schutzgeist ihres geliebten Gemahls, der fortan mit höchster kirchlicher Genehmigung Beiden angehörte. Dagegen behauptet der Verfasser der Schrift „Goethe und sein Jahrhundert," daß „diese Sage nicht die Veranlassung, sondern nur einen Vorwand zu diesem Schauspiele gegeben." „Goethe," fährt er fort, „der den Stoff aller seiner Gedichte aus der Wirklichkeit nahm, oder wenigstens von ihr angeregt wurde, mag von einem Vorfalle gehört haben, der damals in ganz Europa Aufsehen machte. Ein deutscher Graf, der durch besondere Verhältnisse in Verbindungen am portugiesischen Hofe gerathen war, entführte ein Fräulein von einem der ersten Geschlechter aus einem Kloster, lebte mit ihr einige

*) Briefe an und von Merck, Nr. 21.

Zeit, ward ihrer überdrüssig, entwandte ihre Juwelen und floh damit nach Wien. Daselbst wiederholte er das Bubenstück: wieder ein Fräulein von hohem Geschlechte und eine Entführung aus dem Kloster.“ Offenbar fehlt hier aber ein wesentlicher Aehnlichkeitspunkt in dem Verlauf der Geschichte; und der deutsche Graf kann nicht sowohl für ein Vorbild des Fernando, als für einen zweiten Don Juan gelten.

Es möchte wohl gerathen sein, die Hauptquelle dieses Drama's mehr in Goethe's inneren Erfahrungen, als in etwas äußerlich Gegebenem zu suchen, wenn gleich dadurch nicht ausgeschlossen wird, daß ein äußeres Factum, welches ihm aufstieß, auf die Gestalt der Dichtung, ungefähr auf die Weise wie beim Werther, Einfluß geübt. Durch jene ganze Zeit ging ein Geist der Kritik und Opposition, dem selbst die altehrwürdigsten und heiligsten gesellschaftlichen, staatlichen und kirchlichen Institutionen nicht zu ehrwürdig und heilig waren; er richtete sich gegen jede Schranke, welche die individuellen menschlichen Gefühle einzuengen drohte; und so konnte auch das Institut der Ehe, und namentlich die Monogamie nicht unangefochten bleiben. Von Goethe insbesondere weiß der Leser, der uns gefolgt ist, wie oft und schnell, zumal in der letzten Zeit, seine leicht erregten Gefühle von einem weiblichen Wesen zum andern hinüberschwankten, ja er schrieb an seine Auguste von mehreren gleichzeitigen Verhältnissen zu „recht lieben und edlen weiblichen Seelen“, die sein warmes Herz und seine feurige Einbildungskraft ohne Zweifel sämmtlich etwas über den Temperaturgrad der bloßen Freundschaft hinauftrieb. Da lag ihm nun der Gedanke an den Conflict nahe genug, in welchen man bei einem solchen Gemüthszustande als ein ehelich Gebundener gerathen könnte; und vielleicht war dieser Gedanke mit ein Grund, weßhalb das so weit gediehene Verhältniß zu Lili wieder rückgängig ward.

Der Gang des Stückes ist lebhaft und ächt dramatisch; und mit besonderer Kunst sind die exponirenden Züge eingefügt. Was die Charaktere betrifft, so steht F e r n a n d o, den man in gewisser Beziehung mit Clavigo vergleichen könnte, in Einer Hinsicht doch in bedeutendem Nachtheil gegen diesen. Die persönliche Liebenswürdigkeit Clavigo's, sein Geist, die großen Talente, welche der Dichter

gegen sein halbes, schwankendes, flatterhaftes Wesen in die andere Wagschale gelegt hat, zeigen sich kräftiger, directer, unmittelbarer; während Fernando's Werth sich fast nur in der Wirkung abspiegelt, die er auf zwei edle Frauengemüther gemacht hat. Um diesen männlichen Hauptcharakter sind nun mehrere sorgfältig unterschiedene und abgestufte weibliche Charaktere gruppirt: Stella mit „ihrer unzerstörlichen Neigung, ihrer heißen Liebe, ihrem glühenden Enthusiasmus," Cäcilie, anfänglich etwas gedrückt und niedergebeugt, bald aber „zur freien Gemüths- und Verstandesheldin" sich erhebend, Lucie, die, in einem behaglichen Leben frei gebildet, den äußern Druck, der auf sie eindringt, nicht empfindet, ja von sich abstößt, die Postmeisterin, welche sich der Dichter als „eine junge, heitere, thätige Wittwe" gedacht, „die nur wieder heirathen möchte, um besser gehorcht zu sein."

Ursprünglich hatte das Stück einen sentimental versöhnenden Schluß und bildete daher nach unseren neuen Begriffen kein eigentliches Trauerspiel. Der Titel führte damals den seltsamen Zusatz: „Schauspiel für Liebende". Nachdem Cäcilie im letzten Acte ihrem Gatten die Geschichte des Grafen von Gleichen erzählt hat, ruft sie Stella herein und spricht zu ihr begeistert: „Stella, nimm die Hälfte deß, der ganz Dein ist! Du hast ihn gerettet — von ihm selbst gerettet — Du gibst mir ihn wieder!" Und das Drama endigt sich damit, daß Fernando, Beide umarmend, ausruft: „Mein, mein!" Dieser Schluß fand sogleich zahlreiche Widersacher. „Stella hab' ich gelesen," schrieb Nicolai am 28. December 1775 an Merck, „und ich gestehe, ich hätte mir einen ganz andern Ausgang vorgestellt, nämlich daß die beiden Weiber den Schurken Fernando, der sie ohne Ursache verlassen hat und gewiß nächstens wieder verlassen wird, würden verabschiedet haben. Beim Grafen von Gleichen war die Sache ganz anders motivirt. Doch, ob ich gleich verliebt gewesen bin und noch sein kann, so mag vielleicht ein Liebender ein ganz anderes Ding, und das Schauspiel nicht für mich geschrieben sein." So erschienen denn auch Gegenschriften oder vielmehr Fortsetzungen, in dem Geiste von Nicolai's „Freuden des jungen Werthers", namentlich ein sechster Act, wovon Nicolai die Autorschaft ausdrücklich ablehnte, und eine „Stella, Nummer

Zwei"*). Selbst in der Matinée eines Recensenten, von Merck**), liegt ein gewisser Ernst hinter dem Scherz verborgen, wenn er den Metropolitan sagen läßt:

Daß Herr-Goethe auf solche Materien fällt,
Die so großen Schaden für die Welt
Und doch so wenig Nutzen stiften mögen,
Dabei ist doch gewiß kein Segen.
Letzt hat er erst den Selbstmord vorgetragen,
Und nun die Bigamie sogar.

Wie der Dichter dazu gekommen, den Ausgang des Stückes zu ändern, berichtet er selbst in dem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater". Nachdem er erwähnt, daß Stella ihr Erscheinen auf dem Theater Schillern zu verdanken gehabt, fährt er fort: „Da das Stück an sich selbst schon einen regelmäßigen, ruhigen Gang hat, so ließ er es in allen seinen Theilen bestehen, verkürzte nur hier und da den Dialog, besonders wo er aus dem Dramatischen in's Idyllische und Elegische überzugehen schien. Sehr gut besetzt, ward das Stück den 15. Januar 1806 zum ersten Mal gegeben und sodann wiederholt; allein bei aufmerksamer Betrachtung kam zur Sprache, daß nach unseren Sitten, die ganz eigentlich auf Monogamie gegründet sind, das Verhältniß eines Mannes zu zwei Frauen, besonders wie es hier zur Erscheinung kommt, nicht zu vermitteln sei, und sich daher vollkommen zur Tragödie qualificire. Fruchtlos blieb daher jener Versuch der verständigen Cäcilie, das Mißverhältniß in's Gleiche zu bringen. Das Stück nahm eine tragische Wendung und endigte auf eine Weise, die das Gefühl befriedigt und die Rührung erhöht." Allein im Publicum fehlte es auch nicht an Stimmen, die sich über den neuen Schluß unzufrieden aussprachen. „Fast die einzige interessante Vorstellung in diesem Winter (auf dem Weimar'schen Theater)," heißt es in einem Briefe von Gries vom 28. März 1806, „war Goethe's Stella, nach einer, wie mir scheint, nicht sehr vortheilhaften Veränderung. Denken Sie nur: Fernando er-

*) Nicolovius, über Goethe, S. 25.
**) S. Briefe an und von Merck, S. 61 f.

schießt sich, und die arme Stella vergiftet sich am Ende. Wem fällt da nicht die Xenie ein:

> Oedipus reißt die Augen sich aus, Jokaste erhängt sich,
> Beide schuldlos; das Stück hat sich harmonisch gelöst."

Siebentes Capitel.

Besuch der beiden Stolberge. Reise mit diesen nach der Schweiz. Abstecher nach Emmendingen zur Schwester. Goethe zu Besuch bei Lavater. Mit Passavant auf dem St. Gotthard. Rückkehr. Schwankendes Verhältniß zu Lili. Lili's Park und andere Gedichte. Egmont. Zimmermann zu Besuch. Durchreise des Herzogl. Weimarischen Paares. Reise nach Heidelberg. Rückkehr. **Schriften:** Briefe aus der Schweiz; dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe; Künstlers Erdenwallen; Hanswursts Hochzeit.

Im April 1775 meldeten die beiden Stolberge, daß sie mit dem Grafen Haugwitz auf einer Schweizerreise in Frankfurt bei Goethe zusprechen würden. „Wie erwart' ich unsre Brüder", schrieb dieser hocherfreut den 26. April an Auguste Stolberg; „welch' ein lieber Brief von Euch Dreien!" Das gräfliche Trifolium wurde von Goethe „mit offener Brust" empfangen, und war, wenn gleich im Gasthofe wohnend, in seinem Aelternhause meistens zu Tische. „Das erste heitere Zusammensein," erzählt er selbst, „zeigte sich höchst erfreulich; allein gar bald traten excentrische Aeußerungen ein." Das reich begabte Brüderpaar war in der ersten Jugend von den harzischen Dichtern, von Gleim und Lichtwer, angeregt, dann von Klopstock begeistert, von dem Sturm der Genieperiode ergriffen, und besonders in dem Göttinger Dichterkreise für Liebe, Freundschaft, Natur, Freiheit und Patriotismus entzündet worden. Leopold war dazu noch augenblicklich durch eine vom Schicksal nicht begünstigte Liebe zu einer schönen Engländerin aufgeregt, mit welcher Umstände und Rücksichten eine Verbindung

untersagten, der Hauptgrund, warum er auf einer weitern Reise Zerstreung suchte. Haugwitz, obwohl der Jüngste der Gesellschaft, zeigte die meiste Schicklichkeit und Mäßigung im Betragen, weßhalb er oft den Spott seiner Gesellen dulden mußte.

Goethe's Mutter, von den jungen Leuten gewöhnlich Frau Aja genannt *), ging leicht in die Phantastereien derselben ein, während der Vater lächelnd den Kopf schüttelte. Eines Tages, als nach ein und der andern genossenen Flasche der poetische Tyrannenhaß der Stolberge zum Vorschein kam, und sie nach dem Blute der Wütheriche zu lechzen schienen, verfügte sie sich in den Keller, wo von den trefflichen Jahrgängen 1706, 19, 26, 48 wohlunterhaltene große Fässer lagen; und indem sie in geschliffener Flasche den hochfarbigen Wein brachte, rief sie aus: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt Euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!"

Die Reisenden forderten Goethe auf, sie nach der Schweiz zu begleiten. Diese Einladung war ihm, wie er selbst gesteht, trotz seiner Verlobung mit Lili, willkommen; denn er fühlte sich „durch eine gewisse peinliche Unruhe zu allem bestimmten Geschäft unfähig" und mochte gern einmal „den Versuch machen, ob er Lili entbehren könne." Ein Rest von Bedenklichkeit ward durch das Zureden des Vaters beseitigt, der ihm dringend empfahl, einen Uebergang nach Italien, wenn es sich fügen sollte, nicht zu versäumen. So machte er sich denn, rasch entschlossen, um den 20. Mai wie es scheint, „mit einiger Andeutung, aber ohne eigentlichen Abschied von Lili," auf den Weg, und sah sich nach ein paar Stunden schon mit seinen lustigen Gefährten in Darmstadt. Während diese bei Hofe ihre Aufwartung machten, brachte Goethe seine Zeit bei Merck zu, dem die bevorstehende Reise nicht gefallen wollte. „Daß Du mit diesen Burschen ziehst," rief er aus, „ist ein dummer Streich," und charakterisirte sie dann mit schonungsloser Verständigkeit. Bei dieser Gelegenheit sprach er das merkwürdige, tief gedachte Wort: „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die Andern suchen das sogenannte Poetische, das

---

*) Vergl. Thl. I, S. 25 Anmerk.

Imaginative zu verwirklichen; und das gibt nichts, als dummes Zeug." Der Refrain seiner Unterhaltung mit Goethe war aber stets: „Du wirst es nicht lange bei ihnen aushalten."

Schon in Darmstadt schienen die Stolberge Merck's Charakteristik rechtfertigen zu wollen. Ihrem Naturevangelium getreu, badeten sie sich am hellen Tage in einem der Stadt benachbarten Teiche, und erregten dadurch in einer Gegend, wo man nicht gewohnt war, nackte Jünglinge im Sonnenschein herumspringen zu sehen, keinen geringen Scandal. Zu Mannheim angelangt, bezogen sie schöne Zimmer eines anständigen Gasthofes; und beim Dessert des ersten Mittagessens, wo man den Wein nicht geschont hatte, forderte Leopold die Gesellschaft auf, seiner Schönen Gesundheit zu trinken, worauf denn unter ziemlichem Getöse die Gläser geleert wurden. „Nun aber ist," fuhr er fort, „aus solchen geheiligten Bechern kein Trunk mehr erlaubt; eine zweite Gesundheit wäre Entweihung, deßwegen vernichten wir diese Gefäße!" Und damit warf er sein Stengelglas hinter sich gegen die Wand. Die Anderen folgten seinem Beispiel, auch Goethe; nur war es ihm, als ob ihm Merck am Kragen zupfte. In Carlsruhe ward das Geniewesen, als „auf einem anständigen, gleichsam heiligen Boden," einigermaßen beschwichtigt. Mit dem hochverehrten fürstlichen Senior, dem regierenden Markgrafen, unterhielten sich die Reisenden über staatswirthschaftliche Dinge, mit der Markgräfin über Literatur und Kunst. Am wichtigsten war aber für Goethe ein Zusammentreffen mit dem Herzoge von Weimar und seiner Braut, der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, die sich hier zur Abschließung eines förmlichen Ehebündnisses eingefunden hatten. Beide kamen ihm gütig und zutraulich entgegen und forderten ihn bei der Abschieds-Audienz wiederholt zu einem baldigen Besuch in Weimar auf. Wenn aber Goethe in Carlsruhe auch noch einige besondere Gespräche mit Klopstock gehabt und ihm bei dieser Gelegenheit die neuesten Scenen des Faust gezeigt haben will, so muß dieß auf Irrthum beruhen, da Klopstock Carlsruhe nachweislich schon vor dem Anfange Aprils 1775 verlassen hatte.

Goethe behauptet in seiner Selbstbiographie, sich in Carlsruhe auf einige Zeit von seinen Reisegefährten getrennt und einen Seiten-

weg eingeschlagen zu haben, um in Emmendingen, wo sein Schwager Schlosser Oberamtmann war, diesen und seine Schwester zu besuchen. Wie ich aber bereits in der ersten Auflage dieser Schrift (II, 261) andeutete, muß er noch mit den Stolbergen zusammen nach Straßburg gereist sein; denn er berichtete später (am 25. Juli) an Auguste Stolberg, er sei dabei gewesen, als Fritz Stolberg in Straßburg die letzte Nachricht von seiner schönen Engländerin erhalten habe. Nachdem er sich hierauf von den Reisegenossen verabschiedet hatte, trat er den Weg nach Emmendingen mit ernsten Gefühlen an; denn er wußte, Cornelia lebte nicht glücklich, ohne daß man ihr oder ihrem Gatten hätte Schuld geben können. Allein beim Abschiede von Emmendingen, nach kurzem Aufenthalt, lag es ihm noch schwerer auf dem Herzen, daß seine Schwester ihm auf das Dringendste eine Trennung von Lili empfohlen, ja befohlen hatte. Wie sie selbst viel an einem langwierigen Brautstande gelitten, so glaubte sie vor einem Verhältnisse warnen zu müssen, das noch auf so unsicheren Aussichten ruhte. Auch schien es ihr hart, ein Mädchen, wie Lili, von der sie sich die höchsten Begriffe gemacht hatte, aus einer glänzenden, wenigstens lebhaft bewegten Existenz herauszuzerren und in ein zwar löbliches, aber doch nicht zu bedeutenden Gesellschaften eingerichtetes Haus zu bringen, zwischen einen ungesprächigen, wenn gleich bisweilen didaktischen und immer wohlwollenden Vater, und eine häuslich thätige Mutter, die nach vollbrachtem Geschäft bei einer bequemen Handarbeit ein stillgemüthliches Gespräch mit jüngeren, ausgewählten Personen liebte. Goethe versprach Nichts, konnte sich jedoch nicht verhehlen, daß sie ihn überzeugt habe. Ob indeß ihre Gründe wirklich so triftiger Art waren, läßt sich noch bezweifeln. „Lili war allerdings ein Weltkind, und ein schönes, liebenswürdiges," sagt der Herausgeber der Briefe an Auguste Stolberg; „es gibt Mädchen, die immer als die ersten ihres Kreises angesehen werden und ihn beherrschen, ohne es zu wollen, bloß durch eine bedeutende Persönlichkeit, durch die Zauberkraft, ein gewisses frischeres Leben um sich anzuregen. Lili scheint zu diesen Mädchen gehört zu haben. Daß sie Huldigungen ungern entbehrt hätte, nahm ihr Nichts an ihrem innern Werthe. Man sieht es oft, daß diese anreizenden,

gleichsam die Bewunderung herausfordernden Mädchen die vortrefflichsten, sittsamsten Hausfrauen werden, daß die liebenswerthesten Eigenschaften mit dieser dem Uebermuth der Jugend angehörigen Coquetterie verbunden sind. Von der anderen Seite gibt es gewisse vortreffliche, regelrechte, gewöhnlich nicht schöne Frauen, die keinen Fehler unverzeihlicher finden, als den, Männern gern gefallen zu wollen. Andere Fehler, wie Launen, Egoismus, Trägheit, Verschrobenheit, werden von ihnen leicht übersehen, und die Besitzerin solcher Fehler, wenn sie sonst nur bescheiden und vollkommen sittsam auftritt, wird für ein Mädchen gehalten, das dereinst einen Mann beglücken werde, wogegen ein großmüthiges, selbstvergessenes Mädchen von freiem, offenem Sinne, ein Wildfang — aber voll des tiefsten Gefühls, von jenen Frauen mit übermäßiger Strenge beurtheilt wird. Wenn Lili, wie es scheint, ein solches Mädchen war, so gehörte zu den strengen Sittenrichterinnen wohl Goethe's übrigens gewiß ausgezeichnete Schwester."

Für den Aufenthalt in Emmendingen ergibt sich die Zeitbestimmung aus einem Briefe an Knebel vom 4. Juni 1775, dem Goethe unter diesem Datum von dort eine Abschrift seiner Claudine von Villabella (vergl. oben S. 186) zusandte. Von der weitern Reise bis Zürich erinnerte er sich später nur des herrlichen Rheinfalles bei Schaffhausen deutlich. In Zürich eilte er sogleich zu Lavater, während seine Reisegenossen, von denen er nicht angibt, wo sie mit ihm wieder zusammengetroffen waren, sich anderswo einquartirten. „Der Empfang bei Lavater," erzählt Goethe selbst, „war heiter und herzlich, und man muß gestehen, anmuthig ohne Gleichen; zutraulich, schonend, segnend, erhebend, anders konnte man sich seine Gegenwart nicht denken. Seine Gattin, mit etwas sonderbaren, aber friedlichen, zart-frommen Zügen, stimmte völlig, wie alles Andere um ihn her, in seine Sinnes- und Lebensweise." Die Hauptunterhaltung betraf Lavater's großes Werk: „Physiognomische Fragmente," wovon der erste Theil schon abgedruckt war. An dieser Arbeit nahm Goethe einen lebhaften und thätigen Antheil, wie der Anhang zu seinem Briefwechsel mit Lavater bezeugt. Die Spedition des Manuscripts mit den zum Text eingeschobenen Plattenabdrücken ging durch seine Hände an den Buchhändler Reich, und

er hatte das Recht, Alles zu tilgen, was ihm mißfiel, zu ändern und einzuschalten, was ihm beliebte, wovon er indeß nur mäßigen Gebrauch machte. Für ihn, der, bevor er weiter schritt, immer festen Fuß zu fassen suchte, war es eine der mißlichsten Aufgaben, die seiner Thätigkeit gestellt werden konnte. Denn da Lavater sich die Zeichnungen und Kupfer zu seinem Werke von den verschiedensten Künstlern anfertigen ließ, wie er denn überhaupt die ganze Welt gern zu Mitarbeitern gehabt hätte, so fehlte es nicht an Platten, die durchaus nicht zu ihrer Bestimmung paßten; fast überall mußte getadelt, bedingt, manchmal sogar das Bild durch die Erklärung verneint und vernichtet werden. Nichts desto weniger hielt Goethe getreulich mit Rath und Beistand aus, und bewährte sich hier als eben den selbstverläugnenden, hilfsfertigen literarischen Freund, den später Schiller an ihm kennen lernte.

Da er in Zürich getrennt von seinen Reisegenossen wohnte, so wurde er diesen unvermerkt mit jedem Tage fremder, und war auf Landausflügen selten mit ihnen zusammen. Doch besuchten sie gemeinschaftlich den alten Bodmer, der auf einer Höhe über der am rechten Ufer, wo der See sich als Limmat zusammendrängt, gelegenen alten Stadt eine Wohnung mit paradiesischer Aussicht besaß. Der würdige Patriarch empfing sie mit Herzlichkeit und freute sich über das Entzücken der jüngeren Männer beim Anblick des herrlichen Panoramas, das ihm durch den langjährigen Genuß alltäglich geworden war.

Die ferne blaue Reihe höherer Gebirgsrücken, welche dieses Landschaftsbild begrenzten, hatte schon in Goethe die Sehnsucht nach ihrem nähern Anschauen erregt; die Stolberge waren, indeß er mit Lavater seine Verhandlungen über die Physiognomik fortsetzte, auf anderen Wegen hierhin und dorthin ausgezogen; da traf er, zu seiner großen Freude, in Zürich mit einem jungen, eng befreundeten Landsmann, jenem Jacob Ludwig Passavant*), zusammen, der jetzt hier in der Schweiz an der Quelle derjenigen Lehre lebte, die er einst als Prediger verkündigen sollte. Dieser that ihm den Vorschlag, die kleinen Cantone mit einander zu durchwandern, und

*) S. oben S. 94 u. S. 162.

Goethe ließ sich durch ihn um so eher vor der Rückkehr der Stolberge in die Gebirge locken, je erwünschter ihm selbst eine ungestörte Ruhe für diesen lang ersehnten Ausflug war. So machten sie sich denn an einem glänzenden Sommermorgen selbander auf den Weg und fuhren den herrlichen See hinauf. Auf dieser Fahrt entstand das liebliche Gedicht „Auf dem See“:

Und frische Nahrung, neues Blut
Saug' ich aus freier Welt;
Wie ist Natur so hold und gut,
Die mich am Busen hält!
Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertact hinauf,
Und Berge, wolkig, himmelan,
Begegnen unserm Lauf.

Aber mitten im Genuß der unvergleichlichen Naturscene ergreift ihn die Erinnerung an Lili:

Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?
Weg, du Traum, so gold du bist!
Hier auch Lieb' und Leben ist.

In Richterschwyl gelandet, wurden sie von Doctor Hotze, an den sie durch Lavater empfohlen waren, auf's Beste bewirthet und über die nächsten Stationen ihrer Wanderung unterrichtet; und so erstiegen sie die dahinter liegenden Berge. Als sie in das Thal von Schindellegi wieder hinabsteigen sollten, wandten sie sich nochmals, um die entzückende Aussicht über den Züricher See in sich aufzunehmen. Hier schrieb Goethe in ein Gedenkheftchen die Verse „Vom Berge“:

Wenn ich, liebe Lili, Dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, Dich nicht liebte,
Wär', was wär' mein Glück!

Dann zogen sie wohlgemuth auf rauhem Weg nach Maria Einsiedeln, wo Goethe „das Kirchlein in der Kirche, die ehemalige

Einsiedlerwohnung, mit Marmor incrustirt," bewunderte. Unter den alterthümlichen Kostbarkeiten des Klosters ergötzte ihn besonders ein außerordentlich geschmackvolles Zackenkrönchen von sorgfältigster Goldschmiedsarbeit. Indem er es betrachtend in der Hand hielt und in die Höhe hob, dachte er nicht anders, als er müßte es Lili auf die hellglänzenden Locken drücken und sie damit vor den Spiegel führen. Von dem Naturalien=Cabinet des Klosters prägte sich ihm wenig ein, da Geognosie und Geologie seinem Interesse noch zu fern lagen; um so lebhafter zog ihn unter den Kunstsachen ein Kupferstich von Martin Schön an, und er ruhte später nicht, als bis er ebenfalls zu einem Abdruck des trefflichen Blattes gelangt war.

Am 16. Juni (mit diesem Tage fand Goethe zuerst das Datum in seinem Reisediarium verzeichnet *) ging es über einsame, wilde, steinige Höhen nach Schwyz, wo sie Abends zehn Uhr müde und munter zugleich, hinfällig und doch aufgeregt, ankamen. Nachdem sie jählings ihren heftigen Durst mit Wein gelöscht, dauerte, wie es im Tagebuch heißt, „Lachen und Jauchzen bis um Mitternacht." Den 17ten Morgens sahen sie vor ihren Fenstern die Schwyzer Haken, zwei ungeheure, unregelmäßige Naturpyramiden, neben einander mächtig in die Luft ragen. Sie brachen um ein Uhr Nachmittags von Schwyz auf, ließen sich von zwei kräftigen Schweizermädchen über den sonnig glänzenden Lauerzer See fahren, stiegen den Rigi hinan und standen um halb acht bei der Mutter Gottes im Schnee, worauf es sodann an der Capelle, am Kloster vorbei in's Wirthshaus zum Ochsen ging. Von hier aus zeichnete Goethe am nächsten Morgen die Capelle. Mittags machten sie sich auf den Weg nach dem Kaltenbad oder zum Dreischwestern=Brunnen. Auf der Höhe angelangt, fanden sie sich, zu ihrem Verdrusse, in Wolken dicht eingehüllt, freuten sich aber destomehr, als der wogende Nebel=

---

*) Goethe selbst gibt den 16. Juli, und so auch weiterhin überall Juli statt Juni an. Aber anderweitige feststehende Data nöthigen zu der Annahme, daß er entweder selbst Juni in Juli geändert, weil er den 23. Juni an Lili's Geburtstage noch in Frankfurt gewesen zu sein glaubte, oder, was viel weniger wahrscheinlich ist, daß durch eines Andern Hand der Irrthum in den Text gekommen ist.

schleier hier und da zerriß und wechselnde Bilder einer herrlichen, sonnenbeschienenen Welt, von wallenden Rahmen eingefaßt, erblicken ließ. Abends acht Uhr waren sie wieder vor der Wirthshausthüre zurück und wurden mit einbrechender Dämmerung von einem Concert ahnungsreicher Töne, von dem Glockengebimmel der Capelle, dem Plätschern des Brunnens, dem Säuseln wechselnder Lüftchen, dem Klang ferner Waldhörner in sanfte, wohlthuende Gefühle eingewiegt.

Am 19ten ging die Reise über einen Boden, der später, wenn auch nicht unmittelbar durch Goethe, doch auf seine Anregung, die ewige Weihe der Poesie empfangen sollte. Sie befuhren einen Theil des Waldstätter Sees, berührten Gersau, waren Nachmittags zwei Uhr dem Rütli gegenüber, bald darauf an der Tellsplatte, um drei Uhr in Flüelen, um vier in Altdorf. Gegenwart und Vergangenheit, Natur und Geschichte oder Sage, verschlangen sich zu wunderbar ergreifenden Eindrücken.

Den nächsten Tag brachen sie nach Amstäg auf, wo Goethe sich durch ein Bad in dem rauschenden frischen Schneegewässer der Reuß erquickte. Von dort zogen sie Nachmittags hinter einer Reihe von Saumrossen her, über eine kolossale natürliche Schneebrücke, die ein paar Tage nachher zusammenbrechen sollte. In eine Bergschlucht, um die man sonst herumgehen mußte, hatte sich der Winterschnee eingelegt, und bildete, von unten durchströmenden Wassern allmälig ausgehöhlt, jetzt einen wegabkürzenden, breiten Brückenbogen. Sie übernachteten in Wasen und setzten am 21. Juni ihre Wanderung aufwärts fort, dem St. Gotthard zu. Mit jedem Schritte wurden die granitenen Felswände immer mächtiger und schrecklicher, der Weg immer mühseliger. Bei der Teufelsbrücke wollte Goethe die großartigen Ansichten zeichnen; aber nur an beschränkteren Gegenständen dieser Art geübt, gewahrte er in einer solchen Welt bald das Unzulängliche seiner Fertigkeit, weßhalb er sich auf wenige allgemeine Striche und Umrisse beschränkte und das Detail gleich daneben in Worten andeutete. Das berühmte Urner Loch durchschritt er halb verdrießlich, weil hier „die Finsterniß Alles aufhob." Um so freudiger war aber sein Erstaunen, als beim Austritt aus demselben das „heitere Thal der Freude," wie Schiller es nennt, das liebliche

Urseren=Thal mit seinen von der Reuß durchschlängelten, blumigen Wiesenflächen sich vor ihm aufthat. Ihr Nachtquartier nahmen die Reisenden in dem schönen Oertchen Urseren an der Matte, über welchem sich ein uraltes, unverletzliches Fichtenwäldchen erhebt, als Schirm wider die Schneelawinen. Am folgenden Tage traten sie in's steinigte Liviner=Thal ein, wo sogleich alle Fruchtbarkeit wieder verschwunden war. Ringsum schauerliche Schnee= und Eisgefilde und das Rauschen mächtiger Wasserfälle, mit dem seltsamen Klingeln ferner Saumrosse vermischt, erhöhte das Melancholische der öden Gegend. Endlich sahen sie ein Gebäude aus dem Nebel jener hohen Regionen hervortreten, es war das berühmte Hospitium, das ihnen für die Nacht ein gastliches Obdach gewährte.

Nach einigen Stunden erquickenden Schlafs stand Goethe früh auf und ließ sich an dem nach Italien hinabführenden Fußpfade nieder, um zu zeichnen. Hier fand ihn Passavant und drang lebhaft in ihn, durch die vor ihnen liegenden Schluchten in die Lombardei hinabzusteigen. Goethe schwankte. Als Jener immer dringender wurde, antwortete er: „Geh! mach' Alles zum Abschied fertig; entschließen wollen wir uns alsdann." Aber in der Einsamkeit entstand in ihm der feste Entschluß zur Umkehr. Die Lombardei und Italien lag als ein ganz Fremdes vor ihm; in Deutschland winkten ihm freundliche Aussichten, wie die nähere Verbindung mit dem trefflichen Herzoge von Weimar; manches vertraute Herz harrte seiner Rückkunft, und vor Allem schien Lili's Anziehungskraft mit zunehmender Entfernung zu wachsen. Ein goldenes Herzchen, das er in einer schönen Stunde von ihr erhalten hatte, hing noch an demselben Bändchen, an dem sie es umknüpfte, lieberwärmt an seinem Halse. Er drückte jetzt einen Kuß auf dieses Liebespfand, welchem das in der Sammlung befindliche Gedicht „An ein goldenes Herz, das er am Halse trug" („Angedenken du verklungener Freude") gewidmet ist. Dem wiederkehrenden Reisegefährten erklärte er seinen Entschluß, und bestimmte den Zaudernden und Sträubenden endlich zu seinen Gunsten; und so wanderten sie denn über Küßnacht und Zug nach Zürich zurück.

Hier fand Goethe bei seiner Ankunft die Stolberge schon abgereis't; und was ihren Aufbruch beschleunigte, war das Aergerniß,

das sie durch ihre unwiderstehliche Lust am Baden in freiem Gewässer gegeben. Sie hatten sich zuerst an den hellen Seeufern halb nackt, wie poetische Schäfer, oder ganz nackt, wie heidnische Götter, sehen lassen, dann aber, von Freunden gewarnt, sich in abgelegenen Thälern gebadet; allein auch hier waren sie nicht ungestört geblieben. Als sie eines Tages hinter dem Albis in dem dunkeln Sihl-Thale Erquickung in den schäumenden Stromwellen suchten, kam Steinwurf auf Steinwurf aus dem obern Gebüsch herab, so daß sie es rathsam fanden, ihre Kleider zu suchen. Auch auf Lavater erstreckten sich unangenehme Folgen, daß er mit jungen Leuten von so wilder, unbändiger, heidnischer Sinnesart verkehre, wodurch sich denn die Stolberge veranlaßt sahen, ihren Aufenthalt in Zürich abzukürzen *).

Goethe gehörte in Zürich, auch nach seiner Rückkehr, die meiste Zeit Lavater'n an, mit dem er besonders über die Fortsetzung der Physiognomik verhandelte. Ohne Zweifel verkehrte er aber auch dazwischen mit Pfenninger, mit Lavater's Bruder, einem geschätzten Arzt und Apotheker, mit seinem Landsmanne Kayser, der als Musiklehrer in Zürich lebte, und vor Allen mit Frau Schultheß, geb. Barbara Wolf, in Goethe's Briefen an Lavater meist Bäbe genannt, die seit einigen Jahren zu Lavater's Freundeskreise gehörte, und als eine geistvolle und belesene, aber etwas verschlossene Frau von achtunggebietendem Charakter geschildert wird.

*) Düntzer (in den Frauenbildern aus Goethe's Jugendzeit, S. 310 f.) stellt die Reise der Stolberge ganz abweichend von Goethe dar, indem er dieselben kurz vor oder nach der Abreise Goethe's in die kleinern Kantone in Zürich ankommen, und unsern Dichter dort nach der Rückkehr mit ihnen wieder zusammentreffen läßt. Ich habe, wie überall, so auch hier geglaubt, ohne zwingende Gründe mich von Goethe's eigener Darstellung nicht entfernen zu dürfen. Daß Goethe in Zürich, wie er nach der Heimkehr an Auguste Stolberg schrieb, von ihren Brüdern Abschied genommen, läßt sich mit seiner Erzählung vereinigen, da ja der Abschied vor seinem Aufbruch in die kleinern Kantone gemeint sein kann; und wenn anderswo berichtet wird, daß die Stolberge erst einige Wochen in Zürich verweilten und von dort aus Streifzüge in's Gebirge unternahmen, ehe sie die Reise in die einzelnen Kantone antraten, so geschah dieß wohl in der Zeit von ihrer gemeinsamen Ankunft mit Goethe zu Zürich bis kurz vor seiner Rückkehr aus den kleinen Kantonen.

Die Heimreise scheint Goethe in Begleitung von Klinger, welcher zum Besuche Kayser's nach Zürich gekommen war, angetreten und den Weg über Stuttgart genommen zu haben. Wenigstens schreibt Schubart am 17. November 1775 *), nachdem er des Besuches der Stolberge erwähnt hat: „Goethe war auch hier — ein Genie groß und schrecklich, wie's Riesengebirge; Klinger war bei ihm — unser Shakespeare. Die Kerls haben mich alle liebgewonnen." Dann muß unser Dichter, wie aus der unten zu besprechenden „dritten Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775" erhellt, auch auf der Rückreise wieder einen Abstecher nach Straßburg gemacht haben, wo er mit Lenz und ohne Zweifel auch mit seinem alten Mentor Salzmann ein paar frohe Tage verlebte. Er selbst berichtet von der Heimreise nur, daß er in Darmstadt dem Mephistophelischen Freunde den Triumph habe gönnen müssen, die baldige Trennung von den Stolbergen vorausgesagt zu haben, worauf er in Frankfurt wohlbehalten und herzlich empfangen angelangt sei.

Gleich nach seiner Ankunft erfuhr er, man habe Lili in seiner Abwesenheit völlig überzeugt, sie müsse sich von ihm trennen, und dieses sei um so nothwendiger, weil er durch seine Reise sich genugsam selbst erklärt habe. Es ward ihm aber auch vertraut, daß sie, als ihr die Hindernisse einer Verbindung vorgestellt wurden, geäußert habe, sie unternehme es wohl, aus Neigung zu ihm alle ihre jetzigen Verhältnisse aufzugeben und mit ihm nach Amerika zu gehen. Man sollte denken, eine solche Erklärung hätte ihn in solchem Alter, bei dem Feuer seiner Gefühle, bei dem Bewußtsein seiner Kräfte über alle Bedenklichkeiten hinwegheben müssen. Ueber den Ernst ihrer Neigung ließ dieses Wort keinen Zweifel übrig; von dem „Werth ihres Charakters, ihrer Sicherheit in sich selbst, ihrer Zuverlässigkeit in Allem" *) scheint er vollkommen überzeugt gewesen zu sein; und der Grund, daß ein an so glänzende Verhältnisse gewöhntes Mädchen sich nicht in des Geliebten Aelternhaus hätte fügen können, zeigt sich bei näherer Beleuchtung nicht triftig genug; war es doch eine

*) Strauß I, 328.

**) Goethe's W. B. 22, S. 317. Vergl. S. 388: „In ihr allein, glaubt' ich, wußt' ich, lag eine Kraft, die Alles überwältigt hätte."

der Patricierfamilien, in die sie eingeführt worden wäre, besaß der Vater Goethe doch bei aller Pedanterie auch ein tiefes Gemüth und Sinn für Poesie und literarischen Ruhm genug, um den Sohn, mit Hintansetzung seiner Brodstudien, fortwährend zur Dichtung zu ermuntern und sich den Zudrang literarischer Gäste gefallen zu lassen: und Mutter Aja vollends wußte sich in die verschiedensten Charaktere zu schicken, und wäre einer Schwiegertochter, die ihren Sohn innig liebte, gewiß nicht fremder geblieben, als später der seltsamen, ebenfalls in glänzenden Verhältnissen herangewachsenen Bettina. Freilich sagt uns Goethe, daß Cornelia's „wahrhaft schmerzlich mächtige Briefe damals mit immer kräftigerer Ausführung denselben Text verfolgten." Allein ich vermuthe, ihre Vorstellungen würden bei Goethe nicht so wirksam gewesen sein, wenn ihnen nicht in seinem Innern Etwas zu Hülfe gekommen wäre. Dieselbe geheime innere Stimme, dasselbe halbdunkle Gefühl, welches ihn von Friederike entfernt hatte, mochte ihn auch jetzt hemmen, sich seinem Glücke mit voller Seele hinzugeben. Die Zukunft lag noch so unbestimmbar vielgestaltig, so dunkel reich vor seinem ahnenden Geiste, daß ihm der Entschluß schwer werden mußte, durch ein so bindendes Verhältniß sein Leben in eine bestimmte Bahn einzuschränken.

Wie dem auch sein mag, so viel ist gewiß, daß er jetzt länger als drei Monate hindurch zeitweise in dem schmerzlichsten Gemüthszustande verlebte, „in der unseligsten aller Lagen," wie er selbst sagt, „die sich in gewissem Sinne dem Hades, dem Zusammensein jener glücklich-unglücklich Abgeschiedenen vergleichen ließ." Jenen Herzenszustand legen uns Goethe's damalige Briefe an Auguste Stolberg mit lyrischem Feuer und dramatischer Anschaulichkeit dar. „Gustchen, Gustchen! Ein Wort, daß mir das Herz frei werde, nur einen Händedruck!" so beginnt ein Brief vom 3. August aus Offenbach, von dem hier einige Bruchstücke folgen mögen: „Ich kann Ihnen nichts sagen, hier! Wie soll ich Ihnen nennen das Hier! Vor dem stroheingelegten Schreibzeuge — daraus sollten feine Briefchen geschrieben werden, und diese Thränen und dieser Drang! Welche Verstimmung! O daß ich Alles sagen könnte! Hier in dem Zimmer des Mädchens, das mich unglücklich macht, ohne ihre Schuld,

mit der Seele eines Engels, dessen heitere Tage ich trübe, ich!... Vergebens, daß ich drei Monate in freier Luft herumfuhr, tausend neue Gegenstände in alle Sinnen sog. Engel, und ich sitze wieder in Offenbach, so vereinfacht wie ein Kind, so beschränkt als ein Papagei auf der Stange; Gustchen, und Sie so weit! Ich habe mich so oft nach Norden gewandt. Nachts auf der Terrasse am Main, ich seh' hinüber und denk' an Dich. So weit! so weit! Und dann Du und Fritz und ich, und Alles wirrt sich in einen Schlangenknoten! Und ich finde nicht Luft zu schreiben" ... Später nach einer Reihe von Gedankenstrichen fährt er mit der merkwürdigen Confession fort: Ich mache Ihnen Striche, denn ich saß eine Viertelstunde in Gedanken, und mein Geist flog auf dem ganzen bewohnten Erdboden herum. Unseliges Schicksal, das mir keinen Mittelzustand erlauben will! Entweder auf einem Punkt, fassend, festklammernd, oder schweifen gegen alle vier Winde! Selig seid ihr, verklärte Spaziergänger, die mit zufriedener, anständiger Vollendung jeden Abend den Staub von ihren Schuhen schlagen und ihres Tagewerks göttergleich sich freuen! —— Hier fließt der Main, grad drüben liegt Bergen *) auf einem Hügel hinter Kornfeld. Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jetzt für mich so leer ist, als mit Besemen gekehrt; da rechts hinauf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinab. Und auf dem Tisch hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch darüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel (NB. heut reiten wir aus); hier liegt ein Kleid; eine Uhr hängt da, viel Schachteln und Pappedeckel zu Hauben und Hüten — Ich höre ihre Stimme — **) Ich darf bleiben, sie will

---

*) Vgl. Thl. I, S. 190.

**) „Dieser Gedankenstrich hat beim Anblick des Originalbriefes wirklich etwas Ergreifendes; es ist, als sähe man durch die offene Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des leidenschaftlichen Entzückens erzitterte; es erinnert an Othello's there she comes. Man meint das nun folgende Gespräch im gebildeten und doch starken Frankfurter Dialekt mit leiblichen Ohren zu hören: ihre Verwunderung, ihn da zu finden, ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im andern Zimmer ankleiden. Nichts könnte das durchaus unschuldige,

sich drinnen anziehen. Gut, Gustchen, ich habe Ihnen beschrieben, wie's um mich herum aussieht, um die Geister durch den sinnlichen Blick zu vertreiben. — Lili war verwundert, mich da zu finden; man hatte mich vermißt. Sie fragte, an wen ich schreibe; ich sagt's ihr. Adieu, Gustchen."

Im August hielt sich Goethe wiederholt in Offenbach auf, so daß er auch wohl mit Jung Stilling, der um diese Zeit zu einem abermaligen Besuche seines Augenpatienten, des Herrn von Lesner, nach Frankfurt gekommen war, nicht häufig verkehrt haben mag. Am 13. August schrieb er an Lavater: „Ich sitze in Offenbach, wo freilich Lili ist," und versprach, ihm nächstens ihre Silhouette zu schicken. Am folgenden Tage berichtete er: „Gestern waren wir ausgeritten, Lili, d'Orville und ich. Du hättest den Engel im Reitkleide zu Pferde sehen sollen! In Oberrad wartete die übrige Gesellschaft auf uns, und ein Gewitter trieb die alte Fürstin von Waldeck mit ihren Töchtern, der Herzogin von Kurland und der Fürstin von U. (Usingen) in unser Haus und Saal. Da sie mich erkannte, wurde gleich viel nach Dir gefragt, und die alte Fürstin hat mit solcher Wahrheit und Wärme von Dir geredet, daß mir's wohl wurde . . . Und mir wird Gott gnädig sein. Bruder, ich bin eine Zeit her wieder fromm, habe meine Lust an dem Herrn, und sing' ihm Psalmen, von denen Du ehestens eine Schwingung erhalten sollst." Er kann unter den Psalmen immerhin, wie Schäfer vermuthet, die Uebersetzung des Hohenliedes*) verstanden haben, wenn er gleich erst im October an Merck berichtete, er habe das Hohelied Salomonis, „die herrlichste Sammlung Liebeslieder, die Gott erschaffen hat," übersetzt. Drei Tage nach dem Briefe an Lavater meldete er der Karschin, er treibe sich auf dem Lande herum, um das Leid und die Freude, was eben Gott jungen Herzen zum Theil gegeben habe,

wenn auch freie Verhältniß der jungen Leute klarer in's Licht stellen, als diese Situation und dieser Gedankenstrich in dem Briefe an sein Gustchen, welcher er so treu berichtet, was in und um ihn vorgeht. Wie hätte er das gekonnt, wenn nicht Alles rein und lauter gewesen wäre!" Anmerkung des Herausgebers der Briefe an Auguste Stolberg.

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten III, 448 ff., wo einige Bruchstücke der Uebersetzung mitgetheilt sind.

in freier Luft zu genießen. „Geschrieben hab' ich Allerlei," heißt es weiter in dem Briefe, „gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kielen und bilden uns ein, wenigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben. — Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Circulation meiner kleinen Individualität viel gewonnen. Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, ob ich gleich Loth und seine Hausgenossen in Eurem Sodom (Berlin) einmal grüßen möchte. Die Aufgabe von der Männer Schlappsinn unter gewissen Umständen kann und darf ich heut nicht erörtern. Die Ursache liegt in dem Schreibtisch hier, dem Kaffeetisch dort und der Figur im Negligé, die mir den Rücken kehrt und ihr Frühstück schlürft" *). Man sieht, selbst in Lili's unmittelbarer Nähe wandelt ihn der Gedanke an eine abermalige Flucht nach Süden, und der Aerger über den „Schlappsinn" an, dem er sich auch verfallen glaubte. Und so schrieb er auch gegen Ende des Monats an Merck: „Ich bin wieder garstig gestrandet, und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war. Ich passe wieder auf neue Gelegenheit abzudrücken; nur möcht' ich wissen, ob Du mir in dem Falle mit einigem Geld beistehen wolltest, nur zum ersten Stoß. Allenfalls magst Du meinem Vater beim künftigen Congreß klärlich beweisen, daß er mich auf's Frühjahr nach Italien schicken müsse;" — ja er fügte sogar verbessernd hinzu: „das heißt, zu Ende des Jahres muß ich fort."

Zu fast unleidlicher Qual ward ihm das Verhältniß zu Lili, als die Zeit der Messe (sie begann am 10. September) herankam. Zwar hatte sie ihm schon früher, wie uns bekannt ist, gestanden, daß sie von Kind auf manche Neigung eingeflößt; allein solche vergangene Verhältnisse sah er wie Nachtgespenster an, welche der an-

---

*) Düntzer (Frauenbilder, S. 326) vermuthet, daß Alles, was Goethe von dem Zusammensein der Geliebten bei André bis nach Mitternacht, von dem Vortrage von Bürger's Lenore u. s. w. (s. oben S. 178 f.) erzählt, nicht in die Zeit vor der Schweizerreise, sondern in den September zu setzen sei. Es ist eben nichts als eine Vermuthung, wodurch ich mich nicht bestimmt fühlen kann, von Goethe's eigener Erzählung abzugehen.

brechende Tag der Liebe verscheucht habe. Jedoch nun erschien auf einmal der Schwarm jener Gespenster in der Wirklichkeit; zahlreiche Handelsfreunde des bedeutenden Hauses fanden sich ein; die Jüngeren, obwohl nicht zudringlich, benahmen sich doch als Wohlbekannte; die Mittleren, unter ihnen schöne Männer mit dem Behagen eines gründlichen Wohlstandes, erschienen mit einem gewissen verbindlichen Betragen, wie Solche, die sich beliebt machen und allenfalls mit höheren Ansprüchen hervortreten möchten; aber vollends unerträglich waren die alten Herren mit ihren Onkelsmanieren, die ihre Hände nicht im Zaum zu halten wußten. Man unterhielt sich von vergangenen mit Lili bestandenen Abenteuern, von Lustfahrten zu Wasser und zu Lande, Bällen und Abendpromenaden, Verspottung lächerlicher Werber und was sonst nur eifersüchtigen Aerger in dem Herzen des Liebenden aufregen konnte. Lili erwies sich, nach ihrer Art, freundlich gegen Alle, versäumte aber darüber nicht den Geliebten und wußte, wenn sie sich zu ihm wandte, mit flüchtigem Wort das Herzlichste zu äußern.

Goethe meinte selbst, daß das Gedicht „Lili's Park" ungefähr dieser Epoche angehöre, wenn es gleich nicht jenen zarten empfindlichen Zustand ausdrücke, sondern nur mit genialer Heftigkeit das Widerwärtige zu erhöhen, und durch komisch-ärgerliche Bilder das Entsagen in Verzweiflung umzuwandeln trachte. Es trägt unter den Lili-Liedern am meisten das Gepräge der Sturm- und Drangperiode. Während in den übrigen das geniale Gebaren durch die Zartheit und Lieblichkeit der Empfindungen zurückgedrängt ist, tritt es hier mit seinen kecken Bildern, seiner freien Behandlung der Sprache wieder kräftig hervor. Das ganze Gemälde ist meisterhaft angelegt und ausgeführt. Jener Schwarm von alten, mittleren und jungen Herren ist hier als eine Menagerie, oder vielmehr als ein Gehege verzauberter Thiere dargestellt *). Die Artigkeit, die Lili nach allen Seiten ausspendet, erscheint unter dem Bilde des Futter-

*) „Bei Lili's Park muß ich noch erwähnen, daß der Einfall, eine Schaar Anbeter als Menagerie vorzustellen, nicht Goethe'n oder Lili'n angehört, sondern der berühmten Frau von Tencin." Varnhagen von Ense (briefliche Mittheilung).

körbchens, woraus sie Jedem Etwas zuwirft. Ganz vortrefflich ist der Bär geschildert, der kein Anderer als Goethe selbst ist, wie er ja schon gleich Anfangs dem Gesellschaftskreise in Lili's Hause als Bär, „wegen oftmaligen unfreundlichen Abweisens," als Hurone Voltaire's, als Cumberland's Westindier angekündigt gewesen war *).

Das Lied aus Erwin und Elmire: „Ihr verblühet, süße Rosen," worin Goethe, „die Anmuth seines damaligen Unglücks" ausgedrückt findet, gehört, wie oben nachgewiesen ist, einer frühern Zeit an. Dagegen ist das tief empfundene Gedicht „Herbstgefühl," das ich in meinem Commentar einer ältern Epoche zugetheilt habe, um diese Zeit seinem Herzen entquollen, und spiegelt ganz jene „zart empfindliche" Stimmung ab. Es trägt in der Iris (IV, 249), wo es zuerst erschien, die Ueberschrift: „Im Herbst 1775."

Dann ist hier noch eines andern schönen Liedes zu gedenken, das ich früher irrthümlich in die Zeit vor der Schweizerreise versetzt habe. Zu dem geselligen Kreise in Offenbach gehörte auch der Pfarrer Ewald, den Goethe als einen in Gesellschaft geistreich heitern Mann charakterisirt, „welcher dabei die Studien seiner Pflichten, seines Standes im Stillen für sich durchzuführen wußte, wie er denn auch in der Folge innerhalb des theologischen Feldes sich ehrenvoll bekannt gemacht." Seinem Hochzeitstage **), dem 10. September, nicht seinem Geburtstage, wie es in Wahrheit und Dichtung heißt, zu Ehren dichtete Goethe das „Bundeslied." Es führt in seiner ursprünglichen Gestalt bei der Ueberschrift den Zusatz: „Einem jungen Paare gesungen von Vieren." Besonders die vierte Strophe vergegenwärtigt uns kräftig den Sinn, der in jenem Cirkel herrschte:

---

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 285.

**) „Ihre (im Commentar zu Goethe's Gedichten geäußerte) Annahme, das Bundeslied sei zu Ewald's Hochzeit gedichtet, kann ich mit Zuverlässigkeit bestätigen. Der Kirchenrath Ewald, den ich während meines Aufenthalts in Carlsruhe (1816 — 1819) genau gekannt, hat mir ausdrücklich gesagt, das Lied sei auf seinen Hochzeittag gedichtet und an demselben gesungen worden. Er trug mir dasselbe auch in den alten Lesarten vor, die ihm lieber waren als die späteren." Varnhagen v. Ense (briefliche Mittheilung).

Uns hat ein Gott gesegnet
Ringsum mit freiem Blick,
Und wie umher die Gegend,
So frisch sei unser Glück!

Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust;
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freier unsre Brust.

Statt der jetzigen vier Schlußverse hieß es im ältern Liede:

Und bleiben lange, lange,
Fort, ewig so gesellt —
Ach! daß von Einer Wange
Hier eine Thräne fällt!

Daran schloß sich dann noch weiter folgende schöne, ohne Zweifel auf den Dichter selbst bezügliche Strophe:

Doch Ihr sollt nichts verlieren,
Die Ihr verbunden bleibt,
Wenn Einen einst von Vieren
Das Schicksal von Euch treibt.
Ist's doch, als wenn er bliebe.
Euch ferne sucht sein Blick;
Erinnerung der Liebe
Ist, wie die Liebe, Glück.

Auch hier finden wir also wieder seine Absicht angedeutet, sich in die Ferne zu flüchten. — Durch die spätere Umformung des Stückes suchte Goethe speciellere Beziehungen auszuscheiden und es zu einem allgemeinen Gesellschaftsliede zu machen; übrigens sind die neuen Schlußverse:

Uns wird es nimmer bange,
Wenn Alles steigt und fällt ..

ganz in dem Sinne jenes Cirkels gehalten, wie aus einer Stelle in Wahrheit und Dichtung erhellt, die sich an die Erzählung des Verhältnisses zu Lili anschließt. Indem Goethe dort das Interesse beschreibt, welches damals Friedrich der Große noch immer beim

Publicum erregte, die Theilnahme, die man Katharinen von Rußland und ihrem Kampf gegen die Türken, dem jungen nordischen Könige, der aus eigener Gewalt die Zügel des Regiments ergriff, dem kühnen Unternehmen der Amerikaner und anderen politischen Ereignissen zollte, fügt er hinzu: „An allen diesen Ereignissen nahm ich jedoch nur in so fern Theil, als sie die größere Gesellschaft interessirten; ich selbst und mein engerer Kreis befaßten uns nicht mit Zeitungen und Neuigkeiten; uns war darum zu thun, den Menschen kennen zu lernen; die Menschen überhaupt ließen wir gern gewähren."

Das Hochzeitsfest hatte Goethe auf's Tiefste bewegt, und, wie er selbst in einem Briefe jener Zeit sich ausdrückt, in die „grausamst feierlichst süßeste Lage seines ganzen Lebens" gebracht. In dieser Gemüthsbedrängniß wandte er sich, nach längerer Correspondenz-Pause, wieder an Auguste Stolberg; und wie es zu geschehen pflegt, daß sich Freundinnen, denen man seine Herzensangelegenheiten anvertraut hat, leicht in Geliebten verwandeln, so wäre es auch beinahe ihm mit Augusten ergangen. „Gustchen ist ein Engel," schreibt er in einem Briefe von unbestimmtem Datum an die Stolberge; „hol's der Teufel, daß sie Reichsgräfin ist!" Und am 14. September an Auguste selbst: „Hören Sie, ich hab' immer eine Ahnung, Sie werden mich retten aus tiefer Noth, kann's auch kein weibliches Geschöpf, als Sie. Danke zuerst für Ihre lebendige Beschreibung alles dessen, was Sie umgibt; hätt' ich jetzt nur noch einen Schattenriß von Ihrer ganzen Figur! Könnt' ich kommen! Neulich reis't ich zu Ihnen, durchzog in trauriger Gestalt Deutschland, sah mich weder rechts noch links um, nach Kopenhagen und kam und trat in Ihr Zimmer und fiel mit Thränen zu Ihren Füßen und rief: Gustchen, bist Du's!" Legte sich nun schon das durch Entfernung und Dichterphantasie idealisirte Bild Augusten's in die Wagschale gegen die Leidenschaft für Lili, so kamen dazu noch bestimmte Abmahnungen, womit die Freundin die „schmerzlich mächtigen" Briefe der Schwester unterstützte. „Was Sie von Lili sagen," schrieb ihr Goethe am 14. September, „ist ganz wahr. Unglücklicher Weise macht der Abstand von mir das Band noch fester, das mich an sie

zaubert. Ich kann, ich darf Ihnen nicht Alles sagen. Es geht mir zu nahe, ich mag keine Erinnerungen. Engel, Ihr Brief hat mir wieder in die Ohren geklungen, wie die Trompete dem eingeschlafenen Krieger. Wollte Gott, Ihre Briefe würden mir Ubald's Schild und ließen mich tief mein unwürdiges Elend erkennen!"

Ohne Zweifel hatte ihm Auguste zu bedenken gegeben, daß Lili ihn nicht zu fassen, seinen vollen Werth nicht zu schätzen vermöge, daß der leichte Sinn des heitern Weltkindes nicht seinen tieferen Gemüthsforderungen entspreche. Dagegen wandte nun, wie er an Auguste berichtet, die innere Stimme nicht ohne Grund ein: „Sollt's nicht übermäßiger Stolz sein zu verlangen, daß Dich das Mädchen ganz erkennte und so erkennend liebte? Erkenn' ich sie vielleicht auch nicht, und da sie anders ist, wie ich, ist sie nicht vielleicht besser?" Gewiß, wenn die Siebenzehnjährige nicht in alle seine Ideen und Empfindungen eingehen konnte, so ist das nicht zu verwundern, und wenn sie frei war von der reizbaren Sentimentalität, woran auch Auguste mit ihrer Zeit litt, so war sie darum nicht weniger eines Goethe werth. Das Gefühl hiervon mochte ihn, obwohl sich Alles wider das Verhältniß verschworen hatte, fortwährend mit geheimem Zauber an Lili binden. Er versuchte Mancherlei, um die magischen Fesseln zu zerreißen, er warf sich in Geschäfte, in Zerstreuungen, in Liebeständeleien mit anderen Mädchen; doch umsonst. So schreibt er an Auguste: „Offenbach, Sonntag den 17. September Nachts zehn Uhr. Der Tag ist leidlich und stumpf herumgegangen. Da ich aufstund, war mir's gut; ich machte eine Scene an meinem Faust; vergängelte ein paar Stunden; verliebelte ein paar mit einem Mädchen, davon Dir die Brüder erzählen mögen, das ein seltsames Geschöpf ist; aß in Gesellschaft eines Dutzends guter Jungen, so grad wie sie Gott erschaffen hat; fuhr auf dem Wasser selbst auf und nieder (ich hab' die Grille, selbst fahren zu lernen); spielte ein paar Stunden Pharao und verträumte ein paar mit guten Menschen. Und nun sitz' ich, Dir gute Nacht zu sagen. Mir war's in all dem, wie einer Ratte, die Gift gefressen hat; sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich verderblichem

Feuer *). Heut vor acht Tagen war Lili hier; und in dieser Stunde war ich in der grausamst feierlichst süßesten Lage meines ganzen Lebens (möcht' ich sagen). O Gustchen, warum kann ich nichts davon sagen! Warum! Wie ich durch die glühendsten Thränen der Liebe Mond und Welt schaute, und mich Alles seelenvoll umgab! Und in der Ferne Waldhörner und der Hochzeitsgäste laute Freuden!"

In die nächsten Tage, etwa um den 20. September, scheint, wie Düntzer (Frauenbilder, S. 348 ff.) sehr wahrscheinlich gemacht hat, der Besuch Zimmermanns und seiner Tochter in Goethe's Aelternhause zu fallen, dessen in Wahrheit und Dichtung bei einer frühern Zeit gedacht ist. Goethe war mit Zimmermann, der sich durch seine Schriften „vom Nationalstolz" und „von der Einsamkeit" einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte verdient hat, und durch sein Werk „von der Erfahrung in der Arzneikunst" noch jetzt den Aerzten achtungswürdig ist, schon auf der Rückreise aus der Schweiz zu Straßburg zusammengetroffen. In Betreff dessen, was jetzt in Frankfurt zwischen Goethe und seinem Gaste verhandelt worden, verweist Jener auf das Werk über die Erfahrung. Die Unterhaltung Zimmermann's bezeichnet er als mannichfaltig und höchst unterrichtend; allein seine leidenschaftliche Weltverbesserungswuth, seinen ungestümen Eifer gegen Vorurtheil und Aberglauben, Pedanterie und Charlatanerie, Harnpropheten und Alchymisten konnte der heitere Dichter nicht theilen. Dieser hatte sich schon an den Gedanken gewöhnt, daß das Absurde eigentlich die Welt erfülle, und war daher nicht erstaunt, wenn die sämmtlichen Hydraköpfe des Unsinns, die Jemand eben zertreten zu haben glaubte, ihm sogleich wieder ganz frisch von unzähligen Hälsen die Zähne wiesen. Als berühmter Arzt war Zimmermann vorzüglich in den höhern Ständen beschäftigt; und da hier die Verderbniß der Zeit durch Verweichlichung und Uebergenuß jeden Augenblick zur Sprache kam, so drängten auch seine ärztlichen Reden, wie die der Philosophen und dichterischen Freunde, Goethe'n wieder auf die Natur hin. Er zog sich daher, nach Zimmermann's Abschiede, sogleich in sein eigenthüm-

*) „Als hätt' sie Lieb' im Leibe" (Faust, Auerbach's Keller).

liches Fach zurück, und ließ das ihm inwohnende dichterische Talent, welches er ganz als Natur betrachten mußte, walten und wachsen.

Zu einer gesteigerten dichterischen Thätigkeit fühlte er sich jetzt aber auch schon durch seinen augenblicklichen Gemüthszustand gedrungen. Das Verhältniß zu seiner Lili war in den letzten Tagen, wie man aus den Briefen an Auguste Stolberg deutlich erkennt, der Auflösung nahe gekommen; und so warf er sich denn, um die immer fürchterlicher werdende Lücke, die ihn von Lili trennte, einigermaßen auszufüllen, auf eine größere dramatische Dichtung. Die bürgerlichen Geschäfte, denen er, so lange ihm noch Hoffnung blühte, manche Stunde gewidmet hatte, waren zu unschmackhaft, um Zerstreuung zu gewähren; es bedurfte einer geistreichen und seelenvollen Beschäftigung. Glücklicher Weise traf des Vaters Wunsch mit dem seinigen zusammen; dieser freute sich über den Erfolg, den Götz und Werther errungen hatten, so sehr, daß er manchmal den Sohn zu einem ähnlichen größern Unternehmen ermunterte. So blickte sich Goethe denn, nachdem er im Götz das Symbol einer bedeutenden Weltepoche abgespiegelt hatte, jetzt nach einem ähnlichen Wendepunkte der Staatengeschichte um, und ward auf den Aufstand der Niederlande und darin besonders auf die Gestalt Egmont's aufmerksam. Er fing auch bald an, das Stück zu Papier zu bringen, und zwar nicht, wie die erste Bearbeitung des Götz, in Reih und Folge, sondern er griff sogleich die Hauptscenen an, ohne sich um die allenfallsigen Verbindungen viel zu bekümmern. Damit behauptete er nun so weit gekommen zu sein, daß er das Drama schon damals beinahe zu Stande gebracht. Wir werden ihn jedoch in Weimar noch ein paar Mal zu dem Stücke zurückkehren sehen, ohne es ganz zu Ende zu führen; erst in Italien sollte es zu seinem völligen Abschluß gelangen *).

Ueber manche böse Stunde in dieser Zeit ward Goethe auch durch die Gegenwart eines wackern Künstlers hinweggehoben. Georg Melchior Kraus, ein geborner Frankfurter, in Paris gebildet, seit Kurzem dem Weimar'schen Kreise angehörig, kam auf einige Zeit in seine Vaterstadt zurück und suchte unsern Dichter sogleich auf. Er

*) Eine nähere Betrachtung des Egmont wird im dritten Theile folgen.

verstand es, häusliche, freundschaftliche Vereine portraitmäßig zierlich darzustellen; auch glückten ihm landschaftliche Zeichnungen. Im Umgange erwies er sich als heiterer, bequemer Lebemann, dienstfertig ohne Demuth, gehalten ohne Stolz. Bei seinem jetzigen Aufenthalte in Frankfurt suchte er Goethe's feurigen Kunstdilettantismus zu einer richtigern, folgerechtern Praxis anzuleiten. Diesem gelang wohl durch eine gewisse Naturanlage und Uebung ein Umriß; auch gestaltete sich leicht zum Bilde, was er in der Natur vor sich sah; allein es fehlte die plastische Kraft, die Fähigkeit, dem Umriß durch wohlabgestuftes Hell und Dunkel Körper zu verleihen. Durch Lavater's physiognomische Hetzerei hatte er sich einige Uebung im Portraitiren der Freunde auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide erworben; die Aehnlichkeit war nicht zu verkennen; allein auch hier bedurfte es der Hand seines künstlerischen Freundes, um die Portraite aus dem düstern Grunde hervorzuheben.

Trotz dieser künstlerischen und poetischen Thätigkeit wollte der Friede doch nicht dauernd in Goethe's Gemüth zurückkehren; es wechselten in ihm, wie er am 8. October an Auguste Stolberg schrieb, „wunderbare Kälten und Wärmen," weßhalb er sich zur Beschleunigung seiner Flucht aus Lili's Nähe entschloß. Für diese Absicht kam es nun höchst erwünscht, daß das neuvermählte Herzoglich Weimarische Paar von Carlsruhe über Frankfurt reisen, und er, wiederholten Einladungen gemäß, nach Weimar folgen sollte. Die jungen Herrschaften erschienen am 12. October, und verabredeten mit ihm, es werde ein in Carlsruhe zurückgebliebener Cavalier, der einen zu Straßburg verfertigten Landauer Wagen erwarte, zu bestimmter Stunde in Frankfurt eintreffen, und Goethe möge sich bereit halten, mit diesem sogleich nach Weimar abzufahren. So wurde denn eilig gepackt, überall Abschied genommen und der Reisetag verkündet. Allein die verabredete Stunde verging, der Tag verging, und noch ein und ein anderer, ohne daß sich der Cavalier mit dem Wagen einfand. Goethe blieb, weil er seit dem anberaumten Morgen sich als abwesend angegeben hatte, still in seinem Zimmer und schrieb fleißig an seinem Egmont fort. Er würde sich in dieser, weder von Freunden noch Fremden verkümmerten Einsamkeit glücklich gefühlt haben, wenn nicht sein Vater ihn durch allerlei bedenk-

liche Glossen über das Ausbleiben des Wagens belästigt hätte. Der argwöhnische Mann erklärte das Ganze für eine reine Erfindung, für einen lustigen Hofstreich, wodurch man den Dichter zur Strafe für seine begangenen Unarten habe kränken und beschämen wollen. Goethe hielt Anfangs am Glauben fest und führte, obwohl mit innerer Agitation, den Egmont rüstig weiter. Als aber acht Tage und darüber verstrichen waren, wurde dem an Geselligkeit Gewöhnten die Einkerkerung beschwerlich, die Tragödie verlor ihre Anziehungskraft, Unruhe und Ungeduld hob seine Productivität auf, und er konnte sich nicht versagen, wenigstens spät im Dunkeln, in einen Mantel gehüllt, durch die Straßen zu schleichen. So trat er eines Abends an Lili's Fenster, die im Erdgeschoß eines Eckhauses wohnte. Die grünen Rouleaux waren heruntergelassen; er konnte aber recht gut bemerken, daß die Lichter am gewöhnlichen Platze standen. Sie stimmte zum Clavier das Lied „An Belinden" an („Warum ziehst du mich unwiderstehlich"), und es schien ihm, als ob sie es heute mit besonderem Ausdruck sänge. Nach Beendigung des Liedes sah er an dem Schatten auf dem Rouleaux, daß sie aufgestanden war; sie ging hin und her, aber vergebens suchte er den Umriß der lieblichen Gestalt durch das dichte Gewebe zu erhaschen. Nur der feste Vorsatz, ihr zu entsagen, und die Vorstellung des Aufsehens, das sein Wiedererscheinen verursachen würde, hielt ihn ab, sie noch einmal zu sehen.

Als abermals einige Tage in vergeblichem Harren vorübergegangen waren, und der Vater darauf drang, diesem Zustande durch eine Reise nach Italien ein Ende zu machen, versprach Goethe, wenn am 29. October weder Wagen noch Nachricht angekommen sei, nach Heidelberg und von da durch Graubündten oder Tyrol über die Alpen zu gehen. Der letzte Termin war vorüber, und am nächsten Tage finden wir Goethe schon bei guter Zeit an der Bergstraße. Von diesem Tage ist uns durch A. Schöll ein kleines, aber köstliches Document, der Anfang eines Reisediariums, mitgetheilt worden, das wir dem Leser nicht vorenthalten dürfen. Es legt uns mit unvergleichlicher Anschaulichkeit das Innere des tiefbewegten jungen Mannes vor Augen, der mitten in dem Sturm der Gefühle, die ihn bedrängten, einen ungebeugten Lebensmuth, ein

kühnes Vertrauen zum Schicksal, ja einen übermüthigen Humor bewahrte:

„Eberstadt*), den 30. Oct. 1775. Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter, noch am Sabbath, ließ mir mein Vater zur Abschiedswarnung auf die Zukunft noch aus dem Bette sagen. Dießmal, rief ich auch, ist nun ohne mein Bitten Montag Morgens sechse, und was das Uebrige betrifft, so fragt das liebe unsichtbare Ding, das mich leitet und schult, nicht, ob und wann ich mag. Ich packte für Norden und ziehe nach Süden; ich sagte zu, und komme nicht; ich sagte ab und komme. Frisch also! Die Thorschließer klimpern vom Burgemeister weg, und ehe es tagt und mein Nachbar Schuhflicker Werkstätte und Laden öffnet, fort! Adieu, Mutter! — Am Kornmarkte machte der Spenglersjunge rasselnd seinen Laden zurecht, begrüßte die Nachbarsmagd in dem dämmerigen Regen; es war so was Ahnungsvolles auf den künftigen Tag in dem Gruß. Ach, dachte ich, wer doch — Nein, sagt' ich, es war auch eine Zeit — Wer Gedächtniß hat, sollte Niemanden beneiden. — Lili, Adieu! Lili, zum zweiten Mal! Das erste Mal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen unsere Rollen einzeln ausspielen. Mir ist in dem Augenblick weder bange für Dich, noch für mich, so verworren es aussieht. Adieu! — Und Du! wie soll ich Dich nennen, Dich, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume, wie nehm' ich Abschied von Dir! — Getrost! denn noch ist es Zeit! Noch die höchste Zeit. — Einige Tage später — und schon — O lebe wohl — bin ich denn nur in der Welt, mich in ewiger, unschuldiger Schuld zu winden! **) — — Und Merck, wenn Du wüßtest, daß ich hier der alten Burg nahe sitze und Dich

---

*) Eberstadt an der Bergstraße, eine Stunde von Darmstadt.

**) Offenbar hatte sich in der letzten Zeit schon wieder ein neues Verhältniß angeknüpft. Vergl. Briefe an Aug. Stolberg, S. 106: „Auf dem Ball bis sechs heut früh (20. Sept.), Gesellschaft gehalten einem süßen Mädchen, die den Husten hatte. Wenn ich Dir mein gegenwärtig Verhältniß zu mehreren recht lieben und edlen weiblichen Seelen sagen könnte! Wenn ich Dir lebhaft — Nein, wenn ich's könnte, ich dürft's nicht, Du hieltest es nicht aus."

vorbei fahre, der so oft das Ziel meiner Wanderung war, die geliebte Wüste, Riedesel's Garten, den Tannenwald und das Exercierhaus — Nein, Bruder, Du sollst an meinen Verworrenheiten nicht Theil nehmen, die durch Theilnehmung noch verworrener werden. — Hier läge denn der Grundstein meines Tagebuchs! Und das Weitere steht bei dem lieben Ding *), das den Plan zu meiner Reise gemacht hat. — Ominöse Ueberfüllung des Glases. Projecte, Plane und Aussichten!

„Weinheim, Abends sieben. Was nun aber der politische, moralische, epische oder dramatische Zweck von diesem allen? — Der eigentliche Zweck der Sache, meine Herren, ist, daß sie gar keinen Zweck hat. So viel ist gewiß, treffliches Wetter ist's, Stern und Halbmond leuchten, und der Nachmittag war herrlich. Die Riesengebeine unserer Erzväter auf'm Gebirg', Weinreben zu ihren Füßen hügelab gereiht, die Nußallee und das Thal den Rhein hin, voll keimender frischer Wintersaat, das Laub noch ziemlich voll, und da ein heiterer Blick untergehender Sonne drein! — Wir fuhren um eine Ecke. Ein malerischer Blick! wollt' ich rufen. Da faßt' ich mich zusammen und sprach: Sieh, ein Eckchen, wo die Natur in gedrungener Einfalt uns mit Lieb' und Fülle sich an den Hals wirft! Ich hätte noch viel sagen können, möcht' ich mir den Kopf noch wärmer machen. Der Wirth entschuldigte sich, wie ich eintrat, daß mir die Herbstbutten und Zuber im Wege stünden; wir haben, sagt' er, eben dieß Jahr, Gott sei Dank! reichlich eingebracht. Ich hieß ihn sich gar nicht stören; denn es sei sehr selten, daß einen der Segen Gottes incommodire — zwar hatt' ich's schon mehr gesehen. Heut' Abend bin ich communicativ; mir ist, als redet' ich mit Leuten, da ich das schreibe. Will ich doch allen Launen den Lauf lassen!"

„In dieser Laune," fügt der Herausgeber des Fragments hinzu, „der man sogar etwas von dem Weinsegen der Gegend anzumerken scheint, endigt die Handschrift, und wie es scheint, das ganze

*) Ein Terminus, den Goethe damals liebte. Vergl. oben „das liebe unsichtbare Ding" und den Brief an Auguste Stolberg vom 15. April 1775: „Das liebe Ding, das sie Gott heißen, sorgt doch sehr für mich."

Tagebuch, obwohl die italienische Reise noch bis Heidelberg ging." Daß er den Weg über diese Stadt einschlug, hatte einen doppelten Grund. Einmal konnte er dort mit Demoiselle Delf, der Vertrauten und Mittlerin in seinem Verhältniß zu Lili, noch einmal sich in jene glücklichen Tage vertiefen; und dann hatte er gehört, der Weimar'sche Cavalier werde über Heidelberg kommen, weßhalb er dort bei der Ankunft auf der Post ein Billet für den Durchreisenden zurückließ.

Nach der Darstellung seines Heidelberger Aufenthaltes in Wahrheit und Dichtung müßte dieser etwas länger gedauert haben, als sich mit anderweitigen Documenten recht vereinigen läßt. Er erzählt uns, wie er in manche Familie eingeführt worden sei und sich besonders im Hause des Oberforstmeisters von W. *) sehr wohl gefallen, und es vergessen habe, daß er nach ein paar verschwätzten Abenden die Reise fortzusetzen gedachte. Eine Tochter des Hauses ähnelte Friederiken; es war gerade die Zeit der Weinlese, das Wetter schön, und so lebten die elsassischen Gefühle in dem herrlichen Rhein- und Neckarthale wieder auf. Demoiselle Delf zeigte sich, wenn er das Gespräch auf Lili lenken wollte, nicht so theilnehmend, als er gehofft hatte; sie trug sich schon wieder mit einem andern Plan für Goethe, den sie auf die keimende Neigung der Fräulein von W.... zu ihm gründete. Hierüber unterhielt sie sich eines Abends mit ihm bis tief in die Nacht hinein, und er mußte die Gesinnungen der Freundin dankbar anerkennen, obwohl er dabei die Absicht eines gewissen Kreises durchschaute, sich durch ihn und seine mögliche künftige Gunst bei Hofe zu verstärken. Sie trennten sich erst gegen ein Uhr. Bald ward Goethe aus tiefem Schlaf durch das Horn eines reitenden Postillons geweckt, und gleich darauf erschien Demoiselle Delf mit einem Licht und Brief in den Händen. Es war eine Staffete von Frankfurt, er erkannte Siegel und Hand, der

---

*) Düntzer substituirt dafür ohne Weiteres von Buchwitz, weil Carl Freiherr von Buchwitz nachweislich damals und noch viele Jahre später Oberstforstmeister war. Ich bemerke dagegen nur, daß in der Stadt, wo ich dieses schreibe, bis vor Kurzem außer dem fungirenden Oberforstmeister noch drei ehemalige Forstbeamten diesen Titel führten.

Cavalier war dort angelangt. Dieser hatte auf den neuen Wagen, der von Straßburg kommen sollte, Tag für Tag, Stunde für Stunde geharrt, war dann Geschäfte halber über Mannheim nach Frankfurt gegangen und hatte hier den Dichter zu seinem Schrecken nicht gefunden. Nach kurzem Entscheidungskampfe war Goethe entschlossen, zurückzukehren; die Freundin widersetzte sich mit hundert Argumenten, es gab eine bewegte Scene. Zuletzt riß er sich von ihr los, indem er leidenschaftlich und begeistert die Worte Egmont's ausrief: „Kind, Kind, nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unsers Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als muthig gefaßt die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze dort die Räder abzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? Erinnert er sich doch kaum, woher er kam!"

Bevor wir aber unsern Freund nach dem Orte begleiten, der ihm eine zweite Heimath werden sollte, sind noch einige Arbeiten nachzuholen, durch deren Betrachtung wir den Lauf der Erzählung ungern unterbrechen mochten. Die erste derselben, „Briefe aus der Schweiz," in Goethe's Werken unpassend als „erste Abtheilung" mit der Schweizerreise vom Jahre 1797 zusammengestellt, war eine Frucht des mit den Stolbergen unternommenen Ausfluges. Er suchte darin, wie er selbst sagt, „den Gegensatz der schweizerischen löblichen Ordnung und gesetzlichen Beschränkung mit einem in jugendlichem Wahn geforderten Naturleben zu schildern." Als besonders löblich ist indessen jene Ordnung nicht in der Schrift dargestellt; es spricht sich vielmehr ein gleicher Unmuth gegen die Gewohnheiten, Vorurtheile, „Philistereien und Fraubasereien" der Schweizer aus, wie die Stolberge empfunden haben mögen, als man im Sihlthale die nackten Naturfreunde zu steinigen drohte. „Frei wären die Schweizer?" heißt es im zweiten Briefe; „frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? Frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht Alles weiß machen kann! Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich einen Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wie-

dergeburt u. s. w." Es widern den Reisenden die schwarzen Städtchen, diese „Schindel- und Steinhaufen" mitten in der großen herrlichen Natur an. Eine besonders interessante Stelle, die Goethe's damaligen Enthusiasmus für die bildende Kunst und das auch in jenen Kunstliedern ausgedrückte schmerzliche Vermissen productiver Kraft schildert, ist folgende: „Seh' ich eine gezeichnete oder gemalte Landschaft, so entsteht eine Unruhe in mir, die unaussprechlich ist. Die Fußzehen in meinen Schuhen fangen an zu zucken, als ob sie den Boden ergreifen wollten; die Finger der Hände bewegen sich krankhaft, ich beiße in die Lippen und es mag schicklich oder unschicklich sein, ich suche der Gesellschaft zu entfliehen, ich werfe mich der herrlichen Natur gegenüber auf einen unbequemen Sitz, ich suche sie mit meinen Augen zu ergreifen, zu durchbohren, und kritzle in ihrer Gegenwart ein Blättchen voll, das nichts darstellt und doch mir so unendlich werth ist, weil es mich an einen glücklichen Augenblick erinnert, dessen Seligkeit mir diese stümperhafte Uebung ertragen half. Was ist denn das, dieses sonderbare Streben von der Kunst zur Natur, von der Natur zur Kunst zurück? Deutet es auf einen Künstler, warum fehlt mir die Stetigkeit? Ruft's mich zum Genuß, warum kann ich ihn nicht ergreifen?" Sehr bestimmt kehrt hier auch der Gedanke wieder, „daß seine Neigung bis dahin nur solchen Kunstwerken gelten konnte, deren natürliche Gegenstände ihm bekannt waren, die er mit seinen Erfahrungen vergleichen konnte," also ländlichen Gegenden, Blumen- und Fruchtstücken, gothischen Kirchen, einem der Natur unmittelbar abgewonnenen Portrait. Dagegen lag ihm das Interesse für die ganze Menschengestalt noch ferne, weil unsere Sitten den Anblick derselben verwehren. Einen schönen männlichen Körper hatte jetzt der Reisende Gelegenheit gehabt an seinem badenden Freunde zu sehen; nun nahm er sich fest vor, es koste, was es wolle, „auch ein schönes Mädchen in dem Naturzustande, wie seinen Freund, zu schauen," damit er das Meisterwerk der Natur, den menschlichen Körper in seinen beiden Grundformen, der Einbildungskraft so fest eindrücke, „wie die Gestalt der Trauben und Pfirsichen." Die Schilderung der Scene, worin dieß geschieht, gehört zu den wärmsten und anschaulichsten, aber auch üppigsten Gemälden, die Goethe's Feder entworfen hat. — Das

Ganze ist in der Form von Reisebriefen Werther's dargestellt, welche dieser vor der Bekanntschaft mit Lotte geschrieben; Dichtung und Wahrheit bilden hier ein eben so dichtverschlungenes Gewebe, wie in Werther's Leiden. Goethe beabsichtigte Anfangs eine Fortsetzung, „welche das Herankommen Werther's bis zur Epoche, wo seine Leiden geschildert sind, einigermaßen darstellen, und dadurch den Menschenkennern willkommen sein sollte." Allein sie unterblieb, wie er behauptet, weil die Schweizer sich über das veröffentlichte Fragment sehr unwillig zeigten.

Eine andere kleinere Production, „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe im Julius 1775," ging ebenfalls aus der Reise nach der Schweiz hervor. Daß sie auf dem Rückwege entstanden, deutet außer dem beigefügten Datum auch das „Gebet" vor dem Münster an, worin ihm die Bilder der Reise vorschweben: „Du bist Eins und lebendig, gezeugt und entfaltet, nicht zusammengetragen und geflickt. Vor dir, wie vor dem schaumstürmenden Sturze des gewaltigen Rheins, wie vor der glänzenden Krone der ewigen Schneegebirge, wie vor dem Anblick des heiter ausgebreiteten Sees, und deiner Wolkenfelsen und wüsten Thäler, grauer Gotthard, wie vor jedem großen Gedanken der Schöpfung, wird in der Seele reg, was auch Schöpfungskraft in ihr ist." Der Aufsatz besteht aus einer Vorbereitung, einem Gebet und drei Stationen; dann wird die Andacht des Schreibenden durch Lenzens Ankunft unterbrochen; die Empfindung ging in Gespräche über, „unter welchen die übrigen Stationen vollendet wurden. Mit jedem Schritte überzeugte man sich mehr, daß Schöpfungskraft im Künstler sein müsse, aufschwellendes Gefühl der Verhältnisse, Maße und des Gehörigen, und daß nur durch diese ein selbstständig Werk entstehe, wie andere Geschöpfe durch ihre individuelle Keimkraft hervorgetrieben werden." In Goethe's Werken finden wir den Aufsatz mit zwei anderen: „Dramatische Form" und „Nach Falconet und über Falconet" zu einem Ganzen zusammengestellt, das den Titel führt: „Verschiedenes über Kunst aus der nächsten Zeit nach dem Götz und Werther."

Ein Ausfluß derselben warmen Theilnahme an Kunst und Künstlerthätigkeit, welche diese kleinen Schriften hervorrief, ist die

dramatische Skizze „Künstlers Erdenwallen". Sie entstand wahrscheinlich in der Zeit, wo das Verhältniß zu Lili ihn veranlaßte, den Conflict schärfer in's Auge zu fassen, in welchen der Künstler, wie der Dichter, durch den Widerstreit der gesellschaftlichen Anforderungen und seiner freien Kunstbestrebungen geräth. Mit einem ähnlichen Troste, wie ihn die Muse am Schlusse des Drama's dem Künstler gibt, mochte er sich selbst beschwichtigen, wenn er, um Lili zu gewinnen, halbe Tage sich mit geistlosen Geschäften abgeplagt hatte. Das Stück ist mit denselben kecken, kräftigen Pinselstrichen hingeworfen, wie die Puppenspiele. Das in Goethe's Werken ihm angereihte Drama, „Künstler's Apotheose," gehört einer spätern Periode an und wird an seinem Orte zur Sprache kommen.

Goethe erwähnt mitten zwischen der Darstellung seines Verhältnisses zu Lili noch eines andern, gleichfalls im Tone der Puppenspiele gehaltenen Drama's, „Hanswursts Hochzeit" betitelt, welches er nach Anleitung eines ältern deutschen Puppen- und Budenspiels ersonnen habe. Ich bin aber geneigt, dieß „tolle Fratzenwesen" einer etwas frühern Epoche zuzuweisen, jener Zeit, wo er sich mit Klinger, Wagner und anderen lustigen Gesellen in dramatischen Possen und Farcen erging. Indem Goethe der damals entstandenen Stücke gedenkt, spricht er auch von „manchen noch erhaltenen, die sich nicht mittheilen ließen;" unter diesen war vermuthlich „Hanswursts Hochzeit" mit gemeint. Er hat den Plan desselben in Wahrheit und Dichtung mitgetheilt, demzufolge Alles sich eigentlich darum drehte, daß das Verlangen Hanswursts und seiner Braut Ursel Blandine, einander ganz zu besitzen, durch die weitläufigen und umständlichen Hochzeitsanstalten hingehalten wird. Indeß beruhte ein großer Theil der Wirkung des Stückes auf komischen und satirischen Einzelnheiten. So lag schon in der Decoration eine Satire auf die Anhänger des Gesetzes von der Einheit des Ortes, das Personal bestand aus lauter herkömmlichen deutschen Schimpf- und Ekelnamen, und unter Andern wurde der Buchhändler Macklot zu Carlsruhe wegen seines Nachdrucks stark mitgenommen. Was uns in den neueren Ausgaben von Goethe's Werken unter dem Titel: „Hanswursts Hochzeit, oder der Lauf der Welt, ein

mikrokosmisches Drama" mitgetheilt worden, besteht nur aus wenigen Fragmenten; darf man von ihnen, worin schon manche Stellen durch Punkte ausgefüllt werden mußten, einen Schluß auf die unterdrückten Partieen machen, so mögen diese allerdings zum Derbsten und Ausgelassensten gehört haben, was aus Goethe's Feder geflossen ist.

Achtes Capitel.

Erste Weimarische Zeit bis zu Goethe's Anstellung. Ankunft in Weimar. Verhältniß zu Wieland. Besuch der Stolberge. Ausflug nach Waldeck. Geniewirthschaft. Matinées. Liebhabertheater. Goethe als Schauspieler. Er versucht sich auf dem Theatro mundi. Gartenwohnung. Ausflüge. Hans Sachsens poetische Sendung. Vielgeschäftigkeit. Ernennung zum Geh. Legationsrath.

Am 7. November 1775, Morgens mit dem Glockenschlag fünf Uhr, traf Goethe in Weimar ein. Der nachmalige Kammerpräsident von Kalb, damals Kammerjunker in der Suite des Herzogs, war es, der den Befehl erhalten hatte, den gefeierten Dichterjüngling in dem von Straßburg erwarteten Staatswagen mit nach Weimar zu bringen.

Ein paar Decennien früher hatte die Reisestatistik von Weimar kaum etwas Anderes zu berichten, als: Eine kleine Stadt mit einem herzoglichen Schlosse, an der Ilm gelegen; in der Nähe eine Höhe mit dem Lustschloß Belvedere, weiter entfernt der höhere Ettersberg mit dem Waldschlosse Ettersburg; rechts und links Universitäten zu Jena und Erfurt. Jetzt aber glänzte schon die kleine Residenz unter den Städten Deutschlands als Mittelpunkt einer freiern, edlern Bildung; und diesen Glanz verdankte sie einer geist- und lebensvollen, hochsinnigen Fürstin. Anna Amalia von Braunschweig, eine Urenkelblüthe des Hauses Este und Nichte des großen

Friedrich II., 1756 in ihrem siebenzehnten Jahre mit dem Herzoge Ernst August Constantin von Weimar vermählt und in ihrem neunzehnten Jahre Wittwe und Regentin geworden, hatte, mitten unter den Sorgen ihrer vormundschaftlichen Regierung und den Gefahren und Drangsalen einer kriegbewegten Zeit, die ihr inwohnende geistige Empfänglichkeit, Frische und Lebenslust zu bewahren gewußt und Weimar zum Sitz der Musen und Musenkünste erhoben. Schön, liebenswürdig, vielseitig gebildet, nach Kunst- und Geistesgenüssen begierig, mit unermüdlichem Aneignungstalent begabt, bildete sie den Centralpunkt eines Kreises ausgezeichneter Persönlichkeiten, worin die Anmuth das Rosenscepter führte und das Gesetzbuch der Etikette keine Geltung hatte. Besonders seit Wieland (1772) zum Unterricht des Erbprinzen nach Weimar berufen war, begann hier eine geistige Wahlverwandtschaft ihr belebendes Spiel. Sein Deutscher Mercur ward ein Vereinigungspunkt achtbarer literarischer Kräfte, während zugleich der fast um dieselbe Zeit eingewanderte Bertuch durch seine industrielle Thätigkeit Weimars mercantilisch-literarischen Verkehr zu einer bis dahin in dem kleinen Orte nicht gekannten Blüthe erhob. Der humoristische Musäus, vordem Pagenhofmeister, dann Gymnasialprofessor in Weimar, paßte vortrefflich in die geistige Atmosphäre des Hofes. Von Wieland angezogen und, wie er, auf feine Aristippische Lebensphilosophie gerichtet, schloß sich im Jahr 1774 auch Knebel, als Erzieher des jüngern Prinzen, Amaliens poetischer Tafelrunde an. Der Graf Görtz, mit der Oberleitung der Erziehung beider Prinzen beauftragt, imponirte durch Ernst und würdige Haltung, ohne jedoch den harmlos frohen Kreis zu stören. Eine der liebenswürdigsten Persönlichkeiten dieses Kreises war F. H. von Einsiedel, wegen seiner Pagenstreiche längst im Munde der Hof- und Stadtchronik, ergötzlich selbst in seinen Schwächen und Abneigungen, von Humor und Laune sprudelnd, mit vielseitigen Talenten ausgestattet, die er aber nur dem Tage und dem Augenblicke widmete, Orchestermitglied, Schauspieler, Verfasser von Operetten und Dramen, als Mensch voll Herzensgüte und Freundschaft, weßhalb er allgemein in seinem Kreise l'ami genannt wurde. Ihm zur Seite stand K. S. von Seckendorf, ein nicht verächtlicher Componist, der aber, wie Einsiedel, mit sei-

nem Talent nur das Leben an Amalia's Hofe zu würzen bemüht war *).

In den Kreis solcher Persönlichkeiten, in das genuß- und bildungsreiche Getriebe dieses Musenhofs trat nun der sechsundzwanzigjährige Goethe, selbst voll Lebensdrang und rheinischer Jovialität, ein Musterbild edler Männlichkeit in Kraft, Gesundheit, Schönheit und Geistesfülle, das junge Dichterhaupt schon durch seinen Götz und Werther mit einem doppelten Strahlenkranze geschmückt. „Wie ein Stern," sagt Knebel, „ging er auf. Jedermann hing an ihm, besonders die Damen. Er hatte noch die Werther'sche Montirung an, und Viele kleideten sich darnach. Er hatte noch von dem Geist und den Sitten des Romans an sich, und dieses zog an, sonderlich den jungen Herzog, der sich dadurch in die Geistesverwandtschaft seines jungen Helden zu setzen glaubte." Goethe brachte, was dem Musenleben an Amaliens Hofe noch gemangelt hatte, entschiedene geniale Kraft, und begründete dadurch Weimars Principat unter den Pflegestätten deutscher Cultur. An ein schüchternes, prüfendes Auftreten in den neuen Verhältnissen war bei ihm nicht zu denken; er glaubte sich der höchsten und schwierigsten Stellung gewachsen. „Ich habe niemals einen präsumtuösern Menschen gekannt, als mich selbst," gesteht er irgendwo. „Man hätte mir eine Krone aufsetzen können, und ich hätte gedacht, das verstehe sich von selbst. Und doch war ich gerade dadurch ein Mensch, wie andere. Aber daß ich das über meine Kräfte Ergriffene durchzuarbeiten, das über mein Verdienst Erhaltene zu verdienen suchte, dadurch unterschied ich mich bloß von einem wahrhaft Wahnsinnigen."

Der Kammerjunker von Kalb logirte unsern Dichter, bis er eine eigene bequeme Wohnung fände, bei seinem Vater, dem damaligen alten Kammerpräsidenten, ein; und da er merken mochte, daß Goethe bald der allvermögende Liebling des achtzehnjährigen Herzogs werden würde, erwies er ihm alle mögliche Gastfreundschaft und Gefälligkeit, und ließ es sogar ruhig geschehen, daß sich zwischen seiner Schwester, der spätern Frau von Seckendorf, und dem liebebedürftigen jungen Manne, der sich doch erst eben von seiner Lili

---

*) Nach Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 17 ff.

losgerissen, ein Herzensverhältniß entspann. Nur der alte von Kalb rief seiner Tochter ein warnendes „Mädchen, mit Rath!" zu und bewahrte sie vor dem Verlust ihrer Ruhe *).

Wieland wurde gleich am Tage der Ankunft Goethe's vom Geh. Rath Kalb zu Tisch geladen und saß bei Tafel, in den Ankömmling ganz verliebt, an seiner Seite. Beim ersten Anblick hatte der jugendliche Dichterheros, der in „Götter, Helden und Wieland" eine so scharfe Geißel über ihn geschwungen hatte, sein ganzes Herz geraubt **). „Alles, was ich Ihnen," schrieb er am 10. November an Fritz Jacobi, „nach mehr als einer Krisis, die diese Tage über in mir vorging, jetzt von der Sache sagen kann, ist dieß: Seit dem heutigen Morgen ist meine Seele so voll von Goethe, wie ein Thautropfen von der Morgensonne. Denkt Euch das und alles Uebrige dazu; — ich bin zu voll, um schreiben zu können. Aber dieß hab' ich freilich bei dieser Gelegenheit erfahren: es ist unmöglich, Gott selbst lange zu lieben, wenn man nicht gewiß ist, nicht fühlt, oder zu fühlen glaubt, daß er uns auch liebt. Der göttliche Mensch wird, denk' ich, länger bei uns bleiben, als er Anfangs selbst dachte, und wenn's möglich ist, daß aus Weimar etwas Gescheites wird, so wird es seine Gegenwart wirken ... Wenn nun auch Fritz noch bei uns wäre! Doch es ist besser so; ich könnt' Euch beide zugleich nicht aushalten; das Feuer von zwei Dämonen, wie Ihr seid, würde mein Körperlein verzehren ... Sie können sich völlig darauf verlassen, daß es zwischen Goethe und mir schon so weit gekommen ist, daß Welt, Sünde, Tod, Teufel und Hölle nichts mehr dagegen ausrichten können" ***).

*) Böttiger, Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 52, eine Schrift, die freilich an vielen Stellen der Zuverlässigkeit entbehrt.

**) Nach Absprache mit dem Herzog hatte Goethe bereits von Frankfurt aus einige vertrauliche Worte an Wieland gerichtet und seinen Alcestengroll ganz überwunden. „Ich bin," schrieb W. am 3. Jan. 1775 an Knebel, „inzwischen radicaliter von allem Mißmuth gegen diesen großen Sterblichen geheilt worden." Dazu hatte Fritz Jacobi, wie aus dessen Briefwechsel hervorgeht, das Seinige beigetragen.

***) Aus einem Briefe, dessen Original sich auf der Großherzogl. Bibliothek zu Weimar befindet. Vergl. Jacobi's auserlesenen Briefwechsel, I, 228 ff.

Diese Expectorationen Wieland's sind, wenn man auch des gutmüthigen Mannes leicht entzündbaren Enthusiasmus mit in Anschlag bringt, doch immer ein starker Beweis von der unwiderstehlichen Gewalt, die Goethe über die Herzen übte. Man erwäge, daß Wieland in ihm doch sogleich den gefährlichsten Nebenbuhler um die höchste Stufe in der Gunst der fürstlichen Personen erblicken mußte. Bis dahin war der „verwittwete Hof", auch nachdem der Herzog Carl August volljährig geworden war und die Zügel der Regierung ergriffen hatte, fortdauernd der eigentliche Herd des edlern, geistigen Lebens geblieben, dem Weimar seinen Ruhm verdankte, und Wieland, der unentbehrliche Gesellschafter, Rathgeber und Freund der Herzogin Mutter, hatte mit Recht für die bedeutendste geistige Potenz dieses Kreises gegolten. Schloß sich dem jungen geistreichen und lebenslustigen regierenden Herzoge ein so hervorragender, mit so überwältigender Anziehungskraft begabter Genius, wie Goethe, an, so konnte sich leicht um das congeniale Jünglingspaar eine zweite Tafelrunde bilden, welche die ältere mitsammt ihrem Chorführer in Schatten stellte; oder, wenn auch die Herzogin Amalia nach wie vor die Seele und der Mittelpunkt des gesammten Weimarischen Musenhofs blieb, so war bei ihrer Empfänglichkeit für die verschiedenartigsten Gestaltungen im Reiche der Musen und bei ihrer Unermüdlichkeit in geistigem Genuß zu besorgen, daß Goethe mit seiner unerschöpflichen Fülle von Geist, Talent und Lebenslust ihm auch hier den Vorrang streitig machen werde. Solche Gedanken mußten sich dem gefeierten Lieblinge der Herzogin nothwendig aufdrängen. Aber Goethe's Zauber war zu mächtig. Wieland's Briefe an seine Freunde aus jener Zeit athmen überwallende Liebe und Begeisterung für Goethe; und wenn dazwischen auch bisweilen Töne des Unmuths und der Klage über Goethe sich vernehmen ließen, so geschah dieß, weil er sich mitunter von ihm vernachlässigt glaubte, nicht aber, weil er seinen Einfluß reißend wachsen sah. „Wissen Sie ein ander Beispiel," heißt es in etwas späteren Briefen an Merck, „daß jemals ein Dichter den andern so enthusiastisch geliebt hat?" — „Für mich ist kein Leben mehr ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingebornen einzigen Sohn liebe, und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir

so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können." Und nach mehr als zwanzig Jahren äußerte Wieland gegen Böttiger: „Er kann, wenn er will, Alles; sein Zauber hat mich in der ersten Zeit seines Hierseins dahin gebracht, daß ich ganz in ihn verliebt war und ihn wirklich anbetete" *).

Gleich in den ersten vierzehn Tagen seines Aufenthalts zu Weimar gerieth Goethe, wie er in einem Billet vom 22. November an Auguste Stolberg schreibt, „in das Treiben und Weben des Hofs" hinein. „O Gustchen," ruft er aus, „was ist die Zeit Alles mit mir vorgegangen!" Er erwartete damals ihre Brüder, die noch vor Absendung des Billets, am 27. November, ankamen. Auf die Rückseite des Blattes schrieb Christian Stolberg: „Da ist ein Briefchen von Goethe'n und zwei Zeilen von mir, mein Gustchen ... Hier wird's uns recht wohl. Wir leben mit lauter guten Leuten, mit unserm Wolf und den hiesigen Fürstlichkeiten, die sehr gut sind, gehen auf die Jagd, reiten und fahren aus und gehen auf die Maskerade. Mit Wieland sind wir bras dessus bras dessous." Letzterer war ganz in den Seelenrausch der jüngeren Männer mit fortgerissen. „Seit vier Wochen," schrieb er am 1. Dec. an Lavater, „haben wir Goethe'n hier und seit vier Tagen die Grafen Stolberg. Ich fühle mich seit dieser Zeit neu belebt. Wir sind alle Tage beisammen, lieben uns alle Tage inniger, durchschauen uns und sind glücklich."

Auch Goethe fühlte sich, für den Augenblick wenigstens, durch dieses neue Treiben und durch Wieland's Freundschaft beglückt. Am 22. December **) finden wir ihn Abends, nach einem herrlichen Wintertage, den er meist in freier Luft, Morgens mit dem Herzog, Nachmittags mit Wieland zugebracht, ziemlich müd und ausgelüftet von der Eisfahrt auf des Letztern Zimmer sitzen und den Versuch machen, ob er etwas an Lavater über die ihm zugeschickten Capitel

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, I, S. 202.

**) Nicht am 21. Dec., wie das Datum in den Briefen von Goethe an Lavater angegeben ist. S. „Goethe in Waldeck" von H. Düntzer, in dem Archiv für das Studium moderner Sprachen und Literaturen v. Herrig und Viehoff (Bd. 3, Heft 1, S. 237 f.).

der Physiognomik zusammenstoppeln könne, — „kurz genug," schreibt er an diesen, „und, will's Gott, bündig und treffend; denn Ausspinnens ist jetzt nicht Zeit, da ich in verbreiteter Wirthschaft und Zerstreuung von Morgens zu Nacht umgetrieben werde. — Wieland hat mir seine Gefühle gegeben, und so wird Alles gut werden. Ich bin hier wie unter den Meinigen, und der Herzog wird mir täglich werther, und wir einander täglich verbundener. — Morgen gehe ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen zu sehen. Mir geht Alles nach Herzenswunsch."

Die Reise nach Waldeck und die dafür angegebenen Motive deuten aber schon darauf hin, daß er sich auf Augenblicke lebhaft aus dem Gewühle des Hofes hinaussehnen mochte. Doch schloß sich ihm auch jetzt wieder ein Kreis von guten Gesellen an. Von diesem Ausfluge ist uns im Morgenblatt ein Document mitgetheilt worden, ein Brief Goethe's an den Herzog, aus Waldeck datirt*), der in seinen damaligen Gemüthszustand und in sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon nach so kurzem Zusammensein entwickelt hatte, tief hineinblicken läßt. Wir nehmen den Brief um so eher unverkürzt auf, da uns die Correspondenz Goethe's mit Carl August wohl noch eine Zeit lang vorenthalten bleiben wird. Das Schreiben beginnt mit dem Zigeunerlied: „Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee" **) und fährt dann fort: „Daß mir in diesem Winkel der Welt, Nachts in dieser Jahreszeit, mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden aus einander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin heraufgegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich

---

*) Das Datum „den 14. Dec. 1775" ist unrichtig; es muß heißen: den 24. Dec. 1775. Siehe das Archiv für das Studium neuerer Sprachen 2c. a. a. O.

**) Goethe's W. I, S. 124 (Ausg. in 40 Bdn.).

im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt, die Lage von Jena selbst mich erfreut, der Ort mich gedrückt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme der warme Wind her; in den Dreißigern sei er da gewesen, erzählte er so ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Carl August gegrüßt, und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollen's nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute, herzliche Nacht! — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

Holde Lili, warst so lang
All meine Lust und all mein Sang,
Bist, ach! nun all mein Schmerz, und doch
All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht!

Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die dich umschwänzen
Und umkredenzen;
Find'st doch nur wahre Freud' und Ruh'
Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags (24. Dec.) früh bei Tagesanbruch. Fatales Thauwetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel. Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die alle wohl abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unter

ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden; aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat; und hat er sie nicht, so schicke ich nach Jena; denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser Homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heute früh lang ausgeschlafen hatte, und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Heerde; über ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen." — Ich muß nach Bürgel zum Rector schicken um den Homer, hab' indessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe, der Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und Alle, die herzlich fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche Jauchzen verstummt und der Harfen Gesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen. Niemand gehet aus noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde; denn im Land und Volk geht's eben, als wenn ein Oelbaum abgepflückt ist, als wenn man nachlieset, so die Weinernte aus ist." — Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen, als Wedeln. Alles, was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

Der Pflicht vergessen
Wir Fische nie. Goethe"

Die Antwort des Herzogs, der unterdessen nach Gotha gegangen war, lautet: „Lieber Goethe, ich habe Deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und das zwar mit Dir. Ich sehe sie hier alle Tage, aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Gegend, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, luf-

tiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt, daß mir's ganz schwindelig und übel wird. — Ich komme erst den Freitag wieder. Mache doch, daß Du hieher kommst. Die Leute sind ganz neugierig auf Dich."

In die Zeit dieses Aufenthaltes zu Waldeck gehört ohne Zweifel *) auch folgendes Tagebuchblatt von Goethe aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat **). Mehr, als irgend sonst Etwas, lassen solche leichte Ergüsse des Moments den jedesmaligen Gemüthszustand und die äußeren Lebensverhältnisse des Schreibenden erkennen, weßhalb wir das Blatt dem Leser nicht vorenthalten wollen.

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden; wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein ***) Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg ab zu einem Brunnen mit Fischkasten, die Eiszapfung die Felsen herab! — Der Bote ist da und nun auf's Eis. Segen

*) Das Blatt spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht" deutet auf Weihnacht. Nur ist es auffallend, daß im ersten Abschnitt („Sonntags früh eilf"), welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage (24. Dec.) geschrieben sein müßte, von einer „lieben Morgensonne" und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief von Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief, „früh bei Tagesanbruch" geschrieben, und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch dort durch den herrlich strahlenden Morgenstern angedeutet.

**) In der Schrift „Krieg, Literatur und Theater." Leipzig 1845.

***) Der ältesten Tochter eines dortigen Forstmannes, in dessen Hause wir uns die lustige Gesellschaft als Gäste zu denken haben; vergl. Goethe's Werke, Bd. 22. S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr — — die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; nun laben sie mich mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren und mir ist's wohl."

„Den ersten Feiertag früh acht (25. Dec.). Hab' ziemlich lang geschlafen, die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundet. — Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amthaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Porträt vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einwägenden Zug von Güte, bei übrigen trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Geradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt. Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's sein möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause*) war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perrücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen,

*) In Wahrheit und Dichtung Kraus (vergl. oben S. 212 f.). Durch ihn war Goethe schon in Frankfurt auf diese Gegend aufmerksam gemacht worden. „Unter seinen Zeichnungen fanden sich mehrere bezüglich auf die Wald- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern, als sich selbst zu Liebe, rauhgestaltete Felsparthieen, Gebüsch und Waldstrecken durch Brücken, Geländer und

rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Goethe scheint der Einladung des Herzogs im obigen Briefe gefolgt zu sein; wenigstens schrieb er am letzten Tage des Jahres an Lavater von Erfurt aus. „Ich lerne täglich", heißt es in dem Briefe, „mehr steuern auf der Woge der Menschheit. Bin tief in See."

Das ungebundene, geniallustige Leben, in welches uns das bisher Mitgetheilte schon hineinblicken ließ, wurde in's folgende Jahr 1776 fortgesetzt. Wenn wir Böttiger's Berichten trauen dürfen *), so ging Goethe's Muthwille und Lebenslust bisweilen in ein wahres Wüthen über, wie denn auch „wüthig" das Lieblingswort Wieland's zur Bezeichnung von Goethe's Wesen war. Dieser soll sich damals oft in Bertuch's Zimmer im Schlosse, vom Tollheitskitzel übermannt, die schönen langen Haare aufgelöst und sich auf dem Boden gewälzt haben. Als die beiden Stolberge in Weimar zu Besuch waren, hielt man auf Bertuch's Stube ein Geniegelage, welches gleich damit anfing, daß alle Trinkgläser zum Fenster hinausgeworfen und ein paar schmutzige, in einem alten Grabhügel aufgefundene Aschenkrüge zu Pokalen gemacht wurden. Fritz Stolberg hielt eine pathetische Anrede an das heilige Gefäß, das die Asche eines ächten alten Deutschen umschlossen habe und brachte Thuiskon's Gesundheit aus, die Einer nach dem Andern aus dieser Scherbe trank. Eine gewisse Gemeinschaft machte die Genies den Quäkern ähnlich. So heißt es, daß Goethe oft zu Bertuch's Frau geschickt und sich ein Schnupftuch habe holen lassen. Hatte er keine weiße Cannevasweste und Hosen, die damalige Genietracht, so verlangte er das Nöthige aus der herzoglichen Garderobe, ohne es wieder

sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht; man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste nicht geläugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte." Goethe's Werke Bd. 22. S. 397 (Ausg. in 40 Bdn.).

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen, S. 61, 54 und a. a. O.

zurückzugeben *). Oft ließ er sich in einem Hause ohne Umstände zum Abendessen ansagen. Ueberhaupt hatten die Genies vom Eigenthum besondere Begriffe und erlaubten sich, Alles, was ihnen beim Besuch auf eines Andern Stube gefiel, geradezu einzustecken oder heimlich zu entwenden, was man mit dem Studentenausdruck „schießen" bezeichnete **).

Wir wollen Böttiger's Mittheilungen über die Weimarische Geniewirthschaft, die noch stärkere Züge der Art enthalten, nicht weiter nacherzählen, da sie an manchen Stellen zu deutlich den Stempel der Uebertreibung, wo nicht gänzlicher Unglaubwürdigkeit tragen. Wie viel man aber auch von ihnen abziehen muß, so viel ist sicher, daß mit Goethe ein titanisches Geberden, eine brausende Ausgelassenheit in Weimar eingezogen zu sein schien. Der zuverlässige Knebel deutet selbst darauf hin, indem er in seiner Skizze zu einer Selbstbiographie von jenen Tagen bemerkt: „Manche Excentricitäten gingen zur selbigen Zeit vor, die ich nicht zu beschreiben Lust habe, die uns aber auswärts nicht in den besten Ruf setzten." Und Goethe gesteht in Briefen an Merck vom 5. Januar und 8. März 1776: „Ich treib's hier freilich toll genug und denk' oft an Dich." — „Wir machen des Teufels Zeug." Besonders frei und ungebunden war das Leben und Treiben in Stützerbach, einem Dorfe bei Ilmenau, wohin manchmal eine gemeinsame Fahrt unternommen wurde. „Hier ließ man, mit Beiseitsetzung aller Etikette, über=

*) Aehnliches berichtet Falk: „Bertuch, der Vater, der damals Schatzmeister beim Herzoge war, sprach später mit Vergnügen von einer eigenen Rubrik in seinen Rechnungen, die er damals besonders anlegen mußte, und die fast nichts als Hosen, Westen, Strümpfe und Schuhe für deutsche Genies enthielt, welche, schlecht mit diesen Artikeln versehen, zu Weimars Thoren einwanderten."

**) Im Vorwort zu Knebel's literar. Nachlaß (XXXVIII.) heißt es damit übereinstimmend: „Es ist nicht zu leugnen, daß die rücksichtslose Freiheit, die Goethe im persönlichen Umgange zeigte, nicht selten verletzend wurde für seine Umgebungen. Auch hatte er die Eigenheit, Alles mit sich fortzunehmen, was ihm Behagendes er irgend bei einem Freunde erblickte, und Keiner ließ sich dieß lieber gefallen, als der gutmüthige Knebel, dem Goethe einmal mehr als hundert Stück Albrecht Dürer'scher Handzeichnungen von der Stube holte, um sie ihm nie wieder zu bringen."

müthiger und genialer Laune gänzlich den Zügel, und, unter Anführung des Herzogs und Goethe's, ergötzte man sich an mancher Aventüre in diesem ländlichen Aufenthalt. Ein eigenes vertrautes Tagebuch wurde über die Thaten und Abenteuer in Stützerbach geführt, indem jeder der Theilnehmenden abwechselnd eine Seite davon beschrieb" *). Goethe hat in späterer Zeit (1783) in dem Gedichte „Ilmenau" ein nächtliches Gelage der lustigen Gesellschaft aus der Erinnerung geschildert. Er sieht sich plötzlich im Geiste in die Zeit um 1776 zurückversetzt und ruft aus:

Wo bin ich, ist's ein Zaubermärchenland?
Welch nächtliches Gelag am Fuß der Felsenwand?
Bei kleinen Hütten, dicht mit Reis bedecket,
Seh' ich sie froh an's Feuer hingestrecket.
Es dringt der Glanz hoch durch den Fichtensaal,
Am niedern Heerde kocht ein rohes Mahl;
Sie scherzen laut, indessen, halb geleeret,
Die Flasche frisch im Kreise wiederkehret.
Sagt, wem vergleich' ich diese munt're Schaar?
Von wannen kommt sie? um wohin zu ziehen?
Wie ist an ihr doch Alles wunderbar?
Soll ich sie grüßen? soll ich vor ihr fliehen?
Ist es der Jäger wildes Geisterheer?
Sind's Gnomen, die hier Zauberkünste treiben?
Ich seh' im Busch der kleinen Feuer mehr;
Es schaudert mich, ich wage kaum zu bleiben.
Ist's der Aegyptier verdächt'ger Aufenthalt?
Ist es ein flüchtger Fürst wie im Ardenner-Wald?

Wohl mochte das phantastische Kostüm, das ganze seltsame Aeußere der Gesellschaft solche Fragen rechtfertigen. Auf die Gesundheit ward bei solchem Leben wenig Rücksicht genommen. Noch fast zwei Jahre später (21. Oct. 1777), wo doch schon die hohe Fluth der genialen Extravaganzen sich zu legen begann, schrieb Wieland an Merck: „Goethe leidet zeither immer an Zahnschmerz comme un damné. Aber er macht's auch darnach mordiable; man muß die bestialische Natur brutalisiren, pflegte der alte Mordiable von Bassenheim zu Mainz zu sagen. Goethe und

*) Ebendas. S. XXXIX.

der Herzog sind auch von diesem Glauben; aber sie befinden sich meistens so übel dabei, daß ich keine Versuchung kriege, ihr Proselyt zu werden."

Daß aber diese Geniewirthschaft, trotz augenblicklichem Schwelgen in tollem Humor, nicht den Charakter der Rohheit und Gemeinheit annahm, hatte sie, neben dem edeln Sinne des Herzogs, vor Allem der Genialität Goethe's zu verdanken. Er wußte eine Fülle von Poesie in dieß Leben zu tragen und konnte nicht von demselben absorbirt werden, da er es weniger um seiner selbst willen, denn als Mittel zu poetischen und, so wunderlich es klingen mag, zu pädagogischen Zwecken genoß. Es war daher auch vorauszusehen, daß das kraftgenialische Gebaren bei ihm nicht lange andauern werde. Er, der Tonangeber und Chorführer des jovialen Kreises, sollte auch der Erste sein, der, nach Wieland's Ausdruck, zu einer „untadeligen σωφροσύνη und aller ziemlichen Weltklugheit" zurückkehrte. Auch die andern Mitglieder der Gesellschaft hatten einen Fonds von Geist, Bildung und Gemüth, der das kräftigste Schutzmittel gegen ein Versinken in wilde Genußsucht war, so daß Goethe in dem oben angeführten Gedichte Ilmenau mit Recht von den lustigen Gesellen sagen konnte:

Unbändig schwelgt ein Geist in ihrer Mitten,
Doch durch die Rohheit fühl' ich edle Sitten.

Goethe brachte in die Unterhaltungen und Lustbarkeiten des Hofes einen ernstern und tiefern Gehalt, eine größere Natur und Frische, indem er, wie sein Vater bezeugt, „seine noch ungedruckten Werke vorlas, das Schlittschuhlaufen *) und andern guten Geschmack einführte." Durch ihn wurde, was überhaupt in jenem Kreise an Genialität, Witz und Humor, an poetischem und künstlerischem Talent enthalten war, neu belebt und aufgeregt, und die Frauen, wie die Männer, suchten durch eine Beisteuer geistreicher Jovialität sich der Theilnahme an der auserlesenen Gesellschaft würdig zu erweisen.

**) Auch die Herzogin Luise zeigte sich, zum Erstaunen der Weimaraner, als eine gewandte und zierliche Schlittschuhläuferin.

Uebrigens trat auch selbst in den Epochen der höchsten Ausgelassenheit die weiche und sentimentale Gemüthsstimmung Goethe's nur momentan in den Hintergrund. Sie überfiel ihn oft mitten im Taumel der Lustbarkeiten, und dem burschikosen „Freiweg-Humor" folgte unmittelbar eine fast mädchenhafte Zärtlichkeit und Weichheit. „Unter seiner schon mitgebrachten Herzensunruhe", sagt Schöll (in der Einleitung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein), „und unter der Unruhe des äußern Lebens gingen natürlich die Wellen dieses Gefühls desto höher, und was er Zartes enthielt, stieg, reizbarer nach Innen gekehrt, durch den Contrast mit dem Wildfang-Humor." Wie viel Zwang ihm bisweilen die Theilnahme an dem tollen Treiben kostete, wie viel Pein sie ihm zurückließ, davon mochten nur Wenige in der lustigen Gesellschaft, deren Mittelpunkt er war, eine Ahnung haben.

Zu den Würzen ihrer Unterhaltung gehörte auch ein wechselseitiges Aufziehen und Satyrisiren. Dieß geschah besonders in einer Art launiger Stegreifgedichte, welche Matinées genannt wurden. Alle Eigenheiten, Gewohnheiten, Arten und Unarten der betheiligten Personen wurden in leichten Knittelversen mit oft derbem Spotte gegeißelt. Von einer dieser Matinées, welche unter der Aufschrift: „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft, vom 6. Januar 1776", die sämmtlichen Mitglieder charakterisirt und von Einsiedel verfaßt ist, hat uns Riemer die auf Goethe bezügliche Stelle mitgetheilt. Sie lautet:

Dem Ausbund Aller, dort von weiten,
Möcht' ich auch ein Süpplein zubereiten,
Fürcht' nur sein ungeschliffenes Reiten;
Denn sein verfluchter Galgenwitz
Fährt aus ihm wie Geschoß und Blitz.
's ist ein Genie, von Geist und Kraft:
(Wie eb'n unser Herr Gott Kurzweil schafft)
Meint, er könn' uns Alle überseh'n,
Thäten für ihn 'rum auf Vieren geh'n.
Wenn der Fratz so mit Einem spricht,
Schaut er Einem stier in's Angesicht,
Glaubt, er könn's fein riechen an,
Was wäre hinter Jedermann.
Mit seinen Schriften unsinnsvoll
Macht er die halbe Welt itzt toll,

Schreibt e' Buch von ein'm albern Tropf,
Der heiler Haut sich schießt vor'n Kopf;
Meint Wunder, was er ausgedacht,
Wenn Ihr einem Mädel Herzweh macht.
Parodirt sich drauf als Doctor Faust,
Daß 'm Teufel selber vor ihm graust.
Mir könnt' er all gut sein im Ganzen,
Thät mich hinter meinen Damm verschanzen;
Aber wär' ich der Herr im Land,
Würd' er und all sein Zeugs verbannt.

Auch von Merck liefen mehrere Compositionen dieser Art unter dem Titel „Matinées des Recensenten" ein und wurden mit großem Beifall aufgenommen *). Ein Bruchstück einer solchen, die Goethe's damalige Stellung am Weimarischen Hofe zum Gegenstand hat, ist in Merck's Briefwechsel aufgenommen worden **).

In großartigerm Maßstabe sorgte aber Goethe für das Vergnügen des geistreichen Kreises, dem er jetzt angehörte, durch Errichtung eines Liebhabertheaters ***). Seit dem Schloßbrand zu Weimar (1774), der auch das Schauspielhaus in Asche legte, mußte der Hof theatralischer Lustbarkeiten entbehren. Jetzt organisirte Goethe eine Liebhaberbühne, welche durch Vereinigung glücklicher Umstände bald zu einer Blüthe gedieh, wie sie schwerlich ein anderes Dilettantentheater jemals erreicht hat. Zum Local diente, bis später (1779) der Redoutensaal dazu eingerichtet ward, ein Theil der herzoglichen Wohnung, und außerhalb Weimars ein Flügel des Ettersburger Schlosses, oder auch wohl der benachbarte Wald, wo man noch jetzt einen Aushau als Erinnerung an die einst hier unter freiem Himmel errichtete Waldbühne sieht; im Tiefurter

*) S. Briefe an und von Merck, S. 58.

**) Ebendas. S. 59 ff. Eine andere, die, gleich der oben erwähnten, in's Jahr 1776 gehörte und als poetische Epistel an Wieland behandelt war, „in höchst geistreichen, aber etwas derben Knittelversen verfaßt", bekam Eckermann von Goethe zur Ansicht (s. Eckermann's Gespräche mit Goethe II, 60.).

***) Das Nächstfolgende in gedrängtem Auszuge nach einem Artikel in der Zeitung für die elegante Welt (1823): „Das Weimarische Liebhabertheater unter Goethe."

Parke wurden in der Mooshütte Operetten und kleine Schauspiele aufgeführt. Die Poesie bestritten Goethe, Einsiedel, Seckendorf, Knebel, Bertuch und Musäus; Seckendorf war auch fruchtbar in Composition der Operetten; der Herzog stellte Mitglieder der Hofcapelle zum Orchester, woran aber auch Einsiedel mit dem Violoncell und andere Dilettanten sich betheiligten. Der anstellige, gefällige und fleißige Kraus lieferte Zeichnungen, Malereien und was man sonst von Artistischem bedurfte, obwohl er mit der eigentlichen Decorationsmalerei sich nicht gerne abgab. Ein wahres Genie für mechanische Leistungen besaß man an dem Maschinenmeister Mieding; und da es auch nicht an ein paar gewandten Schneidern fehlte, die sich in die Türken und Heiden zu finden wußten (Thiel und Hauenschild), so war für alle Bedürfnisse einer Bühne trefflich gesorgt. Wem man nur immer Talent zum Spielen, Singen oder Tanzen zutraute, der ward herangezogen, und weil der Hof neben anderen Kosten auch die Garderobe bestritt, wobei übrigens damals noch weniger Aufwand gemacht wurde, so fiel für Manchen ein Beweggrund, sich zurückzuziehen, weg. Das Personal wurde unter diesen Umständen allmählig so zahlreich, daß man mit den Spielenden häufig wechseln konnte und so auch der Zeitaufwand nicht so störend war, wie bei anderen Liebhaberbühnen. Nebenrollen zu übernehmen, weigerte sich Niemand; denn einmal wollte man sich nicht ungefällig gegen den Hof erweisen, und dann wünschte man auch an den fröhlichen Proben und den sich daran schließenden vergnügten Soupers und anderen Lustbarkeiten Theil zu nehmen. Rollenstreitigkeiten fielen nur selten vor, da für die ersten Rollen bestimmte Subjecte da waren und Goethe als Dirigent monarchisch verfuhr. Er verstand es, die Mitspieler, ja das Publikum selbst in seine genialen Intentionen hineinzuziehen, und das war es, was diese Bühne zu einer einzigen Erscheinung ihrer Art machte. Viele Darstellungen derselben griffen ihrer Zeit vor, andere möchte man noch jetzt für zu phantastisch halten. Es gab auch unter den Zuschauern nicht Wenige, über deren Fassungskraft oft der Sinn der Stücke und Einzelnheiten hinausgingen; da man aber nichts bezahlte, so freuten sich diese an dem, was sie verstehen konnten, und ließen sich durch das Dunkelgebliebene den Theaterbesuch nicht verleiden. Zuweilen gab

man Vorstellungen, zu denen nur der Plan entworfen war und der Dialog aus dem Stegreif gesprochen werden mußte. Hierzu konnten natürlich nicht Alle gebraucht werden. Ein Schauspieler, der bei einer solchen Gelegenheit sich überbreit machte und nicht aufhörte, ward mit der Behauptung, daß er krank sei, gewaltsam davon geführt; hatte die vorgebliche Krankheit auch nicht im Plane gelegen, so webte man sie hinein, und das Publikum meinte, es habe eben so sein müssen.

Goethe's eigenes Spiel wollte man in einigen Rollen, z. B. in der des Alcest in den Mitschuldigen, zu ungestüm und die Bewegungen dabei doch etwas steif finden. Auch memorirte er nicht sorgfältig; da er aber sich vortrefflich auf das Improvisiren verstand, so hatte außer dem Souffleur und gelegentlich dem Mitspieler, wenn das Stichwort ausblieb, Niemand darunter zu leiden. In humoristischen Rollen war er, nach aller Urtheilsfähigen Versicherung, unübertrefflich, wie er sich denn namentlich in Hans-Sachsischen Fastnachtspielen und als Haman und Marktschreier im Jahrmarkt von Plundersweilern glänzend hervorthat.

So war also Goethe in der allerersten Zeit seines Aufenthaltes zu Weimar dem Hofe ein Beförderer genialer Vergnügungen und dem Herzoge ein Genosse in heiteren Stunden der Muße. Bald aber sollte er ihm mehr werden; er sollte ihm auch die Lasten und Sorgen des fürstlichen Berufes tragen helfen. „Dafür, daß der Fürst dem Menschen sich zur Brüderlichkeit hingab, hatte dieser von seiner Ungebundenheit zu opfern" *). War es gleich zu Aufange des Jahres 1776 noch nicht fest entschieden, ob und unter welchen Verhältnissen Goethe bleiben werde, so war es den heller Schauenden doch nicht mehr zweifelhaft, daß der Herzog ihn um jeden Preis zu halten suche. „Goethe kommt nicht wieder von hier los", meldete Wieland am 26. Januar an Merck, „C. A. kann nicht mehr ohne ihn schwimmen noch waten." Und noch früher, am 5. Januar, schrieb Goethe an Merck: „Wirst hoffentlich bald vernehmen, daß ich auch auf dem Theatro mundi was zu tragiren weiß und mich in allen tragikomischen Farcen leidlich betrage." In einem Briefe vom

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 38.

22. Januar*) heißt es weiter: „Ich bin nun in alle Hof- und politische Händel verwickelt und werde fast nicht wieder weg können. Meine Lage ist vortheilhaft genug, und die Herzogthümer Weimar und Eisenach immer ein Schauplatz, um zu versuchen, wie Einem die Weltrolle zu Gesicht stünde. Ich übereile mich drum nicht, und Freiheit und Genüge werden die Hauptconditionen der neuen Einrichtung sein." Im Februar finden wir ihn schon, wenn auch vorläufig noch als Gast, an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil nehmen; und am 8. März schreibt er: „Den Hof hab' ich nun probirt, nun will ich auch das Regiment probiren."

Die zuletzt angeführte Stelle läßt deutlich genug erkennen, in welchem Sinne er sich entschloß, die Regierungssorgen des fürstlichen Freundes zu theilen. Hofleben und Regiment sollten ihm nicht letzter Zweck seiner Thätigkeit sein; er gedachte an ihnen sich selbst zu versuchen und seinen geistigen Horizont zu erweitern. Indeß mochte ihn doch in manchen Augenblicken ein ernstliches Bedenken anwandeln, ob er nicht durch diese Verbindungen zu weit von seinem eigentlichen Ziele abgelenkt werde; und so heißt es denn auch in einem Billet vom 29. Januar: „Es geht mir verflucht durch Kopf und Herz, ob ich bleibe oder gehe." Dazu kam die Anknüpfung eines neuen Herzensverhältnisses, das sich nahe an dem Rande des Gefährlichen bewegte. Ein Ausfluß der tiefen Gemüthserregung, in die ihn alles dieß versetzte, scheint das Billet an Auguste Stolberg vom 11. Februar zu sein: „Könntest Du mein Schweigen verstehen, liebes Gustelchen! — Ich kann, ich kann nichts sagen!" und am folgenden Tage strömte er, „am Hange des Ettersberges", seine tiefe Sehnsucht nach einem ruhigen Dasein in „Wanderers Nachtlied" aus:

Der du von dem Himmel bist,
Alle Freud' und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest;

*) Dieser Brief kann nicht in's Jahr 1778 gehören, unter welchem ihn Wagner eingereiht hat, da er von Goethe's Schwester als einer noch Lebenden spricht. Warum ihn Wachsmuth in den Juni 1777 versetzt, sehe ich nicht ein. Mir scheint Riemer's Annahme, der ihn dem Jahr 1776 zutheilt, die unbezweifelbar richtige zu sein.

Ach, ich bin des Treibens müde!
Was soll all die Qual und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Auch seine Freunde scheinen damals nicht ohne Besorgniß um ihn gewesen zu sein; und selbst die Art, wie er in einem Briefe vom 6. März Lavater zu beruhigen sucht, deutet auf Kampf und Erregung seines Innern. „Lieber Bruder", schreibt er, „sei nur ruhig um mich und ermatte Dich nicht ohne Noth ... Verlaß Dich — ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen, zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern, oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen" *).

Bedrängt vom eigenen Lebensschicksal, wie er war, trug er doch auch die Schicksale Anderer in warmem Herzen. So hatte er schon gegen Ende Februars eine Subscription zu einem Geldgeschenke für Bürger veranstaltet, um ihn zur Fortführung seiner begonnenen Uebersetzung der Homerischen Gedichte zu ermuntern. „Daß Bürger Dichter ist", sagt Goethe in dem betreffenden Aufsatze, „sind wir alle überzeugt; daß er den Homer ganz fühlen und innig lieben muß, als einer, der selbst die größten epischen Anlagen hat, konnte man auch schon vermuthen; daß Homer's Welt in ihm wieder ganz auflebt, ... sieht man mit einem Blicke auf die Uebersetzung! .. Darum wünschen wir, er möge in guten Humor gesetzt werden, fortzufahren ..." Der Wunsch ging nicht in Erfüllung; dennoch ließen die Unterzeichner dem hülfsbedürftigen Dichter den Ertrag der Subscription (65 Louisd'or) als Unterstützung zukommen. Wir werden noch wiederholt Gelegenheit haben zu bemerken, wie theilnehmend unser als Egoist verschrieener Freund sich gegen andere, zum Theil fern stehende Menschen erwies.

Schon im März hatte Goethe sich ein besonderes Haus gemiethet, das ehemalige sogenannte kleine Jägerhaus an der Belvederschen Allee, jetzt zu einem Stadtgerichtssaal umgewandelt. Das Gebäude glich einer kleinen Burg, und es machte ihm, wie Wieland an Merck (den 25. März) schrieb, sehr großen Spaß, daß er mit

*) Vergl. das Gedicht „Seefahrt", welches Goethe Briefen vom September dieses Jahrs an Lavater und Merck beilegte.

seinem Bedienten Philipp Seidel ganz allein sich im Nothfall einige Tage gegen ein ganzes Corps darin wehren könnte, wofern sie ihm nicht das Nest über'm Kopfe anzündeten. Aber bald sollte er auch durch ein festeres Besitzthum an Weimar gebunden werden. Eines Tages, als der Herzog in ihn drang, sich zum Bleiben fest zu entschließen, warf Goethe hin, wenn er nur so ein Fleckchen Eigenthum hätte, wie Bertuch, der jenseits der Ilm an der Wiese von Oberweimar ein Feldstück mit einem Bauernhäuschen angekauft hatte und nun in einen Garten zu verwandeln beschäftigt war. Der Herzog begab sich sogleich zu Bertuch, verlangte es von ihm, entschädigte den unangenehm Ueberraschten durch ein werthvolleres Grundstück reichlich und zu voller Zufriedenheit, und schenkte Goethe'n den erst eben von ihm gepriesenen Garten, von dem er den 16. April Besitz nahm *). Das alte, ziemlich verfallene Häuschen ließ er sich sofort zu einer Wohnung für die schöne Jahrszeit wieder in Stand setzen. Die Nachbarschaft war höchst anmuthig; besonders freute ihn der Blick auf die schönen Wiesenflächen im Ilmthale.

Was ihm dieses Geschenk seines fürstlichen Freundes besonders werth machte, das war der Wunsch nach Einsamkeit und Ruhe, der in dem bewegten Hofleben ihn bisweilen mit erhöhter Gewalt ergriff. Der Umgang mit so reich- und hochgebildeten Menschen schärfte seine Sehnsucht nach der schlichten, einfachen Natur; daher machte er auch häufig Ausflüge in die nahen Gebirgsgegenden. „Ich streife was Ehrliches in Thüringen herum", schrieb er am 8. März an Merck, „und kenne schon ein brav Fleck davon. Das macht mir auch Spaß, ein Land so auswendig zu lernen." Aber diese Excursionen waren immer nur von kurzer Dauer; denn Weimar übte eine mächtige Anziehungskraft; des Herzogs Freundschaft, so viele andere werthe Verhältnisse, und bald auch die Bekanntschaft mit einer liebenswürdigen, geist- und gemüthreichen Frau wirkten auf ihn als kräftige Magnete. Am 25. März meldete Wieland an Merck, daß sein junger Freund den Tag vorher auf einmal nach Leipzig abgesurrt sei. Früh Morgens am 25. in Naumburg eintreffend, schrieb

*) Nach Andeutungen in Wieland's Briefen hätte Goethe den Garten gekauft. Vgl. Merck's Briefe II, 58., Jacobi's Briefe I, 241.

er: „Wie anders, lieber Gott, wie anders, als ich vor zehn Jahren als ein kleiner eingewickelter seltsamer Knabe in eben das Posthaus trat! Wie viel hat nicht die Zeit her durch den Kopf und das Herz müssen, und wie viel wohler, freier, besser ist mir's nicht!" In Leipzig besuchte er seinen alten Freund und Lehrer Oeser und verhandelte mit ihm über Kunst und Kunstgegenstände. Am 14. Febr. 1769 hatte ihm der dankbare Zögling zuletzt aus Frankfurt gemeldet, daß er nicht bald zu ihm wiederkehren werde; „verzeihen Sie mir," schrieb er, „die Eitelkeit, die Dankbarkeit, wenn Sie es so nennen wollen, daß Ihr Schüler gern was zu Ihrer Freude beitragen möchte. — Werden Sie nicht ungeduldig, wenn ich lang ausbleibe und bleiben Sie immer hübsch auf Ihrem Schlosse. Und wenn Sie an einem hübschen Sommerabend am Fenster stehen und ein Mensch in seltsamem Anzuge über die Brücke getrabt kommt, da bin ich's, der irrende Ritter, der von den Abenteuern Rechnung zu tragen kommt, die er bestanden hat." Jetzt kam er, in der weltberühmt gewordenen Werthertracht, nicht mehr ein unbekannter, hingebungsvoller Jüngling, sondern als ruhmgekrönter Mann voll Selbstgefühl. Aber es mochte ihm schwer werden, dem verehrten Lehrer von seinen jüngsten poetischen Thaten Rechenschaft zu geben; denn wie sehr hatte er sich unterdeß von Oeser's Kunst-Evangelium entfernt! Indeß mochte dieser doch ahnen, daß auch in der jetzt so stürmisch erregten Brust seines Zöglings noch immer ein zarter Sinn für Ordnung, Maß, Harmonie und Schönheit sich regte, der vielleicht bald wieder sich stärker geltend machen würde; wenigstens schieden sie im besten Vernehmen. Wir finden sogar Oeser seit jener Zeit gewissermaßen als Weimarischen Hofmaler engagirt, und er kam fast alljährlich nach Weimar, wo er mit künstlerischem Rath und Beistand besonders der Herzogin Mutter zur Hand ging. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe jetzt die einst so warm geliebte Annette (Käthchen Schönkopf) nach achthalbjähriger Trennung als Dr. Kanne's Gattin wiedersah. Auch die frühe bewunderte Corona Schröter wurde aufgesucht, und sie nahm ihn auch jetzt durch ihre Liebenswürdigkeit und ihr Talent so sehr ein, daß er den Herzog bewog, sie als Kammersängerin und Primadonna des Liebhabertheaters zu berufen.

Goethe kehrte am 4. April nach Weimar zurück, und brachte, nach Riemer, als eine poetische Ausbeute der Reise einen Monolog zur Stella mit, der am 25. März entstanden sein soll. Indeß dürfte diese Angabe, nach Schöll's wahrscheinlicher Vermuthung, nur auf mißverstandenen Anfangsbuchstaben einer Tagebuchnotiz beruhen; denn aus Goethe's Briefen an Frau von Stein ergibt sich, daß er auf dem Wege nach Leipzig auf einem schlechten Pappendeckel „mitunter das Gedicht auf Hans Sachsen anfing." Es ist damit Hans Sachsens poetische Sendung gemeint, die, nach Riemer's Zeugniß am 27. April beendigt, eine Zierde des Aprilheftes von Wieland's Mercur wurde. Merkwürdig genug debutirte der neue Höfling mit einem möglichst bürgerlichen poetischen Glaubensbekenntnisse. Den schlichten Schuster und Meistersänger hält sich hier der Fürstengünstling, der Hofmann als Ideal und Spiegel vor. Vielleicht geschah es, um sich das Gewissen wach zu erhalten, um sich gegen die möglichen schädlichen Einflüsse der neuen Umgebung zu stählen. Er hatte Hans Sachs, „den wirklich meisterlichen Dichter", schon früher lieb gewonnen, und eine Frucht seines Studiums desselben war, wie uns schon bekannt, das neu eröffnete Puppenspiel gewesen. Die leichte, kecke Behandlung des Reims bei Hans Sachs, der kräftig treuherzige Ton, die frischen, populären Sprachwendungen, der didaktische Realismus seiner Poesie hatten ihn lebhaft angesprochen und zur Nachahmung aufgefordert. Mehr noch fühlte sich Goethe durch die Persönlichkeit des Dichters und sein ganzes poetisches Leben und Treiben angezogen. Es war aber natürlich, daß ihn besonders die Seiten seines Wesens am meisten interessirten, von denen er sich ihm am nächsten verwandt fühlte, und daß er sie gerade, wenn er ein Bild des Mannes entwerfen wollte, am stärksten hervortreten ließ. Das ganze Gedicht ist weniger ein objectiv treues und vollständig ausgeführtes Portrait des alten Meistersängers, als vielmehr eine Apologie der damaligen Goethe'schen Denk-, Dicht- und Lebensweise; namentlich blickt gegen den Schluß aus allen Zügen der Goethe jener Epoche deutlich genug hervor *). Uebrigens trug das Gedicht das Seinige dazu bei,

*) Eine Erläuterung s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 328 — 347.

den lange vergessenen und verkannten trefflichen Dichter wieder zu gebührenden Ehren zu bringen.

Aus der nächsten Zeit, dem Mai 1776, ist uns in Goethe's Briefen an Auguste Stolberg ein Tagebuch, vom 17. bis zum 24. reichend, aufbewahrt, das in den aufgeregten Zustand seines Innern wie in sein zerstreutes Leben einen gleich hellen Einblick gewährt. Wir theilen daraus ein Bruchstück mit:

Den 18. Mai. Gestern konnt' ich Dir nichts mehr sagen. Der Husarenrittmeister kam in meinen Garten. Ich ritt um eilf Uhr nach dem Lustschloß Belvedere, wo ich hinten im Garten eine Einsiedelei anlege, allerlei Plätzchen drin für arme Kranke und bekümmerte Herzen. Ich aß mit dem Herzoge. Nach Tisch ging ich zu Frau von Stein, einem Engel von einem Weibe (frag' die Brüder!), der ich so oft die Beruhigung meines Herzens und manche der reinsten Glückseligkeiten zu verdanken habe, — der ich noch nichts von Dir erzählt habe, was mir viel Gewalt gekostet hat. Heute aber will ich's thun, will ihr tausend Sachen von Gustchen sagen. Wir gingen in meinen Garten: ihr Mann, ihre Kinder, ihr Bruder, ein paar Fräulein Ilten. Es kamen Mehrere zu uns; wir gingen spazieren, begegneten der Herzogin Mutter und dem Prinzen, die sich zu uns gesellten. Wir waren ganz vergnügt. Ich verließ die Gesellschaft, ging noch einen Augenblick zum Herzog und aß mit Frau von Stein zu Nacht. — Nun ist's wieder schöner, heitrer Tag. So viel jetzt, halb neun. — Zwölf Uhr in meinem Garten. Da lass' ich mir von den Vögeln was vorsingen und zeichne Rasenbänke, die ich will anlegen lassen, damit Ruhe über meine Seele komme und ich wieder von vorne mög' anfangen zu tragen und zu leiden. Gustchen, könnt' ich Dir von meiner Lage sagen! die erwünschteste für mich, die glücklichste, und dann wieder ... Ich sagte immer in meiner Jugend zu mir, da so viel tausend Empfindungen das schwankende Ding bestürmten: Was das Schicksal mit mir will, daß es mich durch all die Schulen durchgehen läßt, — es hat gewiß vor, (mich dahin zu stellen, wo mich die gewöhnlichen Qualen der Menschheit gar nicht mehr anfechten müssen; und jetzt noch sehe ich Alles als Vorbereitung

an) *). Ich habe das ausgestrichen, weil's dunkel und unbestimmt gesagt war. Nach Tische mehr. Nachts zehn Uhr in meinem Garten. Ich habe meinen Philipp nach Hause geschickt und will allein hier zum ersten Mal schlafen, und so meinen Schlaf einweihen, daß ich Dir schreibe. . Die Maurer haben gearbeitet bis Nacht, wollte sie aus dem Hause haben, wollte — o, ich kann Dir nicht in's Detail gehen. Den ganzen Nachmittag war die Herzogin Mutter da und der Prinz, und waren guten, lieben Humors, und ich hab' denn so herumgehausvatert, und, wie Alles weg war, ein Stück kalten Braten gessen und mit meinem Philipp (laß Dir von den Brüdern von ihm erzählen) von seiner und meiner Welt geschwatzt, war ruhig, und bin's, und hoffe gut zu schlafen zu holdem Erwachen. Gute Nacht, Beste. — Es geht gegen eilf, ich habe noch gesessen und einen englischen Garten gezeichnet. Es ist eine herrliche Empfindung, dahaußen im Felde allein zu sitzen. Morgen frühe, wie schön! Alles ist so still: ich höre nur meine Uhr tacken und den Wind und das Wehr von ferne. Gute Nacht!"

So deckt auch das Weitere des Tagebuchs eine zerstreuende Vielgeschäftigkeit, ein stets unruhig vibrirendes Gemüth auf. Bald ist er in seinem Garten mit allerlei beschäftigt und leitet die Arbeiten in demselben, bald macht er Besuche beim Herzog, bei der Herzogin Mutter oder empfängt Besuche von ihnen. Dann ist er wieder beim Prinzen Constantin, bei Wieland, beim Maler Kraus, bei Frau von Stein. Jetzt läßt er durch wandernde Italiener sich gute Abgüsse von Antiken machen, dann wohnt er dem Husaren-Manöver bei und studirt gar in Guibert's Taktik. Oder er begleitet den Prinzen nach Tiefurt, wo sie von den Bauern „mit Musik, Böllern, ländlichen Ehrenpforten, Kränzlein, Kuchen, Tanz, Feuerwerkspuffen und Serenaden" empfangen werden; oder er reitet mit dem Herzog zu einer großen Feuersbrunst hinaus in's Hatzfeldische, wo sie bei der Ankunft ein ganzes Dorf (Neckeroda) in Trümmern liegen sehen **). Und wie Vieles mag er diesem Tagebuche nicht haben

---

*) Die eingeklammerte Stelle ist im Original durchgestrichen, aber vollkommen leserlich.

**) Bei Feuersbrünsten pflegte Goethe von jeher mit Rath und That bei

anvertrauen wollen, da er zu gut wußte, daß der Inhalt desselben kein Geheimniß bleiben werde. So findet sich hier nicht die geringste Andeutung einer in diesen Tagen mit Klopstock geführten Correspondenz, an den er, wie wir später hören werden, am 21. Mai einen Brief richtete, der einen förmlichen Bruch herbeiführte. Besonders aber ist Goethe sehr schweigsam über seine Verhandlungen mit dem Herzog, von dem es in einer Stelle heißt: „Er ist ein trefflicher Junge und wird, will's Gott, auch ausgähren."

Der Herzog urtheilte umgekehrt nicht minder günstig über Goethe und beschloß ihn daher durch eine Stellung und ein Gehalt, wie sie sonst nur die Frucht und der Lohn langjähriger Staatsdienste zu sein pflegen, an Weimar und seine Person zu fesseln. Das vom 11. Juni 1776 datirte Anstellungsdecret lautet wörtlich: „Von Gottes Gnaden, Wir Carl August, Herzog zu Sachsen &c. &c. Urkunden hiermit: Nachdem wir den Doctorem juris Johann Wolfgang Goethe wegen seiner Uns genug bekannten Eigenschaften, seines wahren Attachements zu Uns und Unsers daher fließenden Zutrauens und Gewißheit*), daß Uns und Unserm fürstlichen Hause er, bei dem von Uns ihm anvertrauten Posten, treue und nützliche Dienste zu leisten, eifrigst beflissen sein werde, zu Unserm Geheimden Legations-Rath, mit Sitz und Stimme in Unserm geheimden Consilio zu ernennen, auch ihm einen jährlichen, mit Johannis a. c. seinen Anfang nehmenden Gehalt von 1200 Thalern auszusetzen die Entschließung gefaßt haben: Als ist demselben hierüber gegenwärtiges Decret, welches Wir eigenhändig vollzogen und mit Unserm Fürstlichen In-

---

der Hand zu sein, und gerieth bisweilen selbst in Lebensgefahr. Es kamen um diese Zeit, vom 16. April bis 22. Mai in der Nähe von Weimar ihrer nicht weniger als drei bedeutende vor. Noch am 26. Juni 1780 schrieb der Herzog an Merck, als wieder siebenzig Häuser in Brembach abgebrannt waren: „Wann diese Epoche des Brennens aufhören wird, weiß Gott."

*) Die oben gesperrt gedruckten Worte sind eigenhändige Correctur des Herzogs; ursprünglich hieß es dafür im Concept: „in Betracht dessen zu Unserer eigenen Kenntniß gediehenen vielen rühmlichen Qualitäten, Begabnisse und Wissenschaften, wie auch aus besonderer, gegen denselben hegender Gnade und Affection und in der dabei habenden zuversichtlichen Hoffnung, daß u. s. w."

siegel bedrucken lassen, ausgefertigt und zugestellt worden. (L. S.) Carl August."

Muß schon das, was dieses Decret gewährte, als ein hoher Beweis von Gunst betrachtet werden, so war Goethe's Stellung in der Wirklichkeit doch noch viel beneidenswerther, als sich nach dem bloßen Documente erkennen läßt. In dem Schreiben, worin aus Auftrag des Herzogs die Zustimmung von Goethe's Aeltern zu seiner Anstellung nachgesucht wurde, heißt es, daß er dabei seine gänzliche Freiheit behalte, die Freiheit, Urlaub zu nehmen, die Dienste zu verlassen, wenn es ihm beliebe; ja, es wird ausdrücklich darin ausgesprochen, daß die Ertheilung jenes Titels nur eine Förmlichkeit, nur ein dem Herkommen gebrachtes Opfer sei und keinen Maßstab für seinen Platz in der Gunst des Herzogs abgeben könne. „Nie würde der Herzog," so heißt es in dem Briefe, „darauf verfallen sein, für Goethe'n eine andere Stelle, einen andern Charakter als den seines Freundes anzutragen. Der Herzog weiß zu gut, daß alle anderen unter seinem Werthe sind, wenn nicht die hergebrachten Formen solches nöthig machten."

Es läßt sich denken, wie diese außerordentliche, alle Regeln der Anciennetät umstoßende Beförderung des jungen Mannes von vielen Seiten Mißgunst und Empfindlichkeit aufregen mußte. Die Stimmen des Neides und der Unzufriedenheit drangen selbst bis zum Ohr des Fürsten, und er hielt es für nöthig, folgende merkwürdige eigenhändige Erklärung zu den Acten zu geben: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderm Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens Niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesammten Unterthanen steht, nach Anciennetät, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen vergeben. Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor

Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen; ich aber sorge und arbeite, wie jeder Andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Ruhmes, nicht um des Beifalles der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem Gewissen rechtfertigen zu können."

So war also das verhängnißvolle Loos gefallen: Goethe war an den Herzog, an Weimar gebunden, mehr durch Dankbarkeit und Zuneigung, als durch die glänzenden Verhältnisse, die ihm geboten wurden. Ob es ihm zum Heil, ob zum Unheil gereicht hat, darüber sind die Stimmen der Einsichtsvollen getheilt. Auf der einen Seite hören wir es beklagen, daß das Hof- und Geschäftsleben sein Dichtervermögen entnervt, das frisch aufschießende Prachtgewächs seiner Poesie, wenn nicht in der Wurzel, doch in seinen edelsten Zweigen geknickt, daß es ihn aus der rühmlich betretenen Bahn der volksmäßigen Dichtung herausgerissen habe; alle seine späteren Erzeugnisse, selbst die edelsten, seien unter den Erwartungen geblieben, zu denen seine früheste Lyrik, Götz und Werther berechtigten. Auf der andern Seite entgegnet man, daß nur auf einem solchen Boden, in einer solchen Atmosphäre, der Dichter der Iphigenie, des Tasso reifen konnte, daß sein Leben in Weimar die großartige Einwirkung Roms und Italiens auf ihn vorbereitete, daß alles Staunenswürdige, was er in der classischen Periode geleistet, durch die vorhergehende Weimarische Periode bedingt gewesen. Wir enthalten uns für jetzt noch eines Urtheils und lassen vorläufig nur die Thatsachen reden.

Neuntes Capitel.

Mißstimmung in Weimar gegen Goethe. Die Herzogin Luise. Nachtheilige Gerüchte über die Weimarische Musenzunft. Fritz Stolberg's vereitelte Anstellung. Goethe's Zerwürfniß mit Klopstock. Lenz. Klinger. Kaufmann. Gleim. Herder's Berufung. Goethe und der Herzog. Ausflug nach Ilmenau. Gedichte. Das Drama „die Geschwister." Anderweitige poetische Productionen.

Indem Goethe sich der Zuneigung und Bewunderung zahlreicher Freunde und vor Allem der Gunst seines Fürsten in vollem Maße erfreute, konnte er sich nicht verhehlen, daß er auch nach gewissen Seiten hin Abneigung und Mißstimmung erregte. Nicht bloß seine rasche, regelwidrige Erhebung auf einen hohen Posten war es, was bei Vielen böses Blut setzte; auch die Excesse des Genielebens und die Nichtbeachtung, ja Verspottung des Ceremoniels unter den Schöngeistern mußten in der Stadt wie am Hofe Manchem zum Aergerniß gereichen. Noch ein paar Jahre später, wo man sich doch schon zu mäßigen begonnen hatte, schrieb Wieland an Merck: „Du kannst Dir kaum vorstellen, wie verhaßt hier (bei der städtischen Bewohnerschaft) der Name eines schönen Geistes ist, und was für ein verdammtes Galimathias von confusen Begriffen die Leute mit diesem Namen verbinden." In den Hofkreisen gingen der Herzog und seine lebensfrohe Mutter in die genialen Unregelmäßigkeiten ein oder lächelten nachsichtig dazu; die junge Herzogin dagegen leuchtete, wie Knebel in einer autobiographischen Skizze sagt *), „gleich einem verdunkelten Stern aus einer für sie noch etwas düstern Atmosphäre hervor. Die ersten Zusammenkünfte (fährt er fort) wollten sich nicht schicken, und sie hatte zum Theil wohl Ursache, sich über den Mangel so mancher Schicklichkeiten an ihrem Hofe zu beklagen. Sie ertrug Vieles mit großer Geduld und erhielt ihre Würde in gleicher Stetigkeit. So kam es denn wohl,

*) S. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel, I, XXIX.

daß die Charaktere der beiden Fürstinnen nicht ganz zusammenstimmen wollten, was Gelegenheit zu mancher Spaltung gab. Daß dieses auf Personen, die sie umgaben, manchen widrigen Einfluß hatte, läßt sich leicht erachten; doch kam es nie zu heftigen Ausbrüchen, woran die Vorsicht der Umgebung, die Moderation der Herzogin, die liebevolle Neigung ihrer Frau Schwiegermutter hauptsächlich Ursache waren." Auch Goethe deutet in einem Briefe an Lavater (vom 16. Sept. 1776) auf eine geheime Disharmonie in den Neigungen und Lebensanschauungen des herzoglichen Paares. „Ueber C(arl) und L(ouise)," schreibt er, „sei ruhig; wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie doch noch eines der glücklichsten Paare werden, wie sie eines der besten sind; nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte." Die Herzogin hatte nicht weniger als der Herzog Goethe'n mit freundlicher, ja zutraulicher Güte nach Weimar eingeladen und ihn daselbst bewillkommt. Aber als nun nach seinem Einzuge das kraftgenialische Wesen begann, als der größte Theil des Hofes von diesem Geist ergriffen ward und vor Allem der Herzog, von Goethe bei Jagd und Abenteuer, wie auf dem Zimmer, gleich unzertrennlich, mit dem titanisch brausenden Dichter in sprudelnder Lebenslust wetteiferte: da war es natürlich, daß sich der Unmuth der Herzogin über dieses Treiben besonders gegen Goethe, als Mittelpunkt und Urheber des Genielebens, richtete, was dann dem scharfblickenden Günstlinge des Herzogs, selbst mitten im Taumel des geistreich tollen Wesens, nicht entging. Goethe hatte für die Vorzüge der edlen Fürstin das vollste und reinste Gefühl, das sich oft zu schwärmerischer Verehrung steigerte. Er empfand es schmerzlich, wenn er ihren Zartsinn, ihr Schicklichkeitsgefühl durch sein eigenes augenblickliches Gebaren oder durch eine Zwanglosigkeit des Herzogs verletzt sah. Um so eifriger war er darauf bedacht, bei Gelegenheiten, wie am 30. Januar, dem Geburtsfeste der regierenden Herzogin und dem Höhenpunkte sämmtlicher Weimarischen Wintervergnügungen, durch Kundgebung seiner aufrichtigen Verehrung sich die Gunst der edeln Fürstin zu erwerben. Wie mögen, namentlich in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Weimar, bei dem jungen Dichter Phantasie, Geist, Witz und Laune gesprudelt

haben, um dieses Fest in der Weise jener Zeit würdig zu begehen! Leider fehlen aber gerade aus jenen Jahren die Festprogramme und die zu den Masken-Aufzügen bestimmten Gedichte. Vielleicht jedoch würden sie, wenn sie uns auch erhalten wären, nur eine unvollkommene Vorstellung von diesen Festen geben, indem darin wahrscheinlich nur im Allgemeinen der Plan vorgezeichnet, im Einzelnen aber auf den Fonds von Geist und Humor, den jener auserlesene Kreis besaß, gerechnet und der augenblicklichen Erfindung ein weiter Spielraum gegönnt war. Goethe bemerkt nur, daß Symbolik und Allegorie, Fabel, Gedicht, Historie und Scherz den mannichfaltigsten Stoff und die verschiedensten Formen dargeboten. In den uns erhaltenen Redoutengedichten Goethe's aus etwas späterer Zeit, die wir unten an ihrem Orte betrachten werden, spricht sich seine Verehrung gegen die regierende Herzogin auf eine ungemein zarte Weise aus, der man es sogleich anfühlt, daß in dem ganzen Weimarischen Kreise diese durch fürstliche Hoheit und stillen Ernst imponirende Gestalt die „Naturwildheit" unsers Dichters neben der Frau von Stein am wirksamsten zu zügeln vermochte.

Von den Aeußerungen dieser Naturwildheit, von Goethe's Verkehr mit dem Herzoge und überhaupt von dem Treiben des Weimarer Musenhofes waren nah und fern die wunderlichsten Gerüchte verbreitet. Aus Wieland's damaligen Briefen geht hervor, daß man dem Grafen Görz, der einige Zeit Oberhofmeister der jungen Herzogin war, die Hauptschuld beimaß. Auch nach Darmstadt waren diese Gerüchte gedrungen und hatten Merck beunruhigt. Wieland beschwichtigte seine Besorgnisse durch einen Brief vom 5. Juli 1776, worin es heißt: „Wegen Goethe'n bitte ich Sie, ruhig zu sein. Das Schicksal hat ihn in Affection genommen; es ist Cäsar und sein Glück, und Ihr werdet sehen, daß er sogar in diesen Hefen der Zeit, worin wir leben, große Dinge thun und eine glänzende Rolle spielen wird. Laß die schäbigen Kerls schwatzen. Graf Görz rüstet sich, um auch in Eure Gegenden und nach Mainz und Mannheim zu gehen und dort Alles gegen Goethe'n und mich aufzuwiegeln. Der Elende! Nichts weiter von dem Geschmeiß. Kommt nur einmal und sehet selbst, wie wir's treiben. Es gereut Euch gewiß nicht." — „Daß Görz uns überall mit Dreckfarbe malt,"

heißt es weiter in einem Briefe vom 24. Juli, „wußte ich; aber daß auch Dalberg, der mit dem Herzog und Goethe'n sehr liirt war — Dalberg, von dem ich so viel schriftliche Zeugnisse der größten, wärmsten Hochachtung und Liebe in Händen habe — schlecht von uns und von mir besonders reden sollte, hätte ich ihm nicht zugetraut. Sind Sie auch gewiß, daß die Rapporteurs nichts vergrößern?" Das nachtheilige Gerede muß sich, trotz aller Gegenbetheuerungen von Goethe's Freunden, noch Jahre lang erhalten haben. In einem Briefe Merck's aus dem Herbste 1777 (dessen Adresse fehlt) heißt es: „Goethe spielt allerdings groß Spiel in Weimar, lebt aber doch am Hofe nach seiner eigenen Sitte. Der Herzog ist, man mag sagen, was man will, ein trefflicher Mensch und wird's in seiner Gesellschaft noch mehr werden. Alles, was man aussprengt, sind Lügen der Hofschranzen. Sie können sich darauf verlassen, daß es Lügen sind; denn Flachsland, der bei mir im Hause wohnt, ist neuerlich von Weimar zurückgekommen und hatte sich neun Monate bei seiner Schwester (Herder's Gattin) aufgehalten. Es ist wahr, die Vertraulichkeit geht zwischen dem Herrn und Diener weit, allein was schadet das? Wär's ein Edelmann, so wär's in der Regel." Und noch im Jahr 1779 schreibt Wieland an Merck: „Das odium Vatinianum gegen unsern Mann (Goethe), der im Grunde doch keiner Seele Leids gethan hat, ist, seitdem er Geh. Rath heißt, auf eine Höhe gestiegen, die nahe an die stille Wuth grenzt. Sed vana sine viribus ira. Was mir leid thut, ist, daß jede Polissonerie, die man zu Weimar oder Ettersburg ausgehen läßt, Gott weiß, durch welche Kanäle, in die weite Welt eventirt."

Daß dieß geschah, dazu trug Wieland als geschwätziger Berichterstatter über Großes und Geringes das Seinige bei. Wandelbarer Laune, wie er war, ließ er bisweilen mitten zwischen der Vertheidigung des Weimarischen Treibens eine Spur von Mißbilligung durchblicken. So gestand er in dem Briefe an Merck vom 24. Juli 1776, daß Goethe in den ersten Monaten seines Aufenthaltes zu Weimar „die Meisten durch seine damalige Art zu sein scandalisirt und dem Diabolus prise über sich gegeben," fügte aber hinzu, daß die Cabale gegen Goethe und seine Freunde nichts als Neid und

Jalousie und Mißvergnügen über fehlgeschlagene Hoffnungen zur Quelle habe. Am 12. August berichtet er, Goethe sei mit dem Herzog in Ilmenau und zeichne die ganze Hennebergische Natur, unbekümmert, daß die Welt, die er vergessen habe, so viel von ihm und gegen ihn spreche. „Bei alledem," meint er jedoch, „würde Fielding's Padridge manchmal den Kopf über ihn schütteln und sein orandum est ut sit mens sana in den Bart hineinmurmeln." Aber noch keine zwei Wochen später (24. Aug.) heißt es wieder: „Goethe ist lieb und brav und fest und männlich. Alles geht, so gut es kann, und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht."

Trotz allem Scandal, den Neid und Eifersucht über die Weimarische Musenzunft in Umlauf brachte, blickte das jüngere Geschlecht bewundernd und sehnsuchtsvoll nach einem Hofe hin, wo Geist und Charakter, poetisches und künstlerisches Talent höher galt, als Rang und Geburt, und besonders Goethe's frühere Gesellen fühlten sich lebhaft zu einem Kreise hingezogen, wo ihr Freund eine so hohe Geltung genoß. Goethe bot, entweder weil er der Eifersucht unzugänglich war oder weil er sich zu stark wußte, um einen Nebenbuhler zu fürchten, gerne seinen Einfluß beim Herzog zu Gunsten der Freunde auf. So brachte er es zunächst dahin, daß dem jüngern Stolberg, der bei dem oben erwähnten Besuche in Weimar sehr gefallen hatte, eine Kammerherrnstelle angetragen ward. Stolberg nahm den Antrag an, ließ sich aber durch Klopstock bewegen, der gegebenen Zusage untreu zu werden. Wie nahe dieß Goethe'n ging, zeigt ein Billet an August Stolberg vom 30. August 1776: „Von Fritz hab' ich noch keinen Brief. Der Herzog glaubt noch, er komme, und man fragt nach ihm, und ich kann nichts sagen. Lieb Gustchen, mir ist lieber für Fritzen, daß er in ein wirkendes Leben kommt, als daß er sich hier in Kammerherrlichkeit abgetrieben hätte. Aber, Gustchen — er nimmt im Frühjahr den Antrag des Herzogs an, wird öffentlich erklärt, in allen unsern Etats steht sein Name, er bittet sich noch aus, den Sommer bei seinen Geschwistern zu sein; man läßt ihm Alles und nun kommt er nicht. — Und die, die man so behandelt, sind Carl August, Herzog zu Sachsen, und dein Goethe, Gustchen." — Dieß Benehmen von Fritz Stolberg wirkte

auf Goethe's Verhältniß zu beiden Brüdern erkältend ein; doch trat die Divergenz der Gemüther erst in der Xenienzeit offen an den Tag. Auch der Briefwechsel mit Auguste Stolberg wird vom Sept. 1776 an spärlicher: noch einige Zeilen im folgenden Jahre, wieder einige im Jahre 1778, dann ein Zettelchen im Jahre 1780, worin schon das trauliche „Du" dem „Sie" gewichen ist, und endlich eines im Jahre 1782, womit die Correspondenz abbricht. Vierzig Jahre später werden wir Beide über die weite Kluft ihrer ganz verschiedenen Lebensanschauung hinüber noch einmal und zum letzten Mal ein freundliches Wort wechseln hören.

Um dieselbe Zeit, wo sich das Verhältniß zu den Stolbergen zu lockern begann, trat ein damit in Zusammenhang stehender förmlicher Bruch zwischen Goethe und Klopstock ein. Die Gerüchte von Goethe's und des Herzogs Treiben waren auch nach Hamburg zu Klopstock gelangt, der, in seiner ehrenhaften Geradheit, unter dem 8. Mai 1776 folgenden Brief an Goethe richtete: „Hier ein Beweis von Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß; denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Thun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deßwegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben, als ich, strenge beurtheile. Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt? Der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl starkgeborne Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art frühe hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollten. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Tone fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen, was ich fühle, daß es geschehen wird! Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können; denn

sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden, und läßt sich der denn auch etwa niederhalten? Louisens Gram, Goethe! — Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben, wie ich! — — Ich muß noch ein Wort von meinem Stolberg sagen. Er kommt aus Freundschaft zum Herzog. Er soll also doch wohl mit ihm leben? Wie aber das? Auf seine Weise? Nein, er geht, wenn es sich nicht ändert, wieder weg. Und was ist dann sein Schicksal? Nicht in Kopenhagen, nicht in Weimar. Ich muß Stolberg schreiben; was soll ich ihm schreiben? Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen, oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegentheil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören will."

Mag immerhin dieser Brief von dem Vorwurfe ungeschickter Zudringlichkeit nicht ganz freizusprechen sein, so hätte er doch, als Ausfluß einer ehrenwerthen Gesinnung und aufrichtiger Freundschaft, von dem jüngern Manne, der dem Dichter des Messias und so mancher schönen Ode viele glückliche Stunden verdankte, eine andere Antwort verdient, als folgende (vom 21. Mai 1776): „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nichts und machen uns immer ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als ein Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen, oder sophistisch entschuldigen, oder als ein ehrlicher Kerl vertheidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen Dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen*) antworten sollte. — Dem Herzog that's einen Augenblick weh, daß

---

*) Aus G.'s Briefen an Frau von Stein sieht man, daß auch Zimmermann „eine solche Anmahnung" an ihn hatte ergehen lassen. „Grüße Zimmermann," schrieb er ihr den 5. Juli 1776, „sag' ihm, ich hab' ihn nicht verkannt, aber ich hab' einen Pik auf all' meine Freunde, die mich mit Schreiben von dem, was man über mich sagte, wider ihren Willen plagten. Du kennst meine Lage am besten; also sage ihm, was Dir's Herz sagt."

es ein Klopstock wäre. Er liebt und ehrt Sie; von mir wissen und fühlen Sie eben das. Leben Sie wohl. Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer, und will's Gott, besser, als er uns gesehen hat. Goethe." — Die unsers Bedünkens wohlverdiente Antwort (Hamburg, den 29. August 1776) lautete: „Sie haben den Beweis meiner Freundschaft so sehr verkannt, als er groß war, besonders deßwegen, weil ich unaufgefordert mich höchst ungern in das mische, was Andere thun. Und da Sie sogar unter all solche Briefe, und all solche Anmahnungen (denn so stark drücken Sie sich aus) den Brief werfen, welcher diesen Beweis enthielt, so erkläre ich Ihnen hiemit, daß Sie nicht werth sind, daß ich ihn gegeben habe. — Stolberg soll nicht kommen, wenn er mich hört, oder vielmehr, wenn er sich selbst hört. Klopstock."

Während Stolberg einer freundlichen Einladung nach Weimar nicht entsprach, erschien Lenz, das Naturkind, ungeladen. Er hatte von seines Freundes Glücksstern vernommen und wünschte in seiner Nähe zu sein. Eines Tages traf er, mit einer ziemlich heruntergekommenen Garderobe, im Gasthofe zum Erbprinzen zu Weimar ein und schickte sogleich an Goethe, der dem Herzog in einer Unpäßlichkeit Gesellschaft leistete, eine Karte mit den Worten: „Der lahme Kranich ist angekommen; er sucht, wo er seinen Fuß hinsetze. Lenz." Goethe zeigte unter lautem Lachen das Billet dem Herzog, welcher den wunderlichen Ankömmling sogleich zu holen befahl. Es erschien eine kleine, zusammengedrückte Figur, aber voll Selbstgefühl und Keckheit, die er auch gleich den folgenden Abend bewies. Es war an demselben bal paré bei Hofe; und der ceremoniöse Graf Görz leitete das Ganze. Lenz verwechselte bal paré und bal masqué, läßt sich einen Domino holen und begibt sich in diesem Aufzuge an den Hof. Groß war Aller Erstaunen, als plötzlich in den Kreis der zum Tanz geschmückten Herren und Damen ein rother Domino tritt. Lenz bemerkt nicht, was er für eine Rolle spielt, und fordert ein Fräulein von Laßberg zum Tanze auf. Da wird es denn sogleich ruchbar, daß ein Fremder, ein Unebenbürtiger in die Gesellschaft eingedrungen, und der Kammerherr von Einsiedel meldet eiligst den Vorfall dem Herzog. Dieser läßt den Huronen zu sich bescheiden und hält ihm eine Strafpredigt, gewährt ihm aber Herberge, weil er an dem

närrischen Kauz Gefallen fand *). Lenz ließ es sich in Stadt, Wald und Gebirge wohl sein, ermüdete jedoch endlich Aller Geduld durch seine Albernheiten. Am 16. März 1776 meldet Goethe an Lavater: „Lenz ist unter uns wie ein krankes Kind." Wieland berichtet über ihn am 10. Mai an Jacobi, er mache alle Tage regelmäßig seinen dummen Streich und wundere sich hinterdrein darüber wie eine Gans, wenn sie ein Ei gelegt. In einem Briefe an Merck vom 9. September nennt er ihn „eine seltsame Composition von Genie und Kindheit. So ein zartes Maulwurfsgefühl und so ein nebligter Blick!" Und in einem spätern Briefe ist ihm Lenz ein heteroklites Geschöpf, gut und fromm wie ein Kind, aber zugleich voller Affenstreiche, daher er oft ein schlimmerer Kerl zu sein scheine, als er es zu sein vermöge. Zuletzt verursachte er Goethe'n einen starken, durch mehrere Tage sich hinziehenden Verdruß, den dieser in seinem Tagebuch unter dem 26. November 1776 als eine „Eselei" bezeichnet. Nach Böttiger hatte er eine Klatscherei zwischen der Herzogin Mutter und der Frau von Stein angestiftet. Jedenfalls muß der Streich arg gewesen sein, da er Lenzens Entfernung veranlaßte. Auf seine schriftliche Bitte vom 30. November ward ihm nur ein Tag Frist gewährt. Zu seinem Unglück wandte er sich wieder nach dem Elsaß, wo er, nach Goethe's Entfernung, ein Liebesverhältniß mit Friederike von Sesenheim angeknüpft hatte. Hier brach sein stilles Hinbrüten in vollen Wahnsinn aus. Er hielt sich auch später eine Zeitlang bei Goethe's Schwager in Emmendingen auf und kam zuletzt außer Beziehung zu ihm und den Weimaranern. Er starb in Armuth und beinahe vergessen zu Moskau am 24. Mai 1792. Man darf wohl behaupten, daß Lenz zum Theil an Goethe, ohne dessen Schuld, zu Grunde gegangen ist, er beneidete seine Liebe, sein Glück und seinen Ruhm.

Am 24. Juni 1776 fand sich auch Klinger, Goethe's Landsmann und früher Genoß des Frankfurter Kreises, unerwartet in Weimar ein. Seine Aufnahme bei Goethe und

*) S. Böttiger, I, 18 f., und Falk, 126 ff., welche dieselbe Geschichte mit einigen Varianten erzählen.

Wieland schildert ein Brief an Christoph Kayser in Zürich: „Am Montag kam ich hier an, lag an Goethe's Halse, und er umfaßte mich mit inniger, mit aller Liebe: „Närrischer Junge," und kriegte Küsse von ihm: „Toller Junge!" und immer mehr Liebe. Denn er wußte kein Wort von meinem Kommen, so kannst Du denken, wie ich ihn überraschte. O was ist von Goethe zu sagen! ich wollte eher Sonne und Meer verschlingen! Gestern brachte ich den ganzen Tag mit Wielanden zu. Er ist der größte Mensch, den ich nach Goethe gesehen, den Du nie imaginiren kannst als von Angesicht zu Angesicht. Größe, Liebe, Güte, Bescheidenheit — Hier sind die Götter! Hier ist der Sitz des Großen! Lenz wohnt unter mir und ist in ewiger Dämmerung. Der Herzog ist vortrefflich, und ich werd' ihn bald sehen. Glaub' von Allem nichts, was über das Leben hier geredet wird, es ist kein wahres Wort daran. Es geht Alles den großen simpeln Gang, und Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wir's nicht begreifen." Trotz dieser Begeisterung für Goethe und des warmen Empfangs, den er gefunden, stellten sich bald Mißverhältnisse ein. Klinger's harte und herbe Persönlichkeit sowie der schrankenlose Ungestüm und die Schroffheit und Rohheit seiner Schriften verletzten Goethe, in welchem sich schon ein geheimer Widerwille gegen das Naturevangelium, wie es seine kraftgenialischen Genossen auffaßten, zu regen begann *). „Klinger ist unter uns wie ein Splitter im Fleisch," meldete Goethe an Lavater am 16. September 1776; „er schwürt und wird sich herausschwüren leider." Und fast die nämlichen Worte schrieb er über ihn an demselben Tage an Merck. Goethe hatte es schon ein paar Monate früher, im Juli, deutlich empfunden, daß er nicht „mit Klinger wandeln könne," er gestand es ihm sogar, daß seine Nähe ihn drücke; aber Klinger, ganz außer sich über dieß Bekenntniß, verstand Goethe nicht, der eine nähere Erklärung weder geben konnte, noch mochte **). Eines Morgens kam Klinger zu Goethe, zog ein großes Paket Manuscript aus der Tasche und las daraus der Gesellschaft vor. Eine Weile hielt Goethe Stand; dann aber sprang er auf und

*) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 62.

**) Brief an Merck vom 24. Juli 1776.

lief davon mit dem Ausruf: „Was für verfluchtes Zeug ist's, was Du da wieder einmal geschrieben hast! Das halte der Teufel aus!" Klinger ließ sich dadurch nicht aus der Fassung bringen, sondern, nachdem er ruhig aufgestanden war und das Manuscript eingesteckt hatte, äußerte er nur: „Curios! das ist nun schon der Zweite, mit dem mir das heute begegnet ist." Als man es Goethe'n berichtete, bemerkte dieser prophetisch, eine „so verteufelte Contenance" zeige, daß Klinger zum General geboren sei. Nach Böttiger soll er als ein Tracassier, wegen Klatschereien, die er zwischen hohen Damen angeregt, von Weimar verabschiedet worden sein *). Wahrscheinlich waltet hierbei eine Verwechselung mit Lenz ob. Der Herausgeber der Briefe an und von Merck sagt in einer Note (S. 271), Goethe sei in Weimar kalt gegen Klinger geworden, weil er den Ohrenbläsereien Kaufmann's Glauben geschenkt. Als Klinger später der Sache auf den Grund gekommen war und sich kurzer Hand bei Goethe gerechtfertigt hatte, sei die alte Freundschaft schnell wieder hergestellt gewesen.

Der eben erwähnte Kaufmann, ein Schweizer aus Winterthur, geb. 1753, gest. 1795 als Arzt der Brüdergemeinde zu Herrenhut, ein Intriguant und Abenteurer von Groß-Cophtaischer Art, ein Panurgos, dessen Devise war: „Man kann Alles, was man will; man will, was man kann," und der damals eine Zeitlang Hohe und Niedere, Fürsten und Gelehrte durch vorgespiegelte Geheimkünste berückte, hielt sich gleichfalls gegen Ende des Jahres 1776 in Weimar auf. Hier scheint ihn Goethe ganz durchschaut zu haben; denn als er 1779 in das Haus des nunmehr verheiratheten und auf seinem Landgut lebenden Mannes kam, schrieb er folgendes Epigramm an die Thüre:

> Ich hab' als Gottes Spürhund frei
> Mein Schelmenleben stets getrieben;
> Die Gottesspur ist nun vorbei,
> Und nur der Hund ist übrig blieben.

In einem Briefe Goethe's an Lavater vom 5. Juni 1780 heißt es über Kaufmann: „Der Fürst von Dessau ist auch einer von

*) Literar. Zustände und Zeitgenossen II, 20.

denen, die sich jetzo wundern, daß man sich von dem falschen Propheten die Eingeweide konnte bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor, wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind und bei Tage sich keine Rechenschaft zu geben wissen." — „Hüte Dich vor dem Lumpen," so lautet die Fortsetzung des Briefes (bei Hegner, S. 128), „und wenn Du jemals Ursache haben solltest, ihn wieder auf- und anzunehmen, so bedenk unter Anderem auch vorher dabei, daß ich von dem Augenblick an aufhören werde, gegen Dich ganz frei und offen zu sein."

Eine harmlose, gegen diesen heuchlerischen Gaukler lebhaft contrastirende Erscheinung war der alte Vater Gleim*). Er wurde bald nach seiner Ankunft in Weimar zu einer Abendgesellschaft bei der Herzogin Amalie geladen und trug hier Einiges aus dem neuesten Göttinger Musenalmanach vor. Indem er noch las, hatte sich ein junger Mann mit schwarzglänzenden italienischen Augen, gestiefelt und gespornt, in einem kurzen, grünen, aufgeschlagenen Jagdrock unter die Zuschauer gemischt. Gleim machte eine kleine Pause, worin man das Vorgelesene besprach; da erhob sich der feine Jägersmann und erbot sich, damit Gleim nicht ermüdete, ihn im Vorlesen auf einen Augenblick abzulösen. Gleim reichte ihm das Buch, und nun trug er die Gedichte von Voß, Leopold Stolberg, Bürger u. A. trefflich vor. Aber auf einmal war es, als ob den Vorleser der Satan des Uebermuths beim Schopf ergriff, und Gleim meinte, den wilden Jäger leibhaftig vor sich zu sehen. Dieser las Gedichte, die gar nicht im Almanach standen, und wich in alle möglichen Tonarten und Weisen aus. Hexameter (?), Jamben, Knittelverse wurden nach und unter einander herausgeschüttelt; Jeder der Anwesenden erhielt einen Hieb, auch Gleim bekam einen kleinen Stich. Der Vortragende verglich ihn in einer improvisirten Fabel in Knittelversen mit einem frommen und dabei über die Maßen geduldigen Truthahn, der eigene und fremde Eier in großer Menge und mit großer Langmuth besitze und ausbrüte, dem es aber mitunter auch wohl begegne, daß ihm ein Ei von Kreide statt eines

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 201.

wirklichen untergelegt werde. „Das ist entweder Goethe oder der Teufel!“ rief plötzlich Gleim dem gegenüber sitzenden Wieland zu. „Beides,“ gab dieser zur Antwort, „denn heute hat er einmal wieder den Teufel im Leibe; da ist er wie ein muthiges Füllen, das vorn und hinten ausschlägt, und man thut wohl, ihm dann nicht zu nahe zu kommen“ *).

Waren die bisher genannten Männer nur flüchtige Meteore an dem Weimarischen Musenhimmel, so ging diesem am 1. October 1776 mit dem Einzuge Herder's ein bleibender und glänzender Stern auf. Schon am 10. December 1775 hatte Goethe, durch Wieland auf den Gedanken gebracht, eine vorläufige Anfrage an Herder gerichtet, ob er zu der vacanten Stelle eines Weimar'schen Generalsuperintendenten Neigung habe, worauf eine freudig bejahende Antwort erfolgt war. Anfangs Februar 1776 konnte Goethe ihm schon Hoffnung geben, wenn er gleich mit manchen Gegenwirkungen von Neidern und Widersachern zu kämpfen hatte, die Herder's Orthodoxie anfochten. Er trieb zuletzt, wie er an Herder schrieb, „die Kerls mit trefflichen Hetzpeitschen zusammen“, und so erging denn an diesen ein bestimmter Ruf. Goethe schickte ihm eine poetische Epistel, worin es heißt:

Und wie dann unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr in diesen Zeiten
Auf hundert und fünfzig Eseln reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippenstöß **).

Mit Eifer nahm sich Goethe der Herstellung von Herder's Amtswohnung auf dem Topfberge (hinter dem hohen Schieferdache der Stadtkirche) an; und bei der Ankunft in Weimar wurden Herder und seine Gattin, wie die Letztere in ihren „Erinnerungen“ berichtet, von ihm, „als einem treuen, liebenden Freunde“ aufgenommen. Allein das Verhältniß beider Männer gestaltete sich, wie es bei Her-

---

*) Falk, S. 139—142.

**) Aehnlich schrieb Wieland an Merck den 19. Febr.: „Der Messias-Herder wird am Palmarum auf 150 Eseln (seiner subordinirten Geistlichkeit) einreiten.“

der's Charakter nicht anders zu erwarten war, zu einer mehr ernsten, als traulichen Freundschaft, die noch einmal einer größern Innigkeit, aber dann zuletzt einer Entfremdung und stillen Gesinnungsopposition Platz machte. „Nach seinem Naturell nicht zu jovialem Lebensgenuß geeignet, stand Herder nur mit Einem Fuße innerhalb des heiteren Kreises um Herzogin Amalia, dem Herzoge aber immer mit ernster Würdigkeit des Amtscharakters gegenüber. Er war, fast mehr als Klopstock, von innerster Bestimmung, die Religion durch Veredlung des Gefühls und poetische Befruchtung der Gemüther aufzurichten; wie hätte er seinen Beruf, die Kirche wieder zu rechten Ehren zu bringen, und die seinem Amte gebührende Würde zu behaupten, verleugnen mögen!" *) Es war natürlich, daß besonders die ernste Herzogin Louise einen solchen Mann verehrte und gern in seiner Gesellschaft war, sowie auch ihr Oberhofmeister, der Graf Görz, der an manchen Vorgängen in Weimar ein Aergerniß nahm, sich eng an Herder anschloß und sein vertrauter Freund ward. Ferner hielten sich zu ihm der originelle, gutmüthige Weltverächter Einsiedel und der gleichfalls mißvergnügte, auf den Rückzug vom Genieleben bedachte Knebel, welchen Herder den „menschenfreundlichen Timon, den lieben, weisen Grämling" nennt. Wieland schwärmte Anfangs für Herder, bald aber beklagte er sich bei Merck über die „Eminenz" und gesteht, daß er es für den Tod nicht leiden könne, wenn ein Mensch seinen eigenen Werth so stark fühle, und wenn vollends ein starker Kerl ewig seine Freude daran habe, Andere zu necken und zu gecken; er möchte dann gleich ein Dutzend Pyrenäen zwischen sich und ihm haben. Herder sei wie eine elektrische Wolke; von ferne mache das Meteor einen ganz stattlichen Effect; aber der Henker möge solch einen Nachbar über seinem Haupte haben. Das waren indeß nur Ausbrüche augenblicklicher Gereiztheit, worauf schnell wieder herzliche Anerkennung Herder's und seines Werthes folgte. Von dem übermüthigen, kraftgenialischen Treiben hielt sich natürlich Herder ganz zurück; ja er lebte, wie er im Januar 1777 an Hartknoch schrieb, mitten im Strudel der zum Theil verdrießlichen Amtsgeschäfte, sogar stiller und eingezogener, als in Bückeburg. Dennoch ließ ihn

*) Weimars Musenhof, S. 47 f.

die Fama, welche sich damals so viel mit Weimar zu schaffen machte, nicht verschont. Er erscheine, hieß es, gestiefelt und gespornt, in galonnirten Kleidern auf der Kanzel, reite nach jeder Predigt dreimal um die Kirche und zum Thor hinaus u. dgl. m.

Inmitten des Kreises von bedeutenden Personen, die am Weimarischen Musenhofe festen Fuß gefaßt oder nur flüchtig vorüberzogen, sehen wir Goethe bald eine etwas zurückgezogene Stellung einnehmen. Es war unvermeidlich, daß er nicht durch freundschaftliche Hingebung eines Jeden Wünsche befriedigen konnte; er hätte sein ganzes Dasein an die Liebe und Bewunderung der Umgebenden opfern müssen. In den ersten Jahren zog auch sein inniges, fast brüderliches Verhältniß zum Herzog geheime Schranken zwischen ihm und den Freunden. Die Vertraulichkeit Beider ging, nach Riemer's Zeugniß *), damals so weit, daß Goethe unter vier Augen den Herzog duzte, der ihm zeitlebens und überall das Du zurückgab. Sie speis'ten oft tête à tête zusammen, und Goethe schlief in der ersten Zeit zuweilen in des Herzogs Zimmer. Hätte die Welt damals gewußt, was zwischen diesen edlen und feurigen Jünglingsseelen verhandelt wurde, so wäre ihnen die geniale Ungebundenheit in Beider Leben weniger anstößig gewesen. Jede kecke Verletzung der Sitte und des Herkommens ward ausposaunt, aber von ihrem innigen Zusammenstreben nach Selbstläuterung, ihren edlen Vorsätzen, „Gutes zu wirken ohne Hast und ohne Geräusch," wußte das geschwätzige Gerücht nichts zu sagen. Goethe war acht Jahre älter als der Herzog und ihm ohne Zweifel an Lebenseinsicht und Erfahrungen weit überlegen; er sah es auch als eine seiner wichtigsten Aufgaben an, die trefflichen Anlagen des jungen fürstlichen Freundes zum Besten zu leiten und zu entfalten. Aber er stand ihm nicht wie ein ernst mahnender und berathender Mentor, sondern wie ein Mitstrebender, ein Mitgenießender und Mitleidender zur Seite. Für die Rolle eines ruhig führenden Erziehers war er selbst noch zu sehr im Sturm und Drang der Entwickelung begriffen. Zudem widerstritt jeder directe Eingriff in eines Andern Gemüths- und Geistesentfaltung durchaus seiner Ueber-

*) Mittheilungen über Goethe II, 46.

zeugung. Gerade mit Beziehung auf die damalige Entwickelungsstufe des Herzogs heißt es in dem Gedichte „Ilmenau“:

Wer kann der Raupe, die am Zweige kriecht,
Von ihrem künft'gen Futter sprechen?
Und wer der Puppe, die am Boden liegt,
Die zarte Schale helfen durchzubrechen?
Es kommt die Zeit, sie drängt sich selber los
Und eilt auf Fittigen der Rose in den Schooß.

In eben diesem Gedichte schildert er den Herzog, wie sich sein Charakter in der Erstlingszeit ihrer Freundschaft darstellte:

Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrthum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da bald dort hinaus,
Und von unmuthiger Bewegung
Ruht er unmuthig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein.

Goethe war sein treuer Gefährte bei den verwegensten Abenteuern und gab sich mit ihm unbändiger Jugendlaune hin. Aber er ging ihm zugleich im Lebensernst mit seinem Beispiele voran. Mitten „in dem bunten Treiben der Welt, unter Verdruß, Hoffnung, Liebe, Abenteuern, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Flittern“ *) vergaß Goethe nicht der ernsten „Arbeit“; sein Erstes war, den ihm zur Wirksamkeit angewiesenen Boden kennen zu lernen, ihn anzuschauen; er bewährte, was Wieland am 5. Juli 1776 über ihn geschrieben hatte: „Bis man 1777 zählt, wird ihm vom Detail unsrer Sachen wenig fehlen.“ Und so fühlte auch der Herzog, trotz seiner Abneigung gegen die „elende Philisterei des Geschäftlebens“ **), trotz mancher fürst-

*) Brief an Lavater vom 8. Januar 1777.
**) Brief an Knebel vom 17. Juli 1780.

lichen Passionen und seiner Freude am Leben in freier Natur, doch immer lebhafter die Pflichten seines Berufs und widmete sich mit jedem Tage mehr einer ernsten Thätigkeit für sein Land. Es wäre unrecht, darin bloß eine Folge der Einwirkung Goethe's sehen zu wollen; Carl August's edle Natur, die Friedrich der Große und der Coadjutor Dalberg schon früh erkannten*), würde auf die Dauer schon selbst den Weg zum schönen Maß und zur Berufstüchtigkeit gefunden haben. Aber, daß er ihn so bald fand, und daß seiner Regierung eine so reiche Fülle des Schönen und Segensreichen entsproß, das dürfen wir zum großen Theil auf Rechnung von Goethe's Einfluß setzen. „Wenn Sie den Herzog lieb haben," heißt es in einem Briefe von Knebel an Lavater aus dem Jahr 1780, „so bedenken Sie, daß ihm Goethe zwei Drittheile seiner Existenz gegeben." Aber auch noch über die Zeit hinaus, wo Knebel dieses schrieb, dauerte Goethe's leise Einwirkung fort. „Der Herzog ist sehr gut und brav," vertraut er Lavater'n im August 1780; „wenn ich nur noch einigen Raum für ihn von den Göttern erhalten kann! Die Fesseln, an denen uns die Geister führen, liegen ihm an einigen Gliedern gar zu enge an, da er an anderen die schönste Freiheit hat."

Wir kehren von diesen vorgreifenden Bemerkungen in's Jahr 1776 zurück, wo der Herzensbund Goethe's mit seinem Fürsten in der ersten frischen Blüthe stand. Gegen den 18. Juli machten sie zusammen eine Excursion nach Ilmenau und blieben daselbst bis in die Mitte Augusts. Goethe schrieb von dort an Merck (24. Juli): „Wir wollen sehen, ob wir hier das alte Bergwerk wieder in Bewegung setzen." Ohne Zweifel wurden aber Beide vorzüglich durch ihre Liebe zur freien Natur so lange in der anmuthigen Gegend festgehalten. Während der Herzog Hirschen nachstellte, ging Goethe, noch immer von gleicher Dilettanten-Leidenschaft für's Zeichnen befangen, auf Landschaften aus und nahm selbst zur Jagd sein Porte-

*) In des Grafen Görz Denkwürdigkeiten wird berichtet, daß Friedrich, als der vierzehnjährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, zum Herzoge Carl von Braunschweig sagte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtigte. Und Dalberg nannte 1775 in einem Briefe den jungen Herzog „eine Fürstenseele, wie er sie noch nie sah."

feuille mit. Es gehe aber auch bald, meint er in dem Briefe an Merck, „wie sich's gehört." In der Einsamkeit des schönen waldigen Thales, zu dem er später noch so oft „mit wechselndem Geschicke" wiederkehren sollte, warf er prüfende Blicke auf sein bisheriges Weimarisches Leben zurück und war mit dem Erfolge nicht unzufrieden. „Hab' mich immer lieb," so lautet der Brief an Merck weiter, „glaub', daß ich mir immer gleich bin; freilich hab' ich was auszustehen gehabt; dadurch bin ich nun ganz in mich gekehrt. Der Herzog ist eben so, daran die Welt freilich keine Freude erlebt; wir halten zusammen und gehen unsern eigenen Weg, stoßen so freilich allen Schlimmen, Mittelmäßigen und Guten für'n Kopf, werden aber doch hindurchdringen; denn die Götter sind sichtbar mit uns.

Der Gedanke, daß man durchaus, um zu innerer Beruhigung zu gelangen, seinen eigenen Weg wandeln müsse und sich selbst durch abweichende Urtheile, durch Warnungen und Rath der Guten nicht irren lassen dürfe, war jetzt bei Goethe zur entschiedensten Ueberzeugung geworden. In den fragmentarischen Andeutungen über sein Leben, die unter den „Biographischen Einzelnheiten" mitgetheilt sind*), sagt er uns selbst, wie sich diese Ueberzeugung in ihm entwickelte. Er hatte schon früher auf seinem Lebenswege manchen „trefflichen Mentor" gefunden, ohne daß ihm einer derselben eine zuverlässige Magnetnadel für die gefährliche Reise überliefert hätte. „Der Eine," sagt er, „setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der Andere in eine gewisse Gewandtheit, der Dritte in Gleichgiltigkeit und Leichtsinn, der Vierte in Frömmigkeit, der Fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der Folgende in eine imperturbable Heiterkeit und immer so fort, so daß ich vor meinem zwanzigsten Jahre fast die Schulen sämmtlicher Moral-Philosophen durchlaufen hatte." Kein Wunder, wenn er bei solchen unausgleichbaren Differenzen und Widersprüchen zuletzt ganz allein an sich selbst appellirte. Dann wurde ihm aber auch eine innere Freistätte, wo ihm Niemand hemmend entgegen treten durfte, mit den Jahren um so mehr zum Bedürfniß, als er die unausweichlichen Beschränkungen des äußern Lebens immer stärker empfand. „Wie

*) Goethe's W. (Ausg. in 40 B.) Bd. 27, S. 505 ff.

frei und ungebunden ich lebte," sagt er selbst in jenen fragmentarischen Andeutungen, „wie froh ich mich gegen meine Gesellen und mit meinen Gesellen äußerte, so wurde ich doch sehr bald gewahr, daß uns die Umgebungen, wir mögen uns stellen, wie wir wollen, immer beschränken, und ich fiel daher auf den Gedanken, es sei das Beste, uns wenigstens innerlich unabhängig zu machen."

Das Gefühl dieser innern Freiheit, verbunden mit einer religiösen Resignation, die, im Vertrauen auf ein liebreich leitendes Schicksal, allem ungeduldigen Kampfe gegen augenblicklich nicht zu beseitigende Verhältnisse entsagt, spricht sich in einem damals entstandenen schönen Gedichte, „Dem Schicksal" überschrieben, aus. Goethe dichtete es am 3. August 1776 im Thüringer Walde, Morgens unter dem Zeichnen. Es lautet in seiner ursprünglichen Form:

Was weiß ich, was mir hier gefällt,
In dieser engen kleinen Welt
Mit leisem Zauberband mich hält!
Mein Carl und ich vergessen hier,
Wie seltsam uns ein tiefes Schicksal leitet;
Und ach! ich fühl's, im Stillen werden wir
Zu neuen Scenen vorbereitet.
Du hast uns lieb, Du gabst uns das Gefühl,
Daß ohne Dich wir nur vergebens sinnen,
Durch Ungeduld und glaubenleer Gewühl
Voreilig Dir niemals was abgewinnen.
Du hast für uns das rechte Maaß getroffen,
In reine Dumpfheit *) uns gehüllt,
Daß wir, von Lebenskraft erfüllt,
In holder Gegenwart der lieben Zukunft hoffen.

Aus diesen Versen ist später das Lied entstanden, das sich in Goethe's Werken **) unter dem Titel „Einschränkung" findet. Durch die Umformung hat das Gedicht bedeutend verloren; nament-

*) „Dumpfheit haben bloß gescheite Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und Liebenden; es ist der schöne zauberische Schleier, der Natur und Wahrheit in ein heimliches Licht stellt" (Tiefurter Journal, S. 292). Daher sagt Goethe: „Auch mache ich Manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste ist" (Briefe an und von Merck, S. 125.)

**) I, 81 (Ausg. in 40 B.) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 348 ff.

lich ist der Ausdruck jenes religiösen Vertrauens daraus weggetilgt. Früher sagte der Dichter, er wolle nicht vorzeitig vom Schicksal sich saure Früchte ertrotzen, nicht durch glaubenleeres, wühlendes Schaffen ihm seine Schätze abzwingen, sondern geduldig der lieben Zukunft harren; er wisse, daß das Schicksal ihm und dem Freunde das rechte Maß zutheile; für den Augenblick habe es ihnen auferlegt, rein und unverfälscht mit ihrem reichen Geistesgehalt sich dumpf in sich selbst zu hüllen und noch nicht in klaren Geisteswerken und Thaten aus sich heraus zu treten, sondern die Gaben, welche die holde Gegenwart bietet, im lebenskräftigen Busen künftigen Tagen aufzubewahren. — Dagegen ruft jetzt der Dichter mit schmerzlicher Sehnsucht aus: O wäre doch das rechte Maß getroffen! d. h. wäre mir doch nicht zu viel aufgebürdet, mehr, als Geist und Herz bewältigen können! Die Beziehung auf den Herzog ist gleichfalls bei der Umarbeitung ausgeschieden worden, was sich daraus erklärt, daß Goethe mit zunehmendem Alter mehr und mehr die Familiarität, die zwischen ihm und dem Fürsten bestand, den Augen des Publicums entzog.

Bei der Rückkehr von Ilmenau empfingen ihn wieder die vielverschlungenen amtlichen, höfischen und geselligen Verhältnisse. Wieland rühmt in einem Briefe an Merck vom 24. August, wie sich Goethe in denselben so „lieb und brav und fest und männlich" benehme. „Alles geht so gut es kann," setzt er hinzu, „und die Welt, die so viel dummes Zeug von uns sagt und glaubt, hat groß Unrecht. Die Zeit wird auch uns Gerechtigkeit widerfahren lassen." Gegen Ende Augusts oder zu Anfang Septembers kam der Erbprinz von Darmstadt nach Weimar zu Besuch, wodurch Goethe eine Reihe von Tagen hindurch wieder stark für den Hof in Anspruch genommen wurde. Der Prinz gefiel ihm sehr, und er übte an ihm unter all den kleinen parties de plaisir, wovon Wielaud in einem Briefe an Merck (vom 9. Sept.) berichtet, im Stillen seine Fürstenpädagogik. „Der hiesige Aufenthalt," schreibt Wieland an Merck, „ist dem Erbprinzen im Ganzen vortheilhaft gewesen, denken wir, und Ihr, lieber Herr und Freund, werdet's spüren, wenn er wieder nach Darmstadt kommt. Goethe bittet Sie nur, etwas von Ihrer gewöhnlichen Reserve mit dem Fürstenvolk bei ihm nachzulassen und so offen und natürlich zu sein, als er Sie seines Orts durch sein

Betragen dazu einladen wird. Er hat hier starke Eindrücke bekommen, was ein Mann, wie Ihr, werth ist" *).

Mitten in diesen äußerlich bewegten Tagen, am 11. September, entstand das schöne und in biographischer Hinsicht sehr interessante Gedicht „Seefahrt". Der kühne Seereisende ist Goethe selbst. Das Gedicht stellt uns, bis zu seinem letzten Aufenthalt in Frankfurt zurückgehend, in allegorischer Weise seine damalige Lebenslage dar. Nach der Universitätszeit hielt er sich, wie wir wissen, ein paar Jahre in der Vaterstadt auf, nicht ganz entschlossen, welche Lebensbahn er einschlagen sollte. Im Grunde stand es ohne Zweifel bei ihm fest, daß die eigentliche Aufgabe seines Lebens eine möglichst volle Entwickelung seines Wesens und der ihm verliehenen Talente sein müsse; die äußeren Verhältnisse aber, in denen dieß geschehen sollte, wollte er sich nicht gewaltsam schaffen und bereiten; er ließ hier das Schicksal gewähren und wartete auf günstigen Wind, um sich auf der hohen See des Weltlebens einzuschiffen. Reich befrachtet war sein Schiff; er hatte so Vieles in und an sich ausgebildet, so schöne Fertigkeiten und Kenntnisse sich erworben, und, was das Wichtigste war, er sah sich von der Natur so reich ausgestattet, daß er die Fahrt mit kühnen Hoffnungen antreten konnte. Er brachte jene Zeit, wo er in seiner Vaterstadt, wie in einem sichern Hafen, lebte, nicht in mißmuthigem und gespanntem Harren zu; schaffend und genießend freute er sich seines Daseins, freute sich eines lebhaften mündlichen und schriftlichen Verkehrs mit näheren und ferneren Freunden. Nicht lange währte es, da zeigte sich ein lockendes, vielversprechendes Verhältniß. Seine Freunde jauchzten „Hoffnungslieder nach im Freudetaumel," als sie einen edeln jungen Fürsten ihn zum Günstlinge, zum Führer wählen sahen. Aber bald zeigten sich auch die Schwierigkeiten seiner Stellung. Er erkannte, wie er Vielen zum Aergerniß gereichte, wie man um ihn her stutzte und scheel sah; die schlimmsten Gerüchte wurden über ihn ausgesprengt; die tausendfachen Beziehungen zur Gesellschaft, zum Hofe, die Sorgen des fürstlichen Berufs, die er mit dem Herzoge theilen mußte, schienen seine Dichterader vertrocknen, seinen Genius erlöschen zu lassen. Da mußte es seinen Freunden bange um

*) Vergl. den Brief Goethe's an Merck vom 16. Sept. 1776.

ihn werden; sie glaubten ihn „weg verschlagen von dem Glücke" und fürchteten, er möge „zu Grunde gehen". Wie aber Goethe in seinen damaligen Briefen an Merck und Lavater sich vertrauensvoll über seine Lage ausspricht, so auch in diesem Gedichte. Er rühmt von sich selbst, daß er „mannlich an dem Steuer stehe;"

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen.
Herrschend blickt er in die grimme Tiefe
Und vertrauet landend oder scheiternd
Seinen Göttern *).

Eine ähnliche Stimmung spricht sich in einem etwas früheren Gedichte aus, das sich jetzt mit der Ueberschrift „Muth" unter Goethe's Liedern findet. Es erschien bereits zu Anfange des Jahres 1776 in Wieland's Mercur unter dem Titel „Eis-Lebens-Lied". Vielleicht sang es sich Goethe im ersten Winter zu Weimar beim Schlittschuhlaufen vor, indem seine bedenklichen Verhältnisse einen Augenblick an seiner Seele vorüber gingen:

Sorglos über die Fläche weg,
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Bricht's gleich, bricht's nicht mit Dir!

Das letzte Viertel des Jahres 1776 schwand unserm Freunde noch besonders in großer Vielgeschäftigkeit hin. „Goethe ist bald da, bald dort," meldet Wieland an Merck den 7. October 1776, „und wollte Gott, er könnte wie Gott allenthalben sein!" Und zehn Tage später: „Goethe ist immer der nämliche — immer wirksam, uns Alle glücklich zu machen, oder glücklich zu erhalten — und selbst nur durch Theilnahme glücklich — ein großer, edler, herrlicher, verkannter Mensch, eben darum verkannt, weil so Wenige fähig sind, sich einen

*) Vergl. oben S. 242 die Stelle in dem Briefe an Lavater: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt u. s. w." Goethe legte Abschriften des Gedichtes einem Briefe an Merck vom 11. Sept. und einem an Lavater vom 16. Sept. bei.

Begriff von einem solchen Menschen zu machen.“ In seine Beschäftigungen im November läßt ein Tagebuchfragment bei Riemer blicken: „Den 1. pflanzte er Linden, den 7. brachte er die Bienen zur Winterruhe; Abends Baugrillen im Garten und Feldzug gegen die Jahreszeit; am 15. Probe der Mitschuldigen; am 21. spielte er in seinen Geschwistern.“ Den folgenden Tag schrieb er an Merck: „Dein Schicksal (der Verlust eines Kindes) drückt mich, da ich so rein glücklich bin. Ich wohne noch im Garten und balge mich mit der Jahreszeit herum, und die Abwechselungen der Witterung und der Welthändel um mich frischen mich immer wieder neu an; ich bin weder Geschäftsmann noch Hofmann und komm in Beidem fort. Der Herzog und ich kriegen uns täglich lieber, werden täglich ganzer zusammen; ihm wird's immer wohler und ist eben eine Creatur, wie's keine wieder gibt. Uebrigens ist eine tolle Compagnie von Volk hier beisammen; auf so einem kleinen Fleck, wie in einer Familie, find't sich's nicht wieder so.“

Die „rein glückliche“ Stimmung, von welcher er spricht, athmet auch in dem eben erwähnten kleinen, einactigen Drama „Die Geschwister.“ Nach einer Notiz bei Riemer wurde es am 26. Oct. ersonnen und bis zum 31. abschriftlich fertig gemacht. Böttiger's handschriftlichem Nachlaß zufolge soll der Dichter das liebliche Stück der damals reizend aufknospenden Amalie Kotzebue (nachmaligen Gildemeister, Schwester des Lustspieldichters) zu Gefallen geschrieben und sich und die Geliebte darin copirt haben. Letzteres kann nicht ganz ohne Einschränkung angenommen werden*). Amalie Kotzebue, die Goethe wiederholt in seinen biographischen Bekenntnissen als ein sehr liebenswürdiges Mädchen bezeichnet**), mag ganz ein so naives, gefühlvolles Gemüth gewesen sein, wie Mariane, und dabei so schön und anmuthig, wie ihr Bruder, ein munterer Knabe, welcher in jener Zeit oft in Goethe's Garten Sprenkel stellte und

*) Schöll (im Deutschen Museum, 1851 Heft I, S. 1 ff.) hat auf eine geistreiche Weise das Stück aus Goethe's Verhältniß zur Frau von Stein herzuleiten versucht.

**) Goethe's W. B. 22, S. 398; B. 27, S. 503.

diesen durch sein freies, frisches Wesen ergötzte. Goethe rühmt von ihr später noch besonders, daß sie sich „als Gattin und Mutter stets verehrungswürdig gezeigt," worin vielleicht eine leise, selbstgefällige Andeutung liegt, daß er ihr in den Geschwistern kein unrichtiges Prognostikon gestellt. Aber Wilhelm kann nur in einigen Zügen für ein Abbild des Dichters gelten. Seine Freude an der alten Käsefrau, mit der Brille auf der Nase, die er beim nächtlichen Spaziergange durch die Stadt lange betrachtet, ist allerdings ächt Goetheisch und erinnert an den Aufenthalt beim Dresdener Schuster, wo Goethe überall Bilder von Schalken und Ostade zu erblicken glaubte. Ebenso fühlt man sich an des Dichters Lebensschicksale in folgender Stelle gemahnt, wo Wilhelm Marianens vermeintliche Untreue als eine Strafe für seine eigenen früheren, leichtsinnig geknüpften und gebrochenen Liebesverhältnisse betrachtet: „Du liegst schwer über mir und bist gerecht, vergeltendes Schicksal! — Warum stehst Du da? Und Du? Just in dem Augenblicke! — Verzeiht mir! Hab' ich nicht gelitten dafür? Verzeiht! es ist lange! — Ich habe unendlich gelitten. Ich schien euch zu lieben; ich glaubte euch zu lieben; mit leichtsinnigen Gefälligkeiten schloß ich euer Herz auf und machte euch elend!" Darin scheint die in früheren Dramen ausgesprochene Reue wieder anzuklingen, und Wilhelm erinnert hier an Weislingen und Clavigo. Und so ließe sich noch anderes „interessante Detail" in der Figur Wilhelm's nachweisen, das er aus seinem eigenen Herzen und seinen Erlebnissen geschöpft hat. Aber dafür gibt es auch wieder Züge, die nicht wohl eine Vergleichung mit Goethe selbst zulassen.

Es ist ein merkwürdiges, aber nicht schwer zu erklärendes Phänomen, daß der Dichter gerade zu der Zeit, wo er sich in eine hohe Stellung, in geist- und gemüthzerstreuende Verhältnisse einlebte, mit solcher Innigkeit und Wärme dieses Bild eng abgeschlossener, bürgerlicher Häuslichkeit ausführen konnte. Die Sehnsucht nach stillem ehelichen Glücke, welches ihm durch seine neuen Verbindungen ferner gerückt war, färbt das ganze Gemälde. Sie ist die herrschende Empfindung in beiden Hauptcharakteren und selbst eine Triebfeder in dem Nebencharakter des Fabrice, der doch eigentlich nur als Werkzeug zur Belebung der Handlung und des Spiels der Gefühle jener Beiden dient, indem er Marianen zum deutlichen Bewußtsein und zum

Geständniß ihrer Liebe treibt, in Wilhelm die Eifersucht erweckt und so die Katastrophe befördert. Bewundernswürdig ist die psychologische Tiefe und Wahrheit aller Züge, aber ebenso die Feinheit und Delicatesse, womit der Gegenstand behandelt ist. Die hier zu lösende Aufgabe war nicht minder zart, als das Sujet der Stella, denn es galt die Darstellung der Geschlechtsliebe bei vermeintlichem Geschwisterverhältniß. Dann ist auch die feste Beschränkung auf die gestellte Aufgabe zu rühmen. Kein Satz, kein Wort in dem Drama, welches nicht in engster Beziehung zur Grundidee stände. Jedes Glied des Ganzen ist aus einer und derselben Wurzel emporgeschossen; das Stück ist durch und durch aus Einem Princip organisirt, aber nicht aus einem abstracten Gedanken heraus, sondern aus der lebendigen Anschauung und Empfindung eines bestimmten Verhältnisses. Zelter schrieb über dieses Kleinod unsrer dramatischen Literatur am 15. Juni 1828 an Goethe: „Gestern habe ich zum ersten Male Dein liebes Stück „die Geschwister" im Königsstädter Theater vernommen und mich gleich sehr an dem gefälligen Stoff, als an dem allerliebsten Spiele der artigen Nina Sonntag von Herzen ergötzt. Das verdächtig Bewußte in Wilhelm's Neigung, gegen die zärtliche, keusche mehr als Schwesterliebe des Mädchens, schwebt in feinster Sittlichkeit ohne Affectation, wenn dagegen ein Ehepaar, wie Geschwister lebend, mir abgeschmackt vorkommt. — Denke ich mir die bequeme Conception von Innen heraus, so stellt es den Dichter selber als reinen Jüngling dar, wie er, beiden Welten angehörig, aus der productiven Natur sich zur geistigen Höhe erhebt. Man weiß Alles von vorn herein, wie es kommen muß; der ganze Stoff breitet sich selber vor Herz und Geist aus und wirkt wie die Erfüllung einer schönen Verheißung. Die wohlthätige Angst, ja die letzte höchste Freude ist ein seliger Schmerz, den die schöne Seele ohne Ende wünschen möchte."

Zum Abschluß des Jahres 1776 sei noch eines Ausfluges gedacht, den Goethe den 2. December nach Leipzig und von dort nach Dessau machte. Unterwegs, hinter Holzweissig, ward er vom Herzog, dem Erbprinzen von Darmstadt und Kaufmann eingeholt; und Alle blieben bis zum 21. December in Wörlitz. Dann wurde am folgen-

den Tage der Rückweg nach Weimar von Goethe und dem Herzoge durch einen Courierritt von früh Morgens halb sieben bis Nachmittags drei Uhr zurückgelegt. Auf dieser Reise entstand wahrscheinlich ein Theil des Schauspiels Lila, das für den nächsten Geburtstag der Herzogin Luise (d. 30. Januar) bestimmt war. Wir werden im folgenden Capitel diese Dichtung, so wie das ungefähr gleichzeitige Monodram Proserpina, desgleichen ein interessantes Gedicht vom 2. November 1776 „An den Geist des Johannes Secundus" näher betrachten. Auf anderweitige poetische Plane, die Goethe'n im Laufe des Jahrs 1776 beschäftigten, aber nicht zur Ausführung kamen, deuten die Briefe an Frau von Stein. Im Mai berichtete er ihr, er wohne in tiefer Trauer über einem Gedichte, das er für Gluck über den Tod seiner Nichte machen wolle; und während der Ilmenauer Excursion schrieb er an einem wahrscheinlich dramatischen Stücke, „der Falke" betitelt. „Meine Giovanna," heißt es darüber in einem Billet an Frau von Stein vom 8. August, „wird viel von Lili haben; Du erlaubst mir aber doch, daß ich einige Tropfen deines Wesens drein gieße, nur so viel es braucht, um zu tingiren." Endlich ging, wenn Riemer's Annahme richtig ist, schon in diesem Jahre die erste Idee der Iphigenie in seiner Seele auf, als ein Zeichen, daß die Fluthen der Sturm- und Drangzeit sich in ihm zu glätten und zu klären begannen. Was diesen Läuterungs- und Beruhigungsproceß besonders förderte und beschleunigte, werden wir sogleich im Beginne des nächsten Capitels erfahren.

Zehntes Capitel.

Verhältniß zur Frau von Stein. Corona Schröter. — **Das Jahr 1777:** Geburtstagsfest der Herzogin Louise; das Melodram Proserpina; das Schauspiel Lila. Goethe's Zurückgezogenheit. Tod seiner Schwester. Ausflüge nach Kochberg. Peter Imbaumgarten. Aufenthalt in Eisenach und auf der Wartburg; Anfänge von Wilhelm Meister's Lehrjahren; der Triumph der Empfindsamkeit concipirt; Zusammentreffen mit Merck. Gartenaufenthalt in Weimar. Harzreise.

Ehe wir in das Jahr 1777 hinübertreten, liegt uns ob, eines im Vorhergehenden schon wiederholt angedeuteten, höchst wichtigen Herzensverhältnisses ausführlicher zu gedenken, das, bald nach Goethe's Ankunft in Weimar angeknüpft, von da an durch eine ganze Reihe von Jahren hindurch einen unberechenbaren Einfluß auf seine Geistes- und Gemüthsentwickelung, wie auf seine poetischen Productionen, geübt hat. Es ist das Verhältniß zu Charlotte Albertine Ernestine, der ältesten Tochter des Hofmarschalls von Schardt, geboren am Weihnachtstage 1742, also beinahe sieben Jahre älter als Goethe, seit 1764 vermählt mit dem herzoglichen Stallmeister Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg. Die volle Bedeutsamkeit dieses Verhältnisses ist erst durch die von Schöll herausgegebenen Briefe Goethe's an Frau von Stein an den Tag getreten, womit sich ein überraschend helles Licht über eine der wichtigsten Perioden aus Goethe's Leben verbreitet hat*).

Charlotte entwickelte schon früh, bei einnehmenden, sprechenden Gesichtszügen und schöner Gestalt**), ein natürlich lebhaftes, leicht fassendes, wohlwollend offenes Wesen. Als Hofdame der Herzogin Amalia war sie durch Sicherheit der Haltung, wie sie aus frühzeitiger gesellschaftlicher Bildung erwächst, und durch Eleganz der äußern Erscheinung eine der anmuthigsten Gestalten im Kreise der Fürstin.

---

*) Im Weiterfolgenden sind Schöll's umsichtige Einleitungen zu den von ihm herausgegebenen Briefen vielfach benutzt worden.

**) Ihr Bildniß ist dem Schöll'schen Werke beigegeben.

Sie besaß künstlerische Anlagen, sang angenehm zu Guitarre und Piano, liebte und übte nicht ohne Glück das Zeichnen, und nahm an der damals erwachenden schönen Literatur des Vaterlandes lebhaften Antheil. Auch nach ihrer Verheirathung blieb sie mit dem Hofe in geselliger und freundschaftlicher Verbindung; der Herzog, so wie der Prinz Constantin, schenkten ihr fortdauernd Vertrauen und Zuneigung, und nach Karl August's Vermählung knüpfte sich bald zwischen ihr und der jungen Herzogin ein auf Geistes- und Gemüthsverwandschaft beruhendes Freundschaftsband, welches erst der Tod löste, während anderseits auch die Herzogin Mutter ihr Wohlwollen gegen sie bewahrte, so daß sie durch ihre Stellung zu beiden Fürstinnen nicht minder, als durch die klare Ruhe und Milde ihres Gemüthes, zur Ausgleichung von Differenzen berufen war. Ihrer Ehe mit dem Baron von Stein, einem Manne von sehr schätzenswerthem Charakter, entsproßten vier Töchter und drei Söhne; die Töchter starben sämmtlich im ersten Kindesalter, auch der mittlere der Söhne erreichte kaum die Jünglingsjahre; der älteste, Carl, und der jüngste, Friedrich, an dem später Goethe seine pädagogische Kunst versuchte, blühten glücklich auf. Frau von Stein lebte im Sommer meistens mit ihren Kindern auf dem Gute Kochberg, wohin der Vater, seines Amtes wegen, nur wochenweise kam. Aber auch, wenn sie in der Stadt wohnte, hatte sie fast allein die Erziehung der Kinder, mit Beihülfe eines Hofmeisters, zu besorgen. Daneben bildete sie mit freundlicher Anmuth den Mittelpunkt eines geselligen Kreises, der sich bisweilen in ihrem Hause versammelte.

Goethe's Aufmerksamkeit auf Frau von Stein datirte sich schon von Zimmermann's Besuch in Frankfurt her. Dieser zeigte ihm damals ihre Silhouette und erzählte ihm so viel von der liebenswürdigen Frau, daß, nach des galanten Arztes brieflicher Versicherung, Goethe darüber drei Nächte schlaflos zubrachte. Unter die Silhouette schrieb dieser, als ob er dunkel geahnt hätte, was ihm die Frau von Stein einst werden sollte: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck." Als sie Goethe's Clavigo kennen gelernt hatte, rühmte sie das Werk in einem Briefe an Zimmermann,

bat ihn, ihr noch mehr vom Dichter zu sagen, und sprach den Wunsch aus, ihn zu sehen. Zimmermann gab ihr die ominöse Antwort, die Freundin wisse nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann ihr gefährlich werden könne.

In der That lag das Leidenschaftlich-Gefährliche nahe genug dem Herzensbunde, der sich alsbald nach Goethe's Ankunft in Weimar zwischen ihnen anknüpfte. Er sah sie in glänzenden Gesellschaftskreisen und im stillen häuslichen Zirkel — schon im Spätherbst 1775 war er mit ihr zu Kochberg —, und die Bewunderung ihrer schönen Haltung, ihrer Anmuth und sittlichen Würde steigerte sich bald zur wärmsten Verehrung und Liebe. Mancherlei traf zusammen, was ihn an Frau von Stein noch inniger ketten mußte. Mitten zwischen den Ausbrüchen toller Munterkeit, zwischen Festen, Schlittenfahrten, Eislauf, Jagden und Ausflügen, wodurch Goethe im ersten Winter zu Weimar auch die weichen Nachklänge seiner Liebe zu Lili zu übertäuben suchte, kehrte oft das Bedürfniß, seine zarten Empfindungen in einem traulichen Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen, mit verdoppelter Stärke zurück. Dazu kam seine schon erwähnte eigenthümliche Stellung zur Herzogin Louise. „Es mußte ihm viel werth sein," bemerkt Schöll, „auch in diesem Betracht eine Stätte des Vertrauens, der Aufklärung und Rathserholung bei einer in jenen Verhältnissen heimischen, nicht einseitig fühlenden, der jungen Herzogin rein ergebenen Seele zu finden." Weiter gesellte sich hierzu der Austausch von Fürsorge für Beider Angehörige oder Freunde. So trat Frau von Stein mit Goethe's Schwester Cornelia in liebevollen Briefwechsel und nahm sich seines Schützlings Lenz an, wogegen er sich ihren Kindern und Verwandten mit Herzlichkeit anschloß und zu allerlei Dienstleistungen willig zeigte. Dann fand er aber auch bei ihr eine Empfänglichkeit für sein Dichten und seinen Kunstsinn, wie nicht leicht bei Andern, und ihre beiderseitige Freude am Zeichnen bildete ebenfalls einen Berührungspunkt.

Schon die Briefe Goethe's an sie aus dem Jahre 1776 enthüllen uns die Innigkeit und Wärme der Neigung, die sie ihm eingeflößt hatte, lassen aber auch zugleich erkennen, wie sie seine Leidenschaft in Schranken hielt und sein aufgeregtes Innere beschwichtigte und klärte. Um die Mitte des Jahrs hatte die neue Liebe den

Schmerz um Lili so gänzlich verdrängt, daß er den 9. Juli an Frau von Stein schreiben konnte: „Gestern Nachts liege ich im Bette, schlafe schon halb, Philipp bringt mir einen Brief, dumpfsinnig les' ich — daß Lili eine Braute ist!! kehre mich um, und schlafe fort. — Wie ich das Schicksal anbete, daß es so mit mir verfährt! So Alles zur rechten Zeit — — Lieber Engel, gute Nacht." So lange sie in seiner Nähe verweilte, war sie ihm ein schützender Genius gegen die Gefahren, welche „die Lust auf ihrem Taubenwagen" bringt; war sie aber auf einige Zeit entfernt, so mußte er ihr selbst bekennen:

Von mehr als einer Seite verwaist
Klag' ich um Deinen Abschied hier;
Nicht allein meine Liebe verreist,
Meine Tugend verreist mit Dir.

So hören wir ihn denn auch im Spätherbst 1776 nach einer längern Trennung von der Freundin, welche damals, von ihm sich zurückhaltend, auf dem Lande lebte, dieselbe Klage aussprechen: „Ach! die acht Wochen haben doch viel verschüttet in mir, und ich bleibe der ganz sinnliche Mensch!" Daraus erklärt es sich, wie wir auch noch in dieser Zeit einem Gedichte, wie „Christel" *), oder wie „Liebebedürfniß" begegnen. Letzteres entstand, eben in der Abwesenheit der Freundin, am 2. November 1776, und ist, in der sehr abweichenden ursprünglichen Gestalt **), „An den Geist des Johannes Secundus" (Jan Everhard, geb. 1511 im Haag, Verfasser erotischer Gedichte, worunter die Basia), des „lieben, heil'gen, großen Küssers", gerichtet.

So unterhielt also der liebebedürftige junge Mann ohne Zweifel neben dem schönen und dauernden Verhältnisse zu Frau von Stein andere mehr oder weniger leichte und flüchtige „Liaison's". Daß seine männliche Unwiderstehlichkeit, sagt Wachsmuth in der mehrerwähnten Schrift, „bei den Weimarischen Frauen Verwirrung anrichtete, würde man in der Geschichte, auch wenn sie davon schwiege, zwischen den Zeilen lesen. Der stolze, schlanke und doch nervige Gliederbau, die prachtvolle Stirne, das glühende Auge, die gebie-

*) Zuerst gedruckt in Wieland's Merkur, Jahrg. 1776.
**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 464 ff.

terische Nase, die zauberischen Lippen Goethe's schienen nicht ihres Gleichen zu haben; er war Virtuos als Reiter, Tänzer, Fechter, Schwimmer*), Schlittschuhfahrer; selbst die Werther-Uniform half zur Eroberung der Herzen und Sinne." Sein Kopf glich damals dem des Apoll, wie später, als er stärker und älter geworden war, dem des Zeus, was die Künstler schon aus dem Haarwuchs beweisen wollten; auch behaupteten sie, es gebe antike Büsten, die über seine Aehnlichkeit mit dem Apollo- und Zeus-Typus keinen Zweifel ließen. Kein Wunder, daß, wenn er in einem Theaterstücke eine Liebhaberrolle übernahm, allerlei Minen angelegt wurden, um neben ihm die Liebhaberin zu spielen. Nur, wenn es eine tragische Rolle war, verstand es sich von selbst, daß sie Corona Schröter zufiel.

Ueber Goethe's Verhältniß zu dieser liegt noch ein Dunkel, das vielleicht künftig erscheinende Briefe aufhellen werden. Riemer, der wahrscheinlich aus des Dichters Tagebuchnotizen uns mehr darüber hätte mittheilen können, als ihm beliebt hat, sagt nur, es sei „mehr leidenschaftlicher" Art, als das zu Frau von Stein gewesen. Wir wissen, daß sich die Zuneigung Goethe's für sie aus den Leipziger Universitätsjahren her datirte, und daß sie, bald nach Goethe's Aufenthalt zu Leipzig gegen Ende März 1776, nach Weimar berufen ward. „Die Schröter ist ein Engel," schrieb er damals an Frau von Stein; „wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich euch könnt' in Frieden lassen — doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug." Und in einem Billet vom nächsten Tage heißt es: „Ich bin bei der Schröter — ein edel Geschöpf in seiner Art — ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! Beste Frau, was sollte aus der werden!" Nach den Nachrichten, die wir von ihr haben, besaß sie eine angeborene Grazie in jeder Bewegung, in Allem, was sie that. Ihr hoher Wuchs, womit sich das schönste

*) Das Schwimmen lernte er erst im August 1778. Er hatte es früher schon mit einem Korkwams versucht; jetzt stellte er mit mehr Erfolg ohne dieses Hülfsmittel Versuche im Floßgraben vor seinem Garten, dann in der Ilm an. Er badete und schwamm damals sehr häufig, oft Nachts bei Mondenschein in der Ilm, selbst in November- und Decembertagen, und trieb auch wohl spuckhafte Neckereien mit den bei Nachtzeit Vorübergehenden. (Riemer, Mittheilungen II, 67.)

Ebenmaß verband, gab ihrer ganzen Erscheinung etwas Idealisches, was sie noch durch eine geschmackvoll einfache Kleidung zu erhöhen wußte. Sie hatte sich eine ungewöhnliche Bildung verschafft und manches schöne Talent in sich ausgebildet; sie zeichnete und malte in Pastell und Oel, spielte Piano und Guitarre, und besaß sogar hübsche theoretische Kenntnisse in der Musik. Als Sängerin hatte sie sich in Leipzig, wie schon erzählt worden, neben der berühmten Mara behauptet, freilich mehr durch die Anmuth ihres ganzen Wesens, als durch glänzenden Gesang. In Weimar boten die Singspiele, die an der Tagesordnung waren (große Opern konnte und wollte man nicht geben) selten eine ihrer Persönlichkeit ganz angemessene Rolle. Fand sich aber einmal eine brillante Singpartie, so überstrahlte sie das ganze übrige Sängerpersonal. Sie spielte aber auch meistens die bedeutendern Liebhaberin-Rollen im recitirenden Schauspiel, und war dann in Gang, Bewegungen, Mienenspiel und Declamation ausgezeichnet; nur wollte man die letzte mitunter etwas zu pathetisch und gesucht finden. Ihre Glanzrollen waren Mandandane (Proserpina) und Iphigenie. Die griechische Tracht kleidete sie am besten, und ihre Vorliebe dafür war so groß, daß sie auch den Schnitt ihrer Kleider diesem Costüm möglichst anzunähern suchte. Goethe setzte später (im Jahre 1782) in dem Gedichte „Auf Mieding's Tod" gelegentlich auch der schönen Freundin ein Denkmal, worüber er sich noch zwanzig Jahre nachher, 1802, als sie starb, lebhaft freute *). Es heißt darin von ihr:

> Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
> Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
> So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
> Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
> Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn,
> Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
> Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
> Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Wie nahe sie aber Goethe'n gestanden haben mag, so griff doch das Verhältniß zu ihr bei Weitem weniger tief in sein inneres Leben

*) S. Goethe's Annalen unter dem Jahre 1802.

ein, als das zur Frau von Stein, „das reinste, schönste, wahrste Verhältniß,“ wie er selbst bekennt, „das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt.“ Mehr als zwölf Jahre stand es wie ein erwärmendes und befruchtendes Gestirn über seinem Lebenshorizonte und durchströmte mit seinen Strahlen die edelsten Dichtungen, die er geschaffen hat, ohne Nachtheil für das häusliche Glück der Geliebten, unangefochten selbst vom Gerede der Welt, welche doch an dieser Verbindung so leicht Anstoß nehmen konnte. Unter dem Einfluß dieser Liebe gewann das unruhig brausende Dichtergemüth allmählig jene Klarheit, ohne welche nimmermehr eine Iphigenie, ein Tasso zu der classischen Vollendung, die wir an ihnen bewundern, hätten heranreifen können.

Der Beginn dieser Läuterung und Beruhigung gibt sich schon deutlich in dem Jahre 1777, zu welchem wir nunmehr übergehen, zu erkennen. Es begann für Goethe wieder in vielfacher Zerstreuung. Einerseits lasteten auf ihm mancherlei Sorgen, die er mit dem Herzoge theilen mußte. „Es ist ein wunderbar Ding um's Regiment dieser Welt,“ schrieb er am 5. Januar an Merck, „so einen politisch-moralischen Grindkopf nur halbwege zu säubern und in Ordnung zu halten.“ Dann aber lebte er auch „noch immer in der tollen Welt,“ wie es in demselben Briefe heißt, in den bunten, geräuschvollen Festen der Wintersaison. Ein Glanzpunkt derselben war der am 30. Januar bevorstehende Geburtstag der jungen Herzogin, wofür er diesmal eine besondere theatralische Festlichkeit vorbereitet hatte. Er schrieb darüber am 7. Januar an Oeser: „Wir wollen der Herzogin Louise auf ihren Geburtstag auf unsern Brettern ein neu Stück geben, und bedürfen dazu eines hintersten Vorhangs zum Wald. Wir möchten auf diesem Prospect gern eine herrliche Gegend vorvorstellen, mit Hainen, Teichen, wenigen Architekturstücken u. s. w.; denn es soll einen Park bedeuten.“ Oeser kam selbst nach Weimar herüber, und befriedigte Goethe's Wünsche. Riemer, dem wir diese Mittheilung verdanken, bezieht die Briefstelle auf das schon erwähnte Monodrama Proserpina *). Dagegen ist aber zu bemerken, daß

*) Die „Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften“ setzt es, einstimmend mit unserer Annahme über die Entstehungszeit, in das Jahr 1776.

der Schauplatz dieses Stückes ausdrücklich als „eine öde, felsige Gegend, Höhle im Hintergrund u. s. w. bezeichnet ist. Auch hat man darauf hingewiesen, wie unzart es von Goethe gewesen wäre, zur Feier des Geburtstages der Herzogin, die sich in die neuen Verhältnisse noch nicht recht zu finden wußte, die geraubte Proserpina vorzuführen, die sich von dem Ort der Freude und aus dem Kreise der Gespielinnen in den Tartarus verbannt sieht, und den Zuruf der Parzen: „Du bist unser!" — mit Ausbrüchen des Hasses gegen ihren Gemahl und ihre neue Umgebung erwidert. Was das Letztere betrifft, so bleibt immerhin die Wahl des Gegenstandes auffallend, auch wenn das Stück nicht zur Geburtstagsfeier bestimmt war. Wie dem auch sein mag, die interessante Dichtung, welche unzweifelhaft der uns jetzt beschäftigenden Zeit angehört, verdient, daß wir einige Augenblicke bei ihr verweilen.

Proserpina tritt in dem Stücke als so eben geraubte Gattin Pluto's auf, noch ganz im ersten Schrecken über das Begebniß; ermattet vom Umherirren in der Wüste des Orcus hält sie ihren Fuß an, den Zustand zu übersehen, worin sie sich befindet. Ein Rückblick in den unlängst verlorenen läßt sie noch einmal die unschuldige Wonne desselben fühlen. Sie entladet sich des lästigen Schmucks der ihr verhaßten Frauen- und Königswürde. Sie ist wieder das reizende, liebliche, mit Blumen spielende Götterkind, wie sie es unter ihren Gespielinnen war; der ganze idyllische Zustand tritt mit ihrer Nymphengestalt uns vor Augen, in welcher sie die Liebe des Gottes reizte und ihn zum Raube begeisterte. Unglücklich, seine Gattin zu sein, unglücklich, über Schatten zu herrschen, deren Leiden sie nicht abhelfen, deren Freuden sie nicht theilen kann, wendet sie ihr bedrängtes Herz zu ihrer göttlichen Mutter, zu Vater Zeus, der die Verhängnisse, wenn auch nicht aufhebt, doch zu lenken vermag; Hoffnung scheint sich zu ihr herabzuneigen und ihr den Ausgang zum Licht zu eröffnen. Ihr erheiterter Blick entdeckt zuerst die Spuren einer höhern Vegetation. Die Erscheinung ihrer Lieblingsfrucht, ein Granatbaum, versetzt ihren Geist wieder in jene glücklichen Regionen der Oberwelt, die sie verlassen. Die freundliche Frucht ist ihr ein Vorbote himmlischer Gärten. Sie kann sich nicht enthalten, von dieser Lieblingsfrucht zu genießen, die sie an alle verlassenen Freuden erinnert. Weh

der Getäuschten! Was ihr als Unterpfand der Befreiung erschien, urplötzlich wirkt es als magische Verschreibung, die sie unauflöslich dem Orcus verhaftet. Sie fühlt die plötzliche Entscheidung in ihrem Innersten. Angst, Verzweiflung, der Huldigungsgruß der Parzen, Alles steigert sie wieder in den Zustand der Königin, den sie abgelegt glaubte; sie ist die Königin der Schatten; unwiderruflich ist sie es; sie ist die Gattin des Verhaßten, nicht in Liebe, in ewigem Haß mit ihm verbunden. Und in dieser Gesinnung nimmt sie von dem Throne den unwilligen Besitz *).

Goethe hat wenige Dichtungen geschrieben, worin ein so kräftiges und hohes Pathos herrscht, wie in dieser. Vorwaltend sind darin die heroisch-leidenschaftlichen und hochtragischen Motive; aber diese ermüden nicht, weil sie auf's Schönste mit elegisch-idyllischen abwechseln. Die edle und schwungreiche Sprache ergießt sich in freien und kühnen Rhythmen **). Wahrscheinlich ergriff der Dichter ein Sujet von so tief tragischem Charakter zum Theil aus dem Grunde, weil es zu einer für Corona Schröter angemessenen dramatischen Production ganz neuer Art sich zu eignen schien. Einmal gestattete der Gegenstand, die Huldigung der Parzen abgerechnet, eine ganz monodramatische Behandlung; Eine Person konnte den ganzen Aufwand an Recitation, Declamation und Mimik bestreiten. Dann ließ er auch eine stärkere Mitwirkung anderer künstlerischer Elemente zu, malerischer Costümirung, effectvoller Musik, und ganz besonders einer immer imposanten Decoration. Wie viel in diesen Beziehungen bei der ersten Aufführung des Stückes geleistet worden, dafür fehlt es an Nachrichten. Im Jahre 1815 wurde es, mit Eberwein's Composition, von der ausgezeichneten Schauspielerin Madame Wolff dargestellt. Der Schauplatz zeigte die Gegenden des Schattenreichs nicht sowohl öde als verödet. In einer ernsten Landschaft, Poussinischen Styls, sah man Ueberreste alter

---

*) So ist im Modejournal 1815 (S. 226 ff.) der Inhalt des Melodrams, wahrscheinlich von des Dichters eigener Hand, skizzirt.

**) Ursprünglich war das Stück (wie die Iphigenie in ihrer ersten Gestalt) in einer Art poetischer Prosa, wenigstens ohne Versabtheilung, verfaßt; in dieser Form findet es sich noch in der Carlsruher Ausgabe von 1780. Ich habe die Varianten in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 467 f., mitgetheilt.

Gebäude, zerstörte Burgen, zerbrochene Aquäducte, verfallende Brücken, Fels, Wald und Busch, völlig der Natur überlassen, alles Menschenwerk der Natur zurückgegeben, womit an die vergeblichen Bemühungen der Abgeschiedenen, an die Hinfälligkeit aller Menschenwerke erinnert werden sollte. Die Gesticulation der Darstellenden schloß sich in größter Mannigfaltigkeit einer jeden Stelle der Dichtung musterhaft an. Sehr bedeutend wirkte die Kleidung mit. Proserpina trat auf als Königin der Unterwelt; prächtige, über einander gefaltete Mäntel, Schleier und Diadem bezeichneten sie; aber kaum findet sie sich allein, so kommt ihr das Nymphenleben wieder in den Sinn; sie entäußert sich alles Schmuckes und steht auf einmal wieder als blumenbekränztes Mädchen da. Dieß Entäußern der faltenreichen Gewänder gab zu den schönsten Bewegungen Anlaß, und anmuthig überraschend war der Contrast der königlichen Figur mit einer daraus sich entwickelnden Nymphengestalt. Aber bald erwachte die Nymphe aus ihrer Täuschung, sie fühlte ihren abgesonderten, beklagenswerthen Zustand und ergriff eins der Gewänder, womit sie nun, den größten Theil der Vorstellung über, ihre Bewegungen begleitete, indem sie bald sich darin verhüllte, bald sich wieder hervorwand und so zur Rede überall den mannigfachsten pantomimischen Ausdruck gesellte. Die Musik, gleichsam der See, wie Goethe sagt, der den künstlerisch geschmückten Nachen sanft schaukelnd trug, die günstige Luft, welche die Segel gelind erfüllte, förderte die Vorstellung mit keuscher Sparsamkeit, ohne sich irgendwo vorzudrängen. Geschlossen und gekrönt wurde endlich das Ganze durch ein großes unbewegliches Tableau, das Schattenreich vorstellend, worin man die Parzen in ihrer Höhle, Pluto und Proserpina auf dem Doppelthron, seitwärts Tantalus, Ixion, Sisyphus, und auf der lichten Gegenseite mannigfache Gruppen der Seligen erblickte*).

Merkwürdig für die Einsicht in Goethe's innere Geschichte ist uns die Thatsache, daß er, kaum ein Jahr nach Vollendung des Stückes, davon einen Mißbrauch zu satyrischen Zwecken machen konnte, indem er es in den „Triumph der Empfindsamkeit" einschaltete. Es liegt darin eine Hindeutung, daß gerade in die Zwischenzeit eine

*) Goethe's Werke, B. 35, S. 390.

wichtige Epoche seiner Geschmacksentwickelung fallen muß, worüber er selbst nur folgenden Wink in seinen Annalen *) gegeben: „Eine schale Sentimentalität überhandnehmend veranlaßte manche harte realistische Gegenwirkung." Wir werden weiter unten auf den Gegenstand zurückkommen **).

Ist die Darstellung der Proserpina am Geburtstage der Herzogin mindestens zweifelhaft, so steht es dagegen fest, daß dieser Tag durch die Aufführung des gleichfalls schon erwähnten Schauspiels mit Gesängen, Lila, gefeiert wurde. In der Olla Potrida von Vulpius (Jahr 1778) und in ältern Ausgaben von Goethe's Schriften ***) steht über den aus diesem Stücke aufgenommenen Liedern der Titel: „Gesänge aus Lilla, einem Schauspiel, aufgeführt auf dem Privattheater zu Weimar am Geburtstage der Herzogin 1777" †). Auch die Chronologie der Entstehung Goethe'scher Schriften setzt die Dichtung in dieses Jahr, und Riemer erwähnt der Aufführung derselben unter demselben Jahre, ohne Angabe jedoch des Tages. Nach den eben erwähnten „Gesängen aus Lilla" zu urtheilen, muß das Drama anfänglich eine von der jetzigen sehr abweichende Gestalt gehabt haben. Es wurde später nicht bloß Manches hinzugedichtet und Anderes weggelassen, sondern auch die Abtheilung in Aufzüge war eine verschiedene, indem früher einzelne Lieder anderen Acten zugetheilt waren, z. B. das Lied „Feiger Gedanken bängliches Schwanken", welches jetzt der Magus im zweiten Act singt, und früher die im gegenwärtigen Personal fehlende Fee Sonna im dritten Acte sang. Ja, es geht sogar aus den älteren Gesängen bestimmt hervor, daß ursprünglich die psychologische Cur nicht, wie jetzt, an Lila, sondern an einem Hauptthelden des Stückes vorgenommen ward ††), wobei freilich der Titel Lila oder Lilla auffallend ist.

*) Goethe's Werke, Bd. 27, S. 5.

**) Goethe fand damals an rhetorischen Monodramen von der Art der Proserpina Gefallen; so entwarf er auch noch ein anderes, das jedoch nicht zur Aufführung gelangte: „Nero, wie er vor dem Volke agirt, und während dessen die Nachricht von einer Verschwörung erhält."

***) In der Carlsruher Ausgabe von 1780, Bd. IV, S. 219.

†) Der erste Gesang ist auch an die Herzogin Louise gerichtet und erwähnt „des geliebten Tages".

††) Den nähern Nachweis werde ich im Archiv für das Studium der

Die Aufgabe, die sich hier der Dichter vorgesetzt hatte, war die Darstellung des Meisterstücks, wie „Phantasie durch Phantasie geheilt wird". Lila, Baron Sternthal's Gemahlin, durch eine falsche Nachricht von dem Tode ihres Mannes in Wahnsinn verfallen, hält alle ihre Freunde, sogar ihren heimgekehrten Gatten für Schattenbilder und von den Geistern untergeschobene Gestalten. Sie traut Niemanden, vermeidet alle Menschen, hält sich in einem abgelegenen Theile des Schloßparkes auf, schläft des Tages in einer Hütte, die man ihr zurecht gemacht, und wandelt Nachts mit aufgelös'tem Haar, mit halb unsicherm Tritt in ihren Phantasieen herum. Ein Kammermädchen, das einzige Geschöpf, dem sie traut, darf ihr mitunter wenige einfache Speisen bringen. Diesem hat sie unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit bekannt, es sei ihr offenbaret worden, daß ihr Sternthal noch lebe, aber von feindseligen Geistern gefangen gehalten werde, die auch ihr nach der Freiheit strebten, weßhalb sie heimlich und unerkannt herumwandern müsse, bis sie Mittel finde, ihn zu befreien; und daran hat sie eine weitläufige Geschichte von Zauberern, Feen, Ogern und Dämonen geknüpft. Ein Arzt, Verazio, der im Schlosse angekommen ist, baut hierauf den Plan ihrer Heilung. Er will der Geisteskranken „die Geschichte ihrer Phantasieen spielen", er will ihre Einbildungen in die Wirklichkeit treten lassen, oder vielmehr an wirkliche, wohlbekannte Gestalten anknüpfen und sie mit diesen identificiren, um dadurch die Kranke mit Geist und Sinnen wieder auf den Boden der Wirklichkeit herüberzuziehen. Alles dieses exponirt sich in dem ersten Aufzuge; in den drei folgenden wird dann die Cur stufenweise zum Ziel geführt. Zuerst sucht der Arzt als Magus Lila's Vertrauen zu gewinnen und ihre Zustände näher auszuforschen. Er spricht ihr Muth und Hoffnung ein und bereitet sie auf die Erscheinung gütiger Feen vor, in denen sie wohlbekannte Gestalten finden werde, da Jeder die Geister als gestaltlose Wesen „mit den Augen seiner Seele in bekannte Formen gekleidet" schaue. Ihre Freundinnen nahen,

---

neueren Sprachen und Literaturen geben. — Nachschrift. Er ist unterdessen von Düntzer in den Blättern für literar. Unterh. 1847, Nr. 63 gegeben worden.

als Feen, mit Gesang, Almaide an der Spitze. Schon dadurch ist viel gewonnen, daß Lila sich mit ihnen einläßt und durch Musik und Tanz aus ihrer einsamen, dunkeln Traurigkeit gerissen wird. Die Feen nöthigen sie in eine Laube an einen mit Speisen besetzten Tisch, wo sie mit Almaide'n Einiges genießt. Almaide bestärkt sie in den dem Kammermädchen geäußerten Phantasieen; aber als sie nun die Kranke auffordert, thätig zur Befreiung ihres gefangenen Gatten, ihrer Freunde zu wirken, sinkt diese wieder in ihre Schlaffheit und Todessehnsucht zurück. Der Magus läßt sich durch diesen Rückfall, den ihm Almaide im Anfange des dritten Aufzuges berichtet, nicht irre machen. Er führt Lila'n neue Erscheinungen vor, den Chor der Gefangenen, die in Oger's Gewalt sind. Lila's fortschreitende Heilung gibt sich darin kund, daß sie den jetzt auftretenden Grafen Friedrich als ihren leibhaftigen Vetter erkennt. Dieser stellt ihr in den Gefangenen wohlbekannte Personen vor, die sich herandrängen und ihre Hände küssen. Aber noch einmal droht ein Rückfall; die Liebe der Anwesenden ängstigt sie. Erst das Erscheinen Oger's weckt ihre Thatkraft wieder auf; sie tritt dem Ungeberdigen kühn und trotzig entgegen und wird auf dessen Befehl gleichfalls gefesselt. Friedrich belehrt sie, daß nun ihre Sache gewonnen sei, Oger habe sie zum Siege gefesselt. Frohen Muthes brennt sie vor Begierde, nun auch bald den Gemahl zu finden und zu befreien. Im vierten Acte wird ihr nun noch der Chor der gefangenen Freundinnen vorgeführt. Lila ist so weit in ihrer Heilung fortgerückt, daß sie nicht bloß statt des Trauergewandes ein weißes Kleid angezogen und sich mit Blumen und fröhlichen Farben geschmückt hat, sondern sich auch über die seltsamen Gewänder ihrer Freundinnen wundert. Sie erkennt den Garten, das Gartenhaus wieder, erstaunt über die Mummerei am hellen Tage und glaubt an dem herbeitretenden Magus zu erkennen, daß er älter scheine, als er sei, und daß ihm der Bart nicht recht an's Kinn schließe. Darin sieht dieser ein Zeichen, daß er am Ziele ist und führt ihren Gatten herbei, den sie mit Entzücken umarmt.

So finden wir hier den Plan der Heilung auf den ächt Goethe'schen Gedanken gebaut: eine zärtlich schwärmerische, den

Geist umnebelnde Melancholie lasse sich am sichersten dadurch zerstreuen, daß man den Leidenden zu lebhafter Theilnahme an äußeren, wirklichen Dingen und zu thätigem Streben zurückführe, — eine Idee, die uns noch einmal am Schlusse dieses Capitels bedeutsam entgegentreten wird.

Fragen wir, wie Goethe zu dem Gegenstande gekommen sein möge, so ist der nächste Zweck des Stückes, die Verherrlichung eines Hoffestes, nicht außer Acht zu lassen. Für dergleichen Feste war die Entfaltung eines bunten, glänzenden und reich bewegten Lebens und Treibens, wie es Zauberer- und Feen-Opern darbieten, sehr wünschenswerth; auch konnten sich an dem zahlreichen Personal der Chöre viele Herren und Damen des Hofes betheiligen. Nun begann aber damals in dem Weimarischen Kreise sich eine gewisse realistische Sinnesart hervorzuthun, mit der es sich nicht wohl vertrug, daß das Feen- und Geisterwesen, rein als solches, vorgeführt wurde; es mußte, wenn es Gnade finden sollte, sich zu allegorischen, satirischen oder ähnlichen Zwecken hergeben. Da war es nun ein höchst sinnreicher Gedanke des Dichters, es hier in den Dienst eines rein realistischen Zweckes zu stellen. Es konnte sich in diesem besondern Falle in seinem vollen Glanze, von Musik und Decoration unterstützt, darstellen, und machte doch nicht den Anspruch, mit kindlich gläubigem Sinne aufgenommen zu werden. Die Ausführung dieses Gedankens ist edel, gewandt, geistreich und seelenvoll, und durch feine, humoristische und ironische Züge gewürzt.

Je mehr aber Goethe durch solche Hoffeste und seine Beziehungen zum Herzoge in Anspruch genommen ward, desto mehr mußte er, um sich nicht selbst zu verlieren, in den kurzen Zwischenpausen seine Zeit zu Rath halten. So schrieb er denn auch am 19. Februar, Nachts in seinem warmen Gartenstübchen, während draußen über Schnee und hellen Mondschein Waldhörner durch's Thal herüber bliesen, an seinen Freund Lavater, er sei, unter dem anhaltenden Reiben und Treiben des Lebens, stiller in sich als je, schreibe an Niemand, höre von Niemanden, und es kümmere ihn außer seinem Kreise nun gar nichts. Mit dieser Zurückgezogenheit waren aber entfernte und nahe Freunde gleich unzufrieden. So zürnte sein Schwager Schlosser, daß er durch seinen Bedienten ihm einen Brief hatte

schreiben lassen, ohne auch nur ein „Grüß' Dich Gott" beizufügen. „Das Ding hat mich Anfangs entsetzlich geärgert und im Ernst geschmerzt," schrieb Schlosser an Merck (den 3. Mai 1777); „nun fühl' ich's nicht mehr! Er war innig von mir geliebt; er hat mich aber vorbereitet, erstaunlich gleichgiltig gegen ihn zu sein." Mit ähnlichen Klagen wandte sich Wieland schon im Februar an Merck: „Goethe und Herder sind für mich wenig besser, als ob sie gar nicht da wären. Mit Jenem — was für herrliche Stunden und halbe Tage lebte ich im ersten Jahre! Nun ist's, als ob in den fatalen Verhältnissen, worin er steckt, ihn sein Genius ganz verlassen hätte; seine Einbildungskraft scheint erloschen; statt der allbelebenden Wärme, die sonst von ihm ausging, ist politischer Frost um ihn her. Er ist immer gut und harmlos, aber — er theilt sich nicht mehr mit — und es ist nichts mit ihm anzufangen. Auch sehen wir uns selten, wiewohl ich fest glaube, daß er nichts wider mich hat, und von mir überzeugt ist, daß ich ihn herzlich liebe."

Wir wollen diese Klagen den Männern nicht verdenken, denen für ihre warme Liebe so dürftige Zeichen der Erwiederung zu Theil wurden. Bei Wieland haben ohnedieß dergleichen Aeußerungen nicht viel Gewicht; seine Empfindungen gingen rasch von einem Extrem zum andern über, und schon im Juli desselben Jahres schrieb er an Merck: „Ich habe Goethe wieder gefunden, wo ich ihn nun bald vor Jahr und Tag gelassen hatte, habe auch mir selbst geschworen, daß mich nimmer und nimmermehr nichts an ihm irre machen, und von seiner Liebe scheiden soll." Aber auch in die Vorwürfe derer, die mit größerem Rechte, als er, sich über Goethe's Zurückgezogenheit beschwerten, darf der unbefangene Beurtheiler nicht einstimmen. In Goethe war nun einmal von der Natur ein unwiderstehlicher Trieb gelegt, sich rein aus sich selbst zu entwickeln, sich zur entschiedensten Individualität auszubilden, und damit ist eine hingebungsvolle Liebe, die ihre Kräfte verschwendet, unvereinbar. In jedem Verhältnisse gab ihm ein treuer Instinkt den Moment an, wo es Zeit war, übermächtig werdende Einflüsse abzulehnen und die Fortificationslinien seines Daseins, wie er sich selbst ausdrückt, zu bewachen und zu vertheidigen. Es war nicht kalter und armer Egoismus, was ihn oft verschlossen und kühl erscheinen ließ, es war das

Gefühl von der Nothwendigkeit der Entsagung. Ein solcher Charakter mag immerhin in dem Betrachtenden mehr Bewunderung als Liebe erzeugen. Aber wie sollten wir ihm zürnen, daß er die schwere Lebenskunst mit solcher Meisterschaft geübt, wenn wir dieser Kunst allein die volle Erscheinung eines so unvergleichlich großen Menschen zu danken haben?

Goethe genoß unterdeß, während mancher Freund ihm grollte, schöne Stunden und Tage in seiner stillen Gartenwohnung. Er hatte schon im Januar an Lavater geschrieben, er sei in sich und seinen wahren Endzwecken ganz glücklich; er habe keine Wünsche, als die er wirklich mit schönem Wanderschritt sich entgegenkommen sehe. Und so drücken auch spätere Briefe ein gleiches Gefühl der Befriedigung aus. Anfangs April sehen wir ihn im Garten mit Pflanzen und Zeichnen beschäftigt. Wieland fand auch hier die Wunder seines Genies staunenswürdig; er meinte (Brief an Merck vom 4. April): Goethe zeichne völlig, wie er dichte und schreibe. Zugleich überwachte und leitete er den Bau eines Altans, zu dem am 17. März der Grundstein gelegt ward und worauf er am 19. Mai bereits schlief und später oft Gewitter und andere Naturphänomene abwartete *). Wieland beschreibt die Annehmlichkeiten desselben in einem Briefe an Merck vom 8. November dieses Jahres: „Ich war

*) Wie sehr schon damals sein Sinn auf die Natur gerichtet war, bestätigt folgende Erzählung, die Eckermann 1828 aus dem Munde seines frühern Kammerdieners vernahm: „Einst (in der ersten Weimarischen Zeit) klingelte er mitten in der Nacht; und als ich zu ihm in die Kammer trete, hat er sein eisernes Rollbette vom untersten Ende der Kammer herauf bis an's Fenster gerollt und liegt und beobachtet den Himmel. „„Hast Du nichts am Himmel gesehen,““ fragte er mich, und als ich dieß verneinte: „„So laufe einmal nach der Wache und frage den Posten, ob der nichts gesehen.““ Ich lief hin, der Posten hatte aber nichts gesehen, welches ich meinem Herrn meldete, der noch eben so lag und den Himmel unverwandt beobachtete. „„Höre,““ sagte er dann zu mir, „„wir sind in einem bedeutenden Moment; entweder wir haben in diesem Augenblick ein Erdbeben, oder wir bekommen eins.““ Und nun mußte ich mich mit ihm auf's Bett setzen, und er demonstrirte mir, aus welchen Merkmalen er das abnehme.“ Nach des Alten Versicherung lief einige Wochen später wirklich die Nachricht ein, daß in derselben Nacht ein Theil von Messina durch ein Erdbeben zerstört worden sei.

gestern Nachmittag bei Goethe auf seinem Altan. Kein lieberes, sich wärmer an einen anlegendes, oder, wie die Schwaben sagen, ein mehr anheimelndes Plätzchen auf Gottes Boden müssen Sie nie gesehen haben. Es ist recht, als ob Goethe's Genius das alles vor Jahrhunderten so angelegt und gepflanzt hätte, damit er es einst in Weimar völlig und fertig fände und sich nur hineinzulegen brauchte." Die Pflanzungen, wovon eben die Rede war, bestanden, wie Riemer berichtet, in den noch erhaltenen Hecken, womit er seinen Garten umziehen ließ, in Eichen und anderen Bäumen, wie er bereits im vorigen November die Linden gesetzt hatte, „die in herrlichem Wuchs emporstrebend, noch jetzt das hochgewölbte, schattige Laubdach bilden, unter dem er ein halbes Jahrhundert lang nicht nur einsam sinnend und dichtend zu wandeln liebte, sondern auch gastlich Fremde wie Einheimische gern empfing und geistig und leiblich zu bewirthen pflegte." Die Zeichnungen betrafen landschaftliche Gegenstände oder waren Portraits, sein eignes und die seiner Freunde, Wieland's, der Frau von Stein, der Corona Schröter u. A.

In diese heiter zufriedene Zeit fiel, wie ein erschütternder Gewitterschlag, die Trauerbotschaft vom Tode seiner Schwester Cornelia. Der 16. Juni ist in seinem Tagebuche mit den inhaltschweren Worten bezeichnet: „Brief des Todes von meiner Schwester. Dunkler, zerrissener Tag," und die nächstfolgenden Tage: „Leiden und Träume."

Ueber Beides, was er damals gelitten und was er geträumt, läßt sich aus Goethe's eigenen Bekenntnissen näherer Aufschluß gewinnen. Wie tief sein Schmerz gewesen sein muß, ermißt sich leicht, wenn man bedenkt, was ihm seine Schwester von frühester Kindheit an war. Mit reichem Gemüth, mit trefflichen Geistesanlagen begabt, hatte sie ihres Bruders Entwickelung fortwährend begleitet. Wie viel fruchtbarer mußte für den Knaben seine Lectüre, zumal die der Dichter, schon dadurch werden, daß er sie mit der tieffühlenden Schwester gemeinsam las! Wie mancher Strahl mag dabei aus ihrem Geist in den seinigen erwärmend und belebend gefallen, wie mancher Keim seines Innern, der später erst zu Blumen- und Fruchtfülle emporsproßte, durch sie geweckt und genährt worden sein! „Jenes Interesse der Jugend," sagt Goethe ferner selbst, „jenes Er-

staunen beim Erwachen sinnlicher Triebe, die sich in geistige Formen, geistiger Bedürfnisse, die sich in sinnliche Gestalten einkleiden, alle Betrachtungen darüber, die uns eher verdüstern als aufklären, wie ein Nebel das Thal, woraus er sich emporheben will, zudeckt und nicht erhellt, manche Irrungen und Verirrungen, die daraus entspringen, theilten und bestanden die Geschwister Hand in Hand, und wurden über ihre seltsamen Zustände um desto weniger aufgeklärt, als die heilige Scheu der nahen Verwandtschaft sie, indem sie sich einander mehr nähern, mehr in's Klare treten wollten, nur immer gewaltiger auseinander hielt." Cornelia hatte sich allmälig mit allen Ranken ihres Herzens so an den Bruder angeklammert, daß ihr das Leben ohne ihn schaal und werthlos erschien. Sie war eifersüchtig auf seine Geliebten; sie fühlte sich verwais't und unglücklich, wenn er längere Zeit entfernt war; sie war überselig, wenn sie ihn wieder in der Nähe hatte, und suchte ihm das Leben auf jede mögliche Weise zu erheitern. Als sich sein poetisches Talent zu reicherer Productivität entwickelte, griff sie fördernd ein und half ihm manches bedenkliche Schwanken und Zaudern überwinden, wie z. B. der Götz von Berlichingen erst durch ihr unablässiges Zusprechen zur Vollendung gedieh. Er führte sie hinwieder in die weit ausgebreitete Weltpoesie, die ihm Herder erschlossen, in die Volkslieder und Homer ein. Er zog sie in seine Verhältnisse zu den Darmstädtern, und selbst seine kurzen Entfernungen und Wanderungen knüpften das Seelenband der Geschwister nur noch fester, indem er von Allem, was ihm begegnete, sich brieflich mit ihr unterhielt, ihr jedes kleine Gedicht, das er machte, „und wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre," jeden Brief, den er erhielt, jede Antwort, die er schrieb, sogleich mittheilte. Dieser lebhafte Geistes- und Gemüthsverkehr stockte, während Goethe zu Wetzlar in der Neigung zu Lotte befangen war; und gerade in dieser Zeit, wo sich die Schwester allein, „vielleicht vernachlässigt" fühlte, gab sie den Bewerbungen Schlosser's Gehör. Als Goethe mit dem Verhältniß bekannt wurde, glaubte er vorauszusehen, daß es seiner Schwester nicht zu rechter Lebensfreude gereichen werde, und blieb auch von Regungen der Eifersucht gegen den Freund nicht frei; aber das Geschehene ließ sich nicht rückgängig machen. Seine Ahnungen gingen

nur zu sehr in Erfüllung. „Schlosser und seine Frau," schrieb Merck bald nach ihrem Tode, „haben gut zusammen gelebt, obgleich sie's nur getragen hat." Es war ein Unglück für Cornelia, daß sie durch den Bruder verwöhnt war; wie hätte sie, die sich an und mit dem reichsten Geist entwickelt hatte, in dem Bunde mit einem zwar zuverlässigen, achtungswerthen und gebildeten, aber verschlossenen Manne ein volles Seelengenüge finden können? Sie gehörte nicht zu den weiblichen Gemüthern, die sich mit tausend zarten Liebesranken selbst an dem Stamm eines ernsten, rauhen Männercharakters hinaufschlingen; im Gegentheil wirkte ihr Inneres, wie Goethe selbst sagt, durch eine gewisse Würde eher ablehnend als anziehend. Ein Brief von ihr an Auguste Stolberg vom 10. December 1776 läßt in ihren damaligen Gemüthszustand blicken. „Wir sind hier allein," schreibt sie, „auf dreißig, vierzig Meilen ist kein Mensch zu finden — meines Mannes Geschäfte erlauben ihm nur sehr wenige Zeit bei mir zuzubringen, und da schleiche ich denn ziemlich langsam durch die Welt, mit einem Körper, der nirgends hin, als in's Grab taugt. Der Winter ist mir immer unangenehm und beschwerlich, hier macht die schöne Natur unsere einzige Freude aus; und wann die schläft, schläft Alles." Sie starb im Wochenbett nach der Geburt des zweiten Kindes.

Welchen Riß mußte Goethe in seinem Innersten beim Verlust eines Wesens fühlen, welches mit seiner ganzen Kindheit und Jugendzeit so innig verschlungen war! Dazu mochte sich noch die Reue gesellen, daß er aus dem Strudel des Weimarischen Lebens heraus so selten sie mit einem Zeichen der Liebe erquickt hatte. Denn auch sie, wie die Mutter, mußte in Zeiten, wo er in das Treiben um ihn her oder in sich selbst verschlungen war, manchmal lange darben. Ein tiefer Schmerz spricht sich in seinem Briefe an die Mutter vom 28. Juni aus. „Ich kann Ihnen nichts sagen," schreibt er, „als daß mir der Tod der Schwester nur desto schmerzlicher ist, da er mich in so glücklichen Zeiten überrascht, wo das Glück sich gegen mich immer gleich bezeigt. Ich kann nur menschlich fühlen, und überlasse mich der Natur, die uns heftigen Schmerz nur kurze Zeit, Trauer lange empfinden läßt. Leben Sie glücklich; sorgen Sie für des Vaters Gesundheit; wir sind nur einmal so bei-

sammen.“ Dieselben Gedanken klingen noch in den Versen fort, die er am 17. Juli an Auguste Stolberg sandte:

Alles geben die Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden die unendlichen,
Alle Schmerzen die unendlichen ganz.

Und welche ergreifende Trauer zittert noch in jedem Worte des Glückwunschschreibens, das er im November dieses Jahres an Johanna Fahlmer schickte, die Schlosser sich zur zweiten Gattin ausersehen hatte! „Gott segne Dich,“ lautet der Brief, „und lasse Dich lange leben auf Erden, wenn's Dir wohl geht. Mir ist's wunderlich auf Deinen Brief; mich freut's, und ich kann's noch nicht zurecht legen. — Daß Du meine Schwester sein kannst, macht mir einen unverschmerzlichen Verlust wieder neu; also verzeihe meine Thränen bei Deinem Glücke. Das Schicksal habe seine Mutterhand über Dir, und halte Dich so warm, wie's mich hält, und gebe, daß ich mit Dir Freuden genieße, die es meiner armen ersten versagt hat!“ An seine Mutter schrieb er damals über diese neue Vermählung Schlosser's: „Mir ist's, als wenn in der Herbstzeit ein Baum gepflanzt würde. Gott gebe seinen Segen dazu, daß wir dereinst darunter sitzen und Schatten und Früchte haben mögen. Mit meiner Schwester ist mir so eine starke Wurzel, die mich an der Erde hielt, abgehauen worden, daß die Aeste von oben, die davon Nahrung hatten, auch absterben müssen. Will sich in der lieben Fahlmer wieder eine neue Wurzel-Theilnehmung und Befestigung erzeugen, so will ich auch von meiner Seite mit Euch den Göttern danken.“

Goethe suchte das Heilmittel für die Wunden seiner Seele, wie immer, bei der Poesie. Er sagt selbst, daß sich damals, wo er das geliebte Wesen verlor, „der Begriff eines dichterischen Ganzen“ in ihm gebildet habe, worin es möglich gewesen wäre, ihre Individualität darzustellen. „Allein es ließ sich dazu,“ fährt er fort, „keine andere Form denken, als die der Richardson'schen Romane. Nur durch das genaueste Detail, durch unendliche Einzelnheiten, die lebendig alle den Charakter des Ganzen tragen und, indem sie aus

einer wundersamen Tiefe hervorspringen, eine Ahnung von dieser Tiefe geben, nur auf solche Weise hätte es einigermaßen gelingen können, eine Vorstellung dieser merkwürdigen Persönlichkeit mitzutheilen; denn die Quelle kann nur gedacht werden, in sofern sie fließt. Aber von diesem frommen und schönen Vorsatz zog mich, wie von so vielen anderen, der Tumult der Welt zurück." Das waren wohl die „Träume," womit er in der ersten Zeit nach dem schweren Schlage seine Leiden versüßte.

Der Zufall wollte es — oder war es absichtliche Veranstaltung seiner Freunde? —, daß der „Tumult der Welt" ihn jetzt vier Wochen hindurch besonders stark erfassen sollte. Nach Riemer's Zeugniß verging ihm diese Zeit unter allen möglichen Zerstreuungen durch Geschäfte, Hof- und Weltleben. Um so wohlthuender mußte ihm die herzliche Theilnahme sein, die er dazwischen bei Frau von Stein fand. Er besuchte die Freundin in Kochberg; und da sie, während er wieder in Weimar war, sich zu einer Reise veranlaßt sah, so machte er in der ersten Hälfte des Juli wiederholte Ausflüge nach Kochberg zu ihren Kindern, wo er denn wieder zur Beschwichtigung seines Innern zum Zeichnen griff, „dem Saugläppchen," wie es ihm selbst mitunter vorkam, „dem Kind in den Mund gegeben, daß es schweige und in eingebildeter Nahrung ruhe." Am 17. Juli, demselben Tage, wo er die oben angeführten Verse an Auguste Stolberg schickte, schrieb er aus Weimar an Frau von Stein: „Das Wetter hält uns alle gefangen an Katharren, Zahnweh und Unbehaglichkeit. Dieses schreib' ich unter Bäumen in meinem Garten; es ist schön, doch feuchtlich warm. Der Herzog ist wohl, sonst seh' ich Niemanden." Beigefügte Verse von des Herzogs und Goethe's Hand*) geben einen Einblick in das trauliche Zusammenleben Beider.

Als die Freundin nach Kochberg zurückgekehrt war, überraschte er sie an seinem Geburtstage durch einen Besuch und führte ihr für die Dauer seiner bevorstehenden Herbstausflüge einen neu angekommenen Mündel zu. Es war ein Schweizer Hirtenknabe, P e t e r i m B a u m g a r t e n, der dem mit Goethe befreundeten Baron von Lin-

*) Mitgetheilt in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten III, 470 f.

dau auf einer Reise durch die Schweiz das Leben gerettet hatte, und dafür von diesem als Pflegling angenommen worden war. Bei Lindau's Tode empfing Peter ein Vermächtniß, und Goethe wurde sein Vormund.

Die väterliche Fürsorge für diesen Knaben, die sich in Goethe's Briefen kund gibt, erinnert lebhaft an den verwandten schönen Charakterzug des Helden in Wilhelm Meister's Lehrjahren, einem Roman, der eben jetzt im ersten Keimen begriffen war. Zwei Monate später (den 31. October) hatte er schon, wie er an Frau von Stein berichtete, „eine salto mortale über drei Capitel, vor denen er schon so lange scheute," gemacht, und hoffte nun den ersten Theil bald ganz produciren zu können. Es kehrte hier umfassender und höher die sinnige Betrachtung von krankhaften Seelenzuständen und Seelenheilungen zurück, zu welcher das Schauspiel Lila uns schon den Uebergang gezeigt hat, wogegen, nach Schöll's treffender Bemerkung, in den frühern Dramen das Pathologische feuriger spielte. Aber noch hatte er selbst zu wenig die gährenden Elemente in seinem Innern dauernd beschwichtigt, als daß er jetzt schon dieses große und reiche Gemälde einer der seinigen verwandten Seelenentwickelung rein und ruhig hätte ausführen können; und so gewahren wir denn, wie Goethe selbst in den Annalen sagt, „die Anfänge des Wilhelm Meister in dieser Epoche nur kotyledonenartig; die fernere Entwickelung und Bildung zieht sich durch viele Jahre."

Nach kurzem Zuspruch in Kochberg brach er am 28. August über Manebach nach Ilmenau auf, wo sich der Herzog mit Gefolge zum Ausschußtage der Landstände befand. An den lustigen Gebirgsstreifereien der Freunde nahm er dort wenig Theil; nur in Stützenbach kam wieder der Brausegeist über ihn: er tanzte, wie er an Frau von Stein berichtete, „mit allen Bauermädels im Nebel und trieb eine lüderliche Wirthschaft bis Nacht Eins." Dafür hatte er denn in Eisenach, wohin am 4. September aufgebrochen wurde, „ein Monster von dicken Backen, ganz wider allen Sinn seiner dürren Constitution, mußte sich im Zimmer halten, warme Kräutermilch im Munde halten und konnte nicht auf Misel's*) ausgehen." Wäh-

*) Nach der damaligen Terminologie des Weimar'schen Hofkreises bezeichnete Misel eine Schöne, und miseln schön thun.

rend er nun so zu Eisenach „in dem weitschichtigen Schlößchen" saß, und Alles in Wilhelmsthal und auf Jagden sich herumtrieb, erfand er, wie es in einem Briefe an Frau von Stein vom 12. September heißt, „eine Tollheit, eine komische Oper, die Empfindsamen, so toll und grob als möglich," und hatte bereits angefangen, sie seinem Bedienten Philipp zu dictiren. Es ist das dramatische Stück gemeint, das wir jetzt unter dem Titel „Triumph der Empfindsamkeit" besitzen, und im folgenden Capitel näher betrachten werden. Zu einer andern Stelle desselben Briefes vom 12. September: „Den ganzen Nachmittag habe ich mit tollen Imaginationen gewirthschaftet," bemerkt Schöll, daß auch das Fragment: „Was ist der Himmel, was ist die Welt, als das, wofür eben einer sie hält — — Liedlein .. vom Prinz, er heißt, ich weiß nicht, wie, mit dem Zunamen Radegiki," von eben demselben Datum, dem 12. September 1777 ist.

Am folgenden Tage finden wir ihn auf der Wartburg, von wo er Abends begeistert an seine Freundin schrieb: „Hier wohn' ich nun, Liebste, und singe Psalmen dem Herrn, der mich aus Schmerzen und Enge wieder in Höhe und Herrlichkeit gebracht hat. Der Herzog hat mich veranlaßt heraufzuziehen ... Hier oben! wenn ich Ihnen nur diesen Blick, der mich nur kostet aufzustehen vom Stuhl, hinübersegnen könnte! In dem grausen, linden Dämmer des Mondes die tiefen Gründe, Wieschen, Büsche, Wälder und Waldblößen, die Felsenabhänge davor, und hinten die Wände, und wie der Schatten des Schloßberges und Schlosses unten Alles finster hält und drüben an den sachten Wänden sich noch anfaßt; die nackten Felsspitzen im Monde röthen, und die lieblichen Auen und Thäler ferner hinunter, und das weite Thüringen hinterwärts im Dämmer sich dem Himmel mischt! Liebste, ich hab' eine rechte Fröhlichkeit dran, ob ich gleich sagen mag, daß der belebende Genuß mir heute mangelt; wie der lange Gebundene, reck' ich erst meine Glieder; aber mit dem ächten Gefühl von Dank, wie der Durstige ein Glas Wasser nimmt, und die Heiligkeit des Brunnens und die Liebheit der Welt nur nebenweg schaut. — Wenn's möglich ist zu zeichnen, wähl' ich mir ein beschränkt Eckchen; denn die Natur ist zu weit herrlich hier auf jeden Blick hinaus! Aber auch was für Eckchen

hier! O man sollte weder zeichnen noch schreiben!" — Nach einer Meldung Wieland's zeichnete er aus den Fenstern der Wartburg den Mönch und die Nonne und ließ es sich „unter all den Geistern aus der alten Ritterzeit, die auf dieser edlen Burg ihr Wesen haben, recht wohl sein." Bei dieser Gelegenheit hören wir Wieland gegen Goethe's Mutter die alte Klage über seine Schweigsamkeit erneuern. „Vielleicht macht er's Ihnen nicht besser," fügt er hinzu; „aber darum liebt er uns doch nicht weniger. Er ist und bleibt halt mit allen seinen Eigenheiten einer der besten, edelsten und herrlichsten Menschen auf Gottes Erdboden!"

Am 21. September traf Merck in Eisenach zu einem achttägigen Aufenthalte bei Goethe und dem Herzoge ein. Ganze Stunden, bei Tag und bei Nacht, brachten die drei Männer in vertraulichen Gesprächen zu; und es ward hier der Grund zu dem schönen Verhältniß zwischen dem edlen, jungen Fürsten und dem tüchtigen Merck gelegt, „dem Virtuosen des sichersten, kritischen Geschmacks und der ungezwungensten Mittheilung, dem übrigens eine gewisse ehrerbietige réserve *), dem Fürsten gegenüber, nicht mangelte" **). Sie unterhielten nachher eine lebhafte Correspondenz mit einander, und ihre Briefe sind Ehrendocumente für Beider Charakter. Merck blieb bis zu seinem Ende dem Herzoge der betraute Rathgeber bei Ankäufen von Kunstwerken. Auch für Goethe war dieß Zusammensein mit Merck erquickend. Als er am 28. September früh Morgens um 8 Uhr mit Merck zum Burgthor hinausging, fühlte er den Abschied tief; er nannte den Tag einen „dunkeln" und hatte noch am 4. October das Gefühl des Alleinseins und gänzlicher Abgeschnittenheit ***). Bloß mit Knebel sprach er über „die Armuth des

---

*) Wieland an Merck, 1, 36.

**) Wachsmuth, Weimars Musenhof, S. 64.

***) Wie Merck nach diesem Zusammensein über Goethe und den Herzog urtheilte, zeigt ein Brief an Nicolai vom 3. Nov. 1777: „Ich habe Goethe'n neuerlich auf der Wartburg besucht, und wir haben zehn Tage zusammen wie die Kinder gelebt. Mich freut's, daß ich von Angesicht gesehen habe, was an seiner Situation ist. Das Beste von Allem ist der Herzog, den die Esel zu einem schwachen Menschen gebrandmarkt haben, und der ein eisenfester Charakter ist. Ich würde aus Liebe zu ihm eben das thun, was Goethe thut. Die

Hoftreibens" und überhaupt der Societät. Er war stumpf gegen die Menschen. Die Ankunft des Statthalters „schloß ihn für ihn Augenblicke wieder auf, aber Grimm's Erscheinen wieder zu." Er fühlte innig, „daß er, alles Andere bei Seite, dem Manne nichts zu sagen hatte, der von Petersburg nach Paris gehe." Zu dieser Stimmung wirkte aber auch das fortdauernde Zahnübel mit, indem es ihn verhinderte, an dem Tanzvergnügen, „einem Vehikel für die Kluft, die ihn von den Menschen trennte," Theil zu nehmen. Er meinte der Gesellschaft sichtlich zur Last zu sein und ging in's Freie. Draußen sah er den Mond still glänzend über dem Schlosse stehen und eilte hinauf. Hier, auf der reinen, ruhigen Höhe, im Rauschen des Herbstwindes, fühlte er sich befriedigter und das Heimweh nach Weimar, nach seinem Garten, das ihn unten ergriffen hatte, sich wieder verlieren *).

Seine lebhafte Sehnsucht nach der stillen Gartenwohnung spricht sich in folgenden, von Riemer mitgetheilten Zeilen aus jenen Tagen aus: „Gern kehr' ich doch zurück in mein enges Nest, nun bald in Sturm gewickelt, in Schnee verweht, und, will's Gott, in Ruhe vor den Menschen, mit denen ich doch nichts zu theilen habe. Hier (in Eisenach) habe ich weit weniger gelitten, als ich gedacht habe, bin aber in viel Entfremdung bestimmt, wo ich doch noch Band glaubte. Der Herzog wird mir immer näher und näher, und Regen und rauher Wind rückt die Schafe zusammen. — — Regieren!!" Am 10. October kehrte er nach Weimar zurück und konnte nun, nachdem er in den nächsten Tagen noch wegen einer Unpäßlich-

---

Mährchen kommen alle von Leuten, die ohngefähr so viel Auge haben zu sehen, wie die Bedienten, die hinterm Stuhl stehen, von ihren Herren und deren Gespräch urtheilen können. Dazu mischt sich die scheußliche Anekdotensucht unbedeutender, negligirter, intriguanter Menschen, oder die Bosheit Anderer, die noch mehr Vortheil haben, falsch zu sehen. Ich sage Ihnen aufrichtig, der Herzog ist einer der respectabelsten und gescheitesten Menschen, die ich je gesehen habe — und, überlegen Sie, dabei ein Fürst und ein Mensch von 20 Jahren. Ich dächte, Goethe's Gesellschaft, wenn man nicht muthwillig voraussetzen will, er sei ein Schurke, sollte doch mit der Zeit ein wenig guten Einfluß haben. Das Geträtsche, daß er sich nach Goethe bilde, ist so unleidlich unwahr als Etwas; denn es ist ihm Niemand unausstehlicher als Goethe's Affen."

*) Riemer, Mittheil. über G. II, 49.

keit des Herzogs meist in dessen Nähe hatte verweilen müssen, endlich der ersehnten Häuslichkeit genießen. Er fühlte sich darin so beglückt, daß er eines Morgens (am 14. Nov.) beim Erwachen seinen Dank in das Gebet ergoß: „Heiliges Schicksal! Du hast mir mein Haus gebaut und ausstaffirt über meine Bitten. Ich war vergnügt in meiner Armuth unter meinem halbfaulen Dache; ich bat Dich, mir's zu lassen, aber Du hast mir Dach und Beschränktheit vom Haupte gezogen wie eine Nachtmütze. Laß mich nun auch frisch und zusammengenommen der Reinheit genießen! Amen, ja Amen winkt der erste Sonnenblick!"

Aber selbst mitten im Winter sollte er noch einmal durch eine abenteuerliche Fahrt von mehr als vierzehn Tagen seinem schneeverhüllten Gartenhäuschen entzogen werden. Häufige Klagen des Landvolkes im Eisenachischen bestimmten den jungen Fürsten, mit der um ihn versammelten Gesellschaft am 27. November eine Jagdpartie auf wilde Schweine anzustellen. Goethe bat um die Erlaubniß, sich dem Zuge erst nach einem kleinen Umwege anzuschließen, aus dem er, nach seiner beliebten Art, einstweilen ein Geheimniß machte.

Werther's Leiden hatten jene zärtlich leidenschaftliche Ascetik, die man das Sentimentalitätsfieber genannt hat, wie Goethe meint, nicht sowohl erregt, als vielmehr das Uebel aufgedeckt, das in jungen Gemüthern verborgen lag. Er selbst hatte sich durch jenes Werk von der Krankheit zu befreien gewußt; aber weil man ihn den darin ausgesprochenen Gesinnungen für zugeneigt hielt, so mußte er sich von Manchen, die an dem Uebel litten, brieflichen und persönlichen Zudrang gefallen lassen. So hatte er auch um die Mitte des Jahres ein Schreiben aus Wernigerode erhalten, Plessing unterzeichnet, beinahe das Seltsamste, was ihm in der selbstquälerischen Art vor Augen gekommen war. Der Briefsteller zeigte sich schreibselig-beredt, und dabei so durchdrungen von Mißbehagen, daß es unmöglich war, sich irgend eine Persönlichkeit zu denken, die zu solchen Seel-Enthüllungen passen möchte. Alle seine wiederholten zudringlichen Aeußerungen waren anziehend und abstoßend zugleich, weßhalb endlich in Goethe schon im Interesse der damals beliebten Physiognomik die Begierde rege werden mußte, zu erfahren, was

für einen Körper sich ein so wunderlicher Geist gebildet habe. Dieß war eines der Hauptmotive seines geheimen Reiseplans. Außerdem wünschte er, weil schon damals von der Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks häufig die Rede war, von dem Bergwesen in seinem ganzen Complex eine, wenn auch nur flüchtige Anschauung zu gewinnen, und hatte daher schon längst eine Reise in den Harz projectirt. Seit uns Goethe's Briefe an Frau von Stein vorliegen, lassen sich noch andere, tiefere Anlässe zu dieser Reise erkennen, die seine eigene spätere Erzählung derselben (in der „Campagne in Frankreich") verschweigt. Er wollte auf einige Zeit aus der vornehmen Umgebung sich retten, um den Anblick der einfachern Existenz der sogenannten niedern Classen zu seiner innern Auferbauung zu genießen; er floh aus bunten und verwickelten Lebenskreisen, um sich an dem rein Menschlichen zu erquicken; er entzog sich seinen Freunden, um in völliger Einsamkeit sich ganz selbst wiederzufinden; er gab sein behagliches Dasein auf, um sich durch Entbehrungen und Mühseligkeiten innerlich zu kräftigen. „Er stürzte sich in Frost," sagt Schöll, „um ganz die Erwärmung zu fühlen, tauchte in Nacht, um fröhlich zum Lichte aufzufahren, in Müdigkeit und Hunger, um die Wohlthat der Labe und des Lagers zu segnen, in Winter und Gefahr, um im einfachsten Lebensgefühl sich zu erbauen." Besonders aber sehnte er sich, in der erhabenen winterlichen Gebirgswelt einen Naturgottesdienst nach seiner Weise zu begehen, und das, was ihm dort begegnen würde, als Symbol und Pfand für seine Schicksale, für seine geheimsten Wünsche zu nehmen.

So verließ er denn am 29. November, zwei Tage, nachdem der Herzog die Jagdfahrt angetreten, in der Morgenfrühe zu Pferde seinen behaglichen Gartenwohnsitz und begann, dem Ettersberge zureitend, jene berühmte Ode Harzreise im Winter, die er selbst nachher ausführlich commentirt hat*). Er übernachtete in Sondershausen und kam des andern Tages so früh nach Nordhausen,

*) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten I, 366 ff. und III, 473 ff. In den kurzen Tagebuch-Notizen über die Reise, die zwischen Goethe's Briefen an Frau von Stein mitgetheilt sind, ist erst auf dem Tageblatt vom 1. Dec. angemerkt: „Dem Geier gleich ꝛc."

daß er gleich nach Tische weiter zu gehen beschloß, aber erst sehr spät mit Boten und Laterne nach mancherlei Gefährlichkeiten in Ilefeld ankam. In einem glänzend erleuchteten Gasthofe eingekehrt, erhielt er vom Wirthe den Bretterverschlag in der Wirthsstube mit dem weißüberzogenen Ehebette zur Schlafstelle eingeräumt. Hier konnte er durch eine Astlücke der Bretter in die Stube blicken und sah an einer langen, von Kerzen hell erleuchteten Tafel eine stattliche und zahlreiche Gesellschaft sitzen. Commissarien der höchsten Höfe, die hier schon längere Zeit über wichtige Einrichtungen und verschiedene Interessen unterhandelt hatten, gaben heute Abend einen allgemeinen Schmaus. Er konnte die Tafel von unten auf ganz überschauen und musterte die Gesellschaft von den Gehülfen, Schreibern und Secretairen hinauf bis zu den Räthen und Vorsitzenden. Heiteres, freies Gespräch, Gläserklang, Toaste, Scherz und Witz belebten das Mahl. Nach der düstern Winternachtreise in dem Harz kam ihm das Bild ganz zauberhaft vor, als sähe er in einer Berghöhle wohlgemuthe Geister sich ergötzen.

Am nächsten Morgen, Montags den 1. December, brach er frühe um sieben Uhr mit einem Boten von Ilefeld auf, war gegen Mittag in Elbingenrode und genoß bei gelindem Wetter eines herrlichen Eintritts in den Harz. Nachmittags begab er sich in die Baumannshöhle, der er auch noch den folgenden Tag beinahe ganz widmete. Er durchkroch sie nach allen Seiten, und betrachtete mit Aufmerksamkeit das in krystallinischen Bildungen fortwebende Leben der Natur. Weil er hier mit dem reinen, ruhigen Blick des Naturforschers schaute, so wollte sich ihm nichts von den Wunderbildern zeigen, die sich eine aufgeregte Einbildungskraft sonst so gern aus formlosen Gestalten schafft; dafür prägte sich aber ein um so treueres Bild der Wirklichkeit seinem Gedächtnisse ein. Wieder an's Tageslicht zurückgekehrt, schrieb er, außer einigen Notizen, die ersten Strophen der obengenannten Ode nieder. Die Stelle:

> Aber abseits, wer ist's
> In's Gebüsch verliert sich sein Pfad u. s. w.,

worin sich die damalige liebevolle Stimmung seines Gemüthes abspiegelt, bezieht sich auf **Plessing**.

Von Elbingerode, wo er übernachtete, ging er am folgenden Tage (den 3. December) nach Wernigerode, und ließ sich, nach seiner Ankunft im dortigen Gasthofe, durch den Kellner zu dem räthselhaften jungen Manne, dem Sohne des dortigen Superintendenten, hinführen. Goethe gab sich, seiner Neigung zum Incognito getreu, für einen Zeichenkünstler aus Gotha aus, der wegen Familienangelegenheiten in dieser unfreundlichen Jahreszeit nach Braunschweig müsse. Mit Lebhaftigkeit erkundigte sich Plessing nach Weimar, und als der Fremde ihm eine Reihe Weimarischer Persönlichkeiten vorführte und noch immer von Goethe schwieg, unterbrach er ihn mit Ungeduld, und verlangte eine Schilderung des seltsamen Menschen, der so viel von sich reden mache. Goethe befriedigte seinen Wunsch mit so großer Ingenuität, daß der junge Mann, wenn er nur etwas Scharfblick besessen hätte, in dem Geschilderten seinen Gast erkannt haben würde. Darauf erging sich Plessing in Klagen über Goethe's Theilnahmlosigkeit, der ihn auf die herzlichste briefliche Darlegung seiner Leiden, auf die dringendsten Bitten um Rath und Hülfe ohne Antwort gelassen. Der Fremde führte zu Goethe's Entschuldigung an, „daß ein gewaltiger, sowohl ideeller als reeller Zudrang diesen sonst wohlgesinnten, wohlwollenden und hülfsfertigen Mann oft außer Stand setze, sich zu bewegen, geschweige zu wirken." Nun erbot sich Plessing, den an Goethe gerichteten Brief vorzulesen, damit der Gast selbst urtheilen könne, ob er nicht irgend eine Erwiederung verdient habe. Goethe fand über dieser Vorlesung auf eine schlagende Weise die Behauptung der Physiognomisten bewährt, daß ein lebendiges Wesen in all seinem Handeln und Betragen vollkommen übereinstimmend mit sich selbst sei. Der Lesende paßte genau zu dem Gelesenen, und denselben Eindruck, wie früher der Brief, machte jetzt auf ihn die ganze Persönlichkeit des jungen Mannes; sie wirkte ebenfalls anziehend und abstoßend. Man konnte ihm eine gewisse Theilnahme und Achtung nicht versagen; denn ein ernstliches Wollen, ein edler Sinn und Zweck gab sich kund; allein obschon von den zärtlichsten Gefühlen die Rede war, blieb sein Vortrag ohne Anmuth und in Allem sprach sich eine beschränkte Selbstigkeit aus. Goethe bemerkte ihm, als die Vorlesung beendigt war, er glaube

einzusehen, warum der Mann, an den er sich um Rath gewandt, gegen ihn stumm geblieben sei; die jetzige Denkweise desselben sei eine zu abweichende, als daß man eine Verständigung hoffen könne. In Goethe's Kreise gelte es als ausgemacht, daß man sich aus einem schmerzlichen, selbstquälerischen, düstern Seelenzustande nur durch Naturbeschauung und herzliche Theilnahme an der äußern Welt retten und befreien könne; man sei überzeugt, daß die Richtung geistiger Kräfte auf wirkliche und wahrhafte Erscheinungen allmälig Behagen, Klarheit und Belehrung gewähre *). Ihm, als Landschaftsmaler, habe dieß zu allererst einleuchten müssen, da ja auch seine Kunst unmittelbar auf die Natur gewiesen sei, und er habe seitdem mit erhöhter Liebe sich der Betrachtung der Naturbilder und Phänomene gewidmet. Und nun schilderte er ihm mit malerischer Poesie, und doch unmittelbar und natürlich, den Verlauf seiner Reise, den morgendlichen Schneehimmel über den Bergen, die mannigfaltigen Tageserscheinungen, die wunderlichen Thurm- und Mauerbefestigungen von Nordhausen, bei einbrechender Abenddämmerung gesehen, die nächtlich rauschenden, von des Boten Laterne zwischen Bergschluchten flüchtig blinkenden Gewässer, die Baumannshöhle und Anderes. Als aber Plessing dem allen mit der entschiedenen Versicherung entgegentrat, es könne und solle ihm nichts in der Welt genügen, so fühlte Goethe sein Inneres sich zuschließen, und glaubte sein Gewissen durch den beschwerlichen Weg, im Bewußtsein des besten Willens, völlig befreit und sich von jeder weitern Pflicht gegen ihn entbunden.

Aus dem Hause heraustretend, fand er den aufgehellten Himmel von Sternen blinken, Straßen und Plätze mit Schnee überdeckt, blieb auf einem schmalen Stege stehen und beschaute sich die mitternächtliche Welt. Zugleich überdachte er sein Abenteuer und fühlte sich fest entschlossen, den jungen Mann, der ihn auf morgen zu Tisch geladen hatte, nicht wieder zu sehen. Und so bestellte er im Gasthofe sein Pferd auf Tagesanbruch und übergab dem Kellner ein anonymes, entschuldigendes Bleistiftblättchen für Plessing **).

---

*) Vergl. oben die Bemerkungen über das Schauspiel Lila S. 288 ff.

**) Folgende Notiz aus Goethe's Tageblättern in den Briefen an Frau

Ueber den weitern Verlauf der Reise (Goethe's eigene Darstellung derselben bricht mit der Ankunft in Goslar ab) geben, außer den von Riemer mitgetheilten Bruchstücken aus Goethe's Tagebuche, die Briefe des Dichters an Frau von Stein mit den eingeschalteten Tageblättern, willkommene Auskunft. Am 4. December ritt er an dem Nordosthange des Harzes in grimmigem Schnee-, Schlossen- und Regengestöber über Ilsenburg nach Goslar, und schrieb von dort an seine Herzensfreundin, „bei einem Wirthe, der gar viel Väterliches hatte." — „Es ist eine schöne Philisterei im Hause," heißt es in dem Briefe, „es wird einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder auf diesem dunkeln Zug Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen: Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Treue, Freude über das leidlichste Gute, Harmlosigkeit, Dulden, Ausharren u. s. w. — Ich trockene nun jetzt an meinen Sachen; sie hängen um den Ofen. Wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt, wie sehr er das Wenige bedarf!" — Am 5. December besuchte er den Rammelsberg, am 6. die Hütten an der Ocker, und sah die Messingarbeiten und das Hüttenwerk, versuchte sich auch, wie bisweilen an den frühern Reisetagen, im Zeichnen, doch ohne Erfolg, und schrieb Abends wieder aus Goslar an seine Freundin: „Mir ist's eine sonderbare Empfindung, unbekannt in der Welt herumzuziehen; es ist mir, als wenn ich mein Verhältniß zu den Menschen und den Sachen weit wahrer fühlte. Ich heiße Weber, bin ein Maler, habe Jura studirt, oder bin ein Reisender überhaupt, betrage mich sehr höflich gegen Jedermann, und bin überall wohlaufgenommen." Den 7. December ging es nach Klausthal, wo ihn eine seltsame Empfindung ergriff, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen." — „Das Schönste von dieser Wallfahrt ist," schrieb er Abends an Frau von Stein, „daß

---

von Stein stimmt nicht genau zu der oben gegebenen eigenen Erzählung Goethe's: „3. Dec. Auf Wernigerode. Mit P(lessing) spazieren auf die Berge ꝛc."

ich meine Ideen auf jedem Schritt bestätigt finde über Wirthschaft, es sei ein Bauergut oder ein Fürstenthum, und daß sie so simpel sind, daß man gar nicht zu reisen brauchte, wenn man bei sich etwas lernte." — Am folgenden Tage entging er beim Einfahren in die Carolinen- und Dorotheengrube glücklich einer großen Gefahr. „Der Geschworene," berichtete er darüber an Frau von Stein, „ward einen Schritt vor mir von einem Stück Gebirg, das sich ablöste, zu Boden geschlagen. Da er ein sehr robuster Mann war, so stemmte er sich, als es auf ihn fiel, daß es in mehrere Stücke auseinander brach und an ihm herabrutschte. Es überwältigte ihn aber doch; und ich glaubte, es würde ihm wenigstens die Füße sehr beschädigt haben; es ging aber so hin. Einen Augenblick später, so stand ich an dem Fleck; denn es war eben vor einem Ort, den er mir zeigen wollte; und meine schwanke Person hätte es gleich niedergedrückt und mit der völligen Last zerquetscht. Also daß Ihre Liebe bei mir bleibe, und die Liebe der Götter!" — Am 9. Dec. war er früh auf den Hütten, und besah nach Tisch Ilsemann's Kabinet, worauf er Nachts zu Altenau sich durch einen „unendlichen" Schlaf erquickte. „Der Nutzen," schrieb er an diesem Tage an seine Freundin, „den das auf meinen phantastischen Sinn hat, mit lauter Menschen umzugehen, die ein bestimmtes einfaches, dauerndes, wichtiges Geschäft haben, ist unsäglich. Es ist wie ein kaltes Bad, das einen aus einer bürgerlich wollüstigen Abspannung wieder zu neuem kräftigem Leben zusammenzieht ... Die Menschen streichen sich recht auf mir auf, wie auf einem Probirstein; ihre Gefälligkeit, Gleichgültigkeit, Hartleibigkeit und Grobheit, Eins mit dem Andern macht mir Spaß."

Mit dem 10. December culminirte sein Reiseglück in der Besteigung des Brockens. Früh Morgens brach er nach dem Torfhause auf, einer Försterwohnung, zwei Stunden vom Brocken entfernt, und machte sich von da, ein Viertel nach zehn Uhr, auf den Weg nach dem Gipfel, den er ein Viertel nach Eins erreichte. Wie sehr ihn dies Gelingen beglückte, zeigt sein Bericht an Frau von Stein: „Als ich zum Torfhause kam, saß der Förster bei seinem Morgenschluck in Hemdsärmeln, und discursive redete ich vom Brocken; und er versicherte die Unmöglichkeit hinaufzugehen, und

wie leichtfertig es wäre, jetzt es zu versuchen. — Die Berge waren im Nebel, man sah nichts; und so, sagte er, ist's auch oben, nicht drei Schritte vorwärts können Sie sehen; und wer nicht alle Tritte weiß u. s. w. Da saß ich mit schwerem Herzen, mit halben Gedanken, wie ich zurückkehren wollte. Und ich kam mir vor, wie der König, den der Prophet mit dem Bogen schlagen heißt, und der zu wenig schlägt *). Ich war still, und bat die Götter, das Herz dieses Menschen zu wenden und das Wetter, und war still. So sagte er zu mir: Nun können Sie den Brocken sehen! Ich trat an's Fenster, und er lag vor mir, klar, wie mein Gesicht im Spiegel; da ging mir das Herz auf, und ich rief: Und ich sollte nicht hinaufkommen! Haben Sie keinen Knecht? Niemanden — Und er sagte: Ich will mit Ihnen gehen. — — Ich habe ein Zeichen in's Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde es zu schreiben. Ich hab's nicht geglaubt bis auf der obersten Klippe. Alle Nebel lagen unten, und oben war herrliche Klarheit ..." Ohne Zweifel war dieses derselbe Besuch des Brockens, den Goethe in seinen Erläuterungen zur Ode Harzreise irrthümlich drei Tage früher ansetzt: „Ich stand am 7. December in der Mittagsstunde, gränzenlosen Schnee überschauend, auf dem Gipfel des Brockens, zwischen jenen ahnungsvollen Granitklippen, über mir den vollkommen klarsten Himmel, von welchem herab die Sonne gewaltsam brannte, so daß in der Wolle des Ueberrocks der bekannte branstige Geruch erregt ward. Unter mir sah ich ein unbewegliches Wolkenmeer nach allen Seiten die Gegend überdecken und nur durch höhere und tiefere Lage der Wolkenschichten die darunter befindlichen Berge und Thäler andeuten." Gegen Abend beim Hinabsteigen hatte er Gelegenheit, die herrliche Erscheinung farbiger Schatten zu beobachten, die er in seinem Entwurf der Farbenlehre (§. 75) beschrieben. Die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Haide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsenmassen völlig bereift, die Sonne senkte sich eben gegen die Oderteiche hinunter. Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des

*) Buch der Könige II. 13, V. 17—19.

Schnees, schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Theilen wiederschien. Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergange näherte und ihr durch die stärkern Dünste höchst gemäßigter Strahl die ganze umgebende Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, Goethe glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden; denn Alles hatte sich in die zwei lebhaften und schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternenhelle Nacht verlor.

Ein poetisches Document der Dankbarkeit, die Goethe's Herz nach dem glücklich bestandenen Abenteuer erfüllte, lag uns, wenn auch nur halb verstanden, schon längst in jener herrlichen Ode „die Harzreise im Winter" vor:

Und Altar des lieblichsten Danks
Wird ihm des gefürchteten Gipfels
Schneebehangener Scheitel,
Den mit Geisterreihen
Kränzten ahnende Völker.

Jetzt aber geben uns die Briefe an Frau von Stein dazu den schönsten Commentar. „Was soll ich vom Herrn sagen mit Federspulen?" schrieb er ihr Abends beim Förster im Torfhause; „was für ein Lied soll ich ihm singen? Es ist schon nicht möglich, mit der Lippe zu sagen, was mir widerfahren ist; wie soll ich's mit dem spitzen Ding hervorbringen! Liebe Frau, mit mir verfährt Gott, wie mit seinen alten Heiligen, und ich weiß nicht, woher mir's kommt. Wenn ich zum Befestigungszeichen bitte, daß möge das Fell trocken sein und die Tenne naß *), so ist's so, und umgekehrt auch; und mehr als Alles die übermütterliche Leitung zu meinen Wünschen! ...

*) Buch der Richter 7, 36—40.

Ich sagte: ich habe einen Wunsch auf den Vollmond! — Nun, Liebste, tret' ich vor die Thüre hinaus, da liegt der Brocken im hohen, herrlichen Mondschein über den Fichten vor mir; und ich war oben heut, und habe auf dem Teufelsaltar meinem Gott den liebsten Dank geopfert!" — Und welch' ein helleres Licht fällt jetzt durch das Verständniß seiner Liebe zu Frau von Stein auf die Verse der Ode:

Aber den Einsamen hüll'
In deine Goldwolken!
Umgib mit Wintergrün,
Bis die Rose wieder heranreift,
Die feuchten Haare,
O Liebe, deines Dichters;
Mit der dämmernden Fackel
Leuchtest du ihm
Durch die Furten bei Nacht,
Ueber grundlose Wege
Auf öden Gefilden;
Mit dem tausendfarbgen Morgen
Lachst du in's Herz ihm;
Mit dem beizenden Sturm
Trägst du ihn hoch empor;
Winterströme stürzen vom Felsen
In seine Psalmen.

Er bedurfte dieses Geleits der Liebe auch noch in den nächsten Tagen, wo er mit vielen Mühseligkeiten die Bergwerke von Andreasberg, die Königshütten und andere besuchte und durch Nebel und Schmutz über Duderstadt und Mühlhausen nach Eisenach ritt. Hier langte er am 15. December gegen Mittag glücklich an, und schloß sich wieder an den Herzog und „die Brüder der Jagd" an. Er theilte noch an dem Tage „ihre heroischen Freuden, um Nachts, in Gegenwart einer prasselnden Kaminflamme, sie durch Erzählung seiner wunderlichen Abenteuer zu ergötzen und zu rühren."

Den folgenden Tag traf er schon in Weimar ein, und hielt sich nun meist „still in seiner Hütte", um den Triumph der Empfindsamkeit zu beendigen. Zugleich bereitete er die Aufführung der Mitschuldigen vor, welche am 30. December zu Ettersburg stattfand. Er selbst spielte mit Beifall den Alcest.

Am Sylvesterabend räumte er seiner Gewohnheit nach auf, und zog, wie Riemer sagt, ein Resumé oder eine Bilance des ganzen Jahres.

Eilftes Capitel.

Das Jahr 1778. Beschäftigungen im Januar. Tod der Fräulein von Laßberg. Der Triumph der Empfindsamkeit. Ruhigeres Vierteljahr. Reise nach Dessau und Berlin. Parkanlagen und andere Bauten. Louisenfest. Illumination des Parks. Geburtstagsfest der Herzogin Amalia. Gedichte. Egmont. Studium der Architektur.

Goethe begann das neue Jahr „rein und ruhig, da er das alte zusammengepackt hatte, schrieb am W. Meister, dessen erstes Buch er beendigte, und hatte mit dem Herzog viele und gute Unterredungen über innere und äußere Gegenstände, Theater, Kunst u. s. w. Der Herzog, dessen Gefühl sich schnell aufschloß, ergötzte sich mit ihm an einer Sendung Kupferstiche, welche, von Merck zu rechter Zeit eingeschickt, den Grund zu einer langjährigen Liebhaberei und zu mannigfachen Kunstsammlungen legte" *). Dann folgte aber wieder, vierzehn Tage hindurch, ein buntes, tolles Treiben: Morgens Schweinhatze, Nachmittags Theaterproben, Abends fratzenhafte Ständchen, Schlittenfahrt mit Fackeln, extemporirte Komödie in Ettersburg, allerlei Tollheiten, Tanz, Concerte, Redouten. Am 13. Januar fand eine Aufführung des Westindiers statt, worin Goethe als Belcourt in weißem Frack mit silbernen Treffen, in blauseidener Weste und gleichen Beinkleidern auftrat. Auch der Herzog, Prinz Constantin, Knebel, Einsiedel und Musäus hatten eine Rolle übernommen. Der vor Kurzem angekommene berühmte Eckhof machte den Vater, und unter den mitspielenden Damen befand sich Fräulein von Göchhausen, eine neu acquirirte Hofdame der Her=

---

*) Riemer nach Goethe's Tagebüchern.

zogin Amalie, von dieser gewöhnlich Thusnelda genannt. An diesem lebensfrohen, aufgeweckten Fräulein hatte der verwittwete Hof eine sehr angenehme Persönlichkeit gewonnen; sie trug zur Ergötzung eben so sehr durch ihre witzigen Einfälle bei, als durch die Neckereien, die mit ihr, besonders vom Herzoge, getrieben wurden.*) Uebrigens gehörte sie mehr zu den anempfindenden und anschmiegsamen, als selbstständigen Geistern, weßhalb Wieland sie in einem Briefe an Merck bezeichnend „Echo-Thusnelda" nennt.

Der 16. Januar brachte abermalige Schweinhatze und für Goethe keine geringe Gefahr, da ihm ein Eisen in einem angehenden Schweine unter der Feder wegbrach. Er kam unverletzt davon, während ein Jäger geschlagen ward. Dafür sollte er am nächsten Tage, als er mit dem Herzoge Schlittschuh lief, eine desto schlimmere Seelenwunde empfangen. Fräulein von Laßberg, deren oben schon einmal gedacht ist, wurde von seinen Leuten in der Ilm an der Schloßbrücke unter dem Wehr gefunden. Sie war den Abend vorher ertrunken, wie es heißt, mit Werther's Leiden in der Tasche, ob durch Unglück oder freiwillig, bleibt schwerlich, wie Riemer meint, unentschieden. In einer Anmerkung zu Goethe's Briefen an Frau von Stein von der Hand Friedrich's von Stein heißt es ausdrücklich: „Fräulein von Lasberg, sich von ihrem Geliebten, dem Schweden v. Wrangel, verlassen glaubend, endete ihr Leben in der Ilm an einer Stelle, die Goethe alle Abende, nach seinem Garten heimkehrend, allein betrat. Die Finsterniß der dichten Linden, das Brausen des damals hohen Wehrs und die Einsamkeit der Gegend machten die Stelle ziemlich schauerlich." Schon der große Antheil, den Goethe an dem Ereigniß nahm, deutet darauf hin, daß man ihren Tod als einen selbsterwählten betrachtete. Er brachte den Nachmittag bei der Ertrunkenen zu, die man zu Frau von Stein getragen hatte, und versuchte Abends die unglücklichen Aeltern zu trösten. Am nächsten Tage wurde er wieder in allerlei Zerstreuungen hineingezogen, so daß er erst in der folgenden Nacht mit Knebel „viel über den Tod des jungen Mädchens, ihr ganzes Wesen, ihre letzten Pfade u. s. w. sprechen" konnte. Aus den Briefen an Frau von Stein sieht man,

*) Weimars Album, 126.

daß er mit dem Gedanken umging, der Unglücklichen ein Denkmal zu widmen. „Da ich von Ihnen wegging," schrieb er ihr den 19. Januar, „konnte ich nicht zeichnen. Es waren Arbeiter unten, und ich erfand ein seltsam Plätzchen, wo das Andenken der armen Christel verborgen stehen wird. Das war, was mir heut noch an meiner Idee mißfiel, daß es so am Wege wäre, wo man weder hintreten und beten, noch lieben soll. Ich habe mit Jentschen (dem Hofgärtner) ein gut Stück Felsen ausgehöhlt; man übersieht von da in höchster Abgeschiedenheit ihre letzten Pfade und den Ort ihres Todes. Wir haben bis in die Nacht gearbeitet, zuletzt noch ich allein bis in ihre Todesstunde. Es war eben so ein Abend: Orion stand so schön am Himmel, als wie wir (am 16. Januar, von der Jagdfahrt) von Tiefurt fröhlich herauf ritten. Ich habe an Erinnerungen und Gedanken just genug, und kann nicht wieder aus meinem Hause. Gute Nacht, Engel, schonen Sie sich und gehen nicht herunter. Diese einladende Trauer hat etwas gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns."

Nachdem er noch einige Tage in stiller Trauer dem Andenken der Unglücklichen gewidmet hatte, sah er sich wieder „zu theatralischem Leichtsinn g e z w u n g e n"; es waren die Proben des Triumphs der Empfindsamkeit, welche ihn jetzt vor dem nahe bevorstehenden Geburtstage der Herzogin dringend in Anspruch nahmen. Das Stück mußte, nach jenem traurigen Vorfalle, etwas Peinliches für ihn haben. Eben jene Werther'sche Gefühlsschwärmerei, welcher hier ein Opfer gefallen war, wurde in dem Drama in hart realistischer Gesinnung durch Parodie verhöhnt. Mußte auch der Unglücksfall den Widerwillen gegen die Werther'sche Selbstquälerei, dessen Ausfluß das neue Drama war, noch bestärken, so ließ doch die Darstellung desselben schwerlich in ihm einen reinen ergötzlichen Eindruck aufkommen, da zu frische Wunden dadurch schmerzlich berührt wurden.

A. W. Schlegel nennt den T r i u m p h d e r E m p f i n d s a m k e i t *) eine höchst genialische Verspottung der eigenen Nachahmer

*) Der ursprüngliche Titel des Stückes hieß „Die E m p f i n d s a m e n". Es wich in seiner ersten Gestalt vielfach von der gegenwärtigen ab. „Einmal

Goethe's, die sich zur komischen Willkür und phantastischen Symbolik des Aristophanes hinneige; aber der Dichter erscheine als „ein züchtiger Aristophanes in feiner Gesellschaft und am Hofe." Man muß hinzusetzen, daß der Spott nicht weniger seinem eigenen Werther und dessen Vorgängern, so wie der ganzen sentimentalen Zeitstimmung gilt, welche jene Schriften hervorrief und in ihnen Nahrung fand. Unstatthaft ist die Ansicht der Frau von Staël von diesem Drama, die in Goethe einen Zauberer sah, dem es Vergnügen mache, seine eigenen Gaukeleien zu zerstören, einen mystificirenden Dichter, der irgend einmal ein System festsetze, und nachdem er es geltend gemacht, auf einmal wieder grillenhaft aufgebe, um die Bewunderung des Publicums irre zu führen und die Gefälligkeit desselben auf die Probe zu stellen. Sehr richtig wurde dagegen von einem Kritiker im Globe bemerkt, solche Eulenspiegeleien seien nicht dem Genie zuzutrauen, der Dichter habe auch diese Production tief aus seinem Innern geschöpft, auch sie bezeichne eine seiner verschiedenen Entwicklungsepochen. Fragt man aber, wie Goethe zu dieser Reaction gegen jene leidenschaftliche, sentimentale Selbstquälerei gekommen sei, so erinnern wir an den lebhaften „brieflichen und persönlichen Zudrang", den er von Plessing und seinen zahlreichen Gesinnungsverwandten zu erdulden hatte. Wie oft mochte er da Gelegenheit gehabt haben, zu erfahren, daß einer scheinbar edeln Aufregung der Gemüther nur ein schales, hohles, selbstgefälliges Spiel mit Empfindungen und Einbildungen zu Grunde lag, weßhalb auch bei ihnen, wie bei Plessing, keine ernst gemeinte Cur verfangen wollte. Vielleicht trug aber auch der innige Umgang mit dem Herzoge dazu bei, in Goethe diese Crisis zu beschleunigen. Denn, wie aus Andeutungen der Frau von Wolzogen in Schiller's Leben hervorgeht, war, bei allem Adel der Gesinnung, in des Herzogs Charakter eine gewisse realistische Tendenz vorwaltend.

---

war es kürzer, einfacher, man könnte sagen, ländlicher, idyllischer; dagegen wieder sarkastischer, durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels." (Riemer, II, 626.) Seckendorf lieferte die Musik zu den Gesängen und den Ballets, deren acht darin vorkamen. Vergl. Weimars Album, S. 70.

Das Drama, oder „die dramatische Grille“, wie Goethe selbst das Stück bezeichnet, soll uns veranschaulichen, daß die Gefühle der Empfindsamen in der Regel nur einem aus der Lectüre sentimentaler Romane geschöpften Hirngespinnste gelten. So liebt der Prinz Oronaro, der, wie Werther für eines Andern Braut, so für eines Andern Gattin schwärmt, eigentlich nicht diese letztere, sondern eine ihr täuschend ähnliche Puppe, deren Kern und Geweide aus Büchern, wie der Siegwart, die neue Heloise und Werther's Leiden, besteht. Die Frauen, welche von den täuschenden Huldigungen solcher Phantasten angesteckt sind, werden am leichtesten geheilt, wenn man ihnen die Ueberzeugung beibringt, daß nicht sie selbst, sondern jenes Unding der Phantasie der wahre Gegenstand der Schwärmerei ihrer Anbeter ist. Mit der Werther'schen Liebesüberschwänglichkeit hing ein gemachter, krankhafter Enthusiasmus für die schöne Natur zusammen. Es war wieder nicht die wirkliche Natur in ihrer oft unbequemen Größe und Schönheit, sondern ein schwächliches Phantasiegebilde, wofür man begeistert war. Auch diese Krankheit wird in dem Stücke verspottet. Der Prinz hat nicht bloß die Zimmer seines Schlosses in Lauben, die Säle in Wälder, die Cabinette in Grotten verwandelt und seinen Hofstaat durch einen Directeur de la nature vermehrt, sondern er führt auch auf seinen Zügen überall eine Reisenatur, sprudelnde Quellen, Vogelgesang, Mondschein in Kisten und Kasten eingepackt mit sich herum. Nebenbei erhalten die empfindsamen Schauspieler einen Hieb, die immer den Leib vorwärts gebogen haben und die Kniee geknickt, als fehlte ihnen das Mark in den Knochen, eine Hand an der Stirne und eine am Herzen, als wenn's zu Stücken springen wollte. An einer andern Stelle werden die damals beliebten Monodramen mitgenommen und die Wirkung der erst vor einem Jahre gedichteten Proserpina durch „freventliche“ Einschaltung in unser Drama vernichtet. Und so liegen noch manche besondere und selbst persönliche Bezüge in dem Stücke, die uns jetzt zum Theil unverständlich geworden sind.

Zur Verlegung der Handlung in die höchsten Gesellschaftskreise mochte den Dichter schon der große Aufwand an äußeren Mitteln bestimmen, welchen die Ausführung seiner Idee verlangte. Die kostspieligen Zurüstungen zu der Reisenatur ließen sich füglich nur von

einem Prinzen bestreiten. Die Decorationen aber, Tanz und Musik, wozu die Handlung Anlaß gab, kamen dem Stücke als einem Festspiele gut zu Statten. Im Zeitcostüm ist Mancherlei phantastisch verknüpft und durch einander geworfen. Deuten die Orakel und Priester auf Altgriechenland und Heidenthum, so erinnern wieder einzelne Personennamen, wie Oronaro und Merculo, die Reise in's Bad auf vier Wochen (Act II, Sc. 1) u. A. an neuere Zeit und Sitte. Der Orakelspruch ist glücklich als ein Faden zu festerem Zusammenhalt des Ganzen benutzt; solche phantastische Handlungen, worin so muthwillig mit den Dingen umgesprungen wird, verlieren sonst gleich Geschlossenheit und stetigen Gang. Aber auch so ist das aus der Handlung fließende Interesse nicht sehr spannend; sie steht sogar stellenweise ganz still. Die Anzahl der Personen hätte zur Ausführung der Hauptidee nicht so bedeutend zu sein brauchen; sie war aber für die Nebenzwecke des Dichters, so wie zur Erhöhung der Lebendigkeit der Vorstellung, als einer Geburtstagsfestlichkeit, erforderlich; und dann war auch wohl die Rücksicht auf diese und jene Persönlichkeit des Weimarischen Hofkreises mit im Spiele, welche der Dichter an der Aufführung gerne Theil nehmen ließ. Die Sprache ist fein, geistreich, gewandt und vornehm, wie Goethe sie nur bei Hofe hatte lernen können; sie bildet einen großen Abstich gegen den Ausdruck der komischen Stücke aus der vorhergehenden Frankfurter Zeit, wo er mit übermüthigem Behagen gegen die glatte Sprache seiner Leipziger Schulmeisterinnen reagirt hatte. Auf Form und Ton des Ganzen hat ohne Zweifel das Studium des Aristophanes eingewirkt, mit dem wir auch Goethe in jener Zeit, laut seines Tagebuchs, beschäftigt finden*).

Auf das bunte, bewegte Treiben dieses Festtages, an dem er selbst im Schauspiel als Andrason auftrat, folgte ein größtentheils in ruhigem und stillem Lebensgenuß hinfließendes Vierteljahr. In

---

*) S. Riemer, Mittheilungen II, 58. Uebrigens ist der Triumph der Empfindsamkeit, wie Rosenkranz (Goethe und seine Werke) treffend erinnert, für die romantische Schule sehr wichtig geworden. Tieck's Zerbino u. A. hat hier seine Quelle; selbst das Spielen mit der Bühne und dem Publicum, das Ironisiren des Theaters durch das Theater, ein Lieblingszug der romantischen Dramatik, läßt sich auf unser Stück zurückführen.

den nächsten Wochen des Februars war Goethe viel auf der Eisbahn *), „in immer gleicher, fast zu reiner Stimmung, gewann schöne Aufklärung über sich selbst und den Herzog; Stille und Vorahnung künftiger Weisheit, immerwährende Freude an Wirthschaft, Ersparniß, Auskommen; bestimmteres Gefühl von Einschränkung und dadurch der wahren Ausbreitung; fortdauernde reine Entfremdung von den Menschen; Bestimmtheit im Leben und Handeln“ **). Dazwischen hatte er „viel fröhliche, bunte Imagination,“ so daß er Lila in Gedanken umschuf und am 15. Abends den ersten Act neu dictirte. In dem Stillleben der nächsten Wochen wechselten mitunter Theaterproben (von Erwin und Elmire, dem Médecin malgré lui u. a. Stücken) und Besuche bei Freunden, mit Beschäftigungen im Garten und Ballspiel, welches er zuweilen mit Kindern auf seiner Wiese trieb. An Merck schrieb er am 18. März, daß er neuerdings über allerlei Kunst überhaupt schöne Aufschlüsse erhalten, die er in allerlei Werklein möchte sehen lassen; auch mache er Manches in der Dumpfheit, das wohl oft das Beste sei. Der 2. April brachte ein so schönes Frühlingswetter, als man seit fünfundzwanzig Jahren in Weimar nicht erlebt hatte. Wieland schrieb am 12. April an Merck, es sei ihm seit zehn Tagen, als ob er mit sammt seinem Garten durch Feerei mitten in Jemen oder in eine der glückseligen Inseln versetzt sei; er schlendere von Morgen in die Nacht in seinem Garten herum, sehe der allgemeinen Entwickelung aller Keime, Knospen, Eierchen und Puppen zu, und mache in dieser Art von vegetabilem Leben weder Prosa noch Verse. Gleich ihm ergab sich Goethe einem dolce far niente, ließ jedoch mittlerweile die Felsen- und Uferarbeiten im Park fleißig fortsetzen. Wieland bezeichnet in einem

---

*) Der Kammermusicus Kranz schreibt darüber an Goethe's Mutter den 16. Febr. 1778: „Neues wüßte ich Ihnen nichts zu schreiben, als daß der Geh. Leg.-Rath dann und wann mit den Herrschaften Abends Schlittschuhe läuft, und zwar en masque. Die Herzoginnen, gnädigen Frauen und Fräuleins lassen sich im Schlitten schieben. Der Teich, welcher nicht klein ist, wird rundum mit Fackeln, Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Das Schauspiel wird auf der einen Seite mit Hautboisten- und Janitscharenmusik, auf der andern mit Feuerrädern, Raketen, Kanonen und Mörsern vervielfältigt. Es dauert oft zwei bis drei Stunden.“

**) Riemer Mittheilungen, II, 57.

spätern Briefe „diese neuen Poëmata, die der Herzog nach Goethe's Invention und Zeichnung dort am Wasser angelegt," als eine wunderbar künstliche, anmuthig wilde, einsiedlerische und doch nicht abgeschiedene Art von Felsen- und Grottenwerk, wo Goethe, der Herzog und Wedel oft selbdrei zu Mittag speisten, oder in Gesellschaft einer oder der andern Göttin oder Halbgöttin den Abend zubrächten." Zugleich aber war Goethe in tausend Gedanken an Weimars Schicksal und Verhältnisse; denn der eindringende Erbfolgekrieg drohte, wie er an Merck schrieb, „den Weimarischen Kahn zwischen den Orlogschiffen zu quetschen," und in dem jungen Fürsten war ein Kriegsgefühl erwacht, welches Goethe'n sehr beunruhigte. Da kam zu rechter Zeit ein Brief des Fürsten von Dessau an, in Folge dessen der Herzog vorerst auf die Auerhahnbalz nach Ilmenau ging. Goethe folgte ihm dorthin und verbrachte ein paar Tage unter lustigen, originellen Thorheiten. Am grünen Donnerstage, den 16. April, war er wieder in Weimar zurück und gab sein gewohntes Kinderfest, das sogenannte Haseneiersuchen, das er sonst in seinem oder im Welschen Garten, dießmal aber, des unterdeß wieder schlecht gewordenen Wetters wegen, im Komödienhause veranstaltete. In die nächsten Tage (auf den 21. April) fällt noch ein Ausflug nach Erfurt, worauf er, mit dem Statthalter und dessen Bruder zurückgekehrt, einige Zeit hindurch „still und rein mit den Seinigen" verlebte*).

Ueber Goethe's eingezogenes Leben war wieder Niemand unzufriedener als Wieland. „Goethe'n bekomme ich gar nicht mehr zu sehen," schrieb er am 12. April an Merck, „denn er kommt weder an Concerttagen nach Hof, noch zu mir; und zu ihm zu kommen, wiewohl unsere Domänen eben nicht weit von einander liegen, ist auch keine Möglichkeit, seitdem er beinahe alle Zugänge barricadirt hat. Denn alle näheren Wege zu seinem Garten gehen über die Ilm und theils durch eine ehemals öffentliche Promenade, der Stern genannt, theils über eine herrschaftliche Wiese. Nun hat er zwar, pour faciliter la communication, im vorigen Jahre drei bis vier Brücken über die Ilm machen lassen; aber, Gott weiß warum, sie sind mit Thüren versehen, die ich, so oft ich noch zu ihm gehen

*) Riemer, Mittheilungen II, 59.

wollte, verschlossen angetroffen habe. Da man nun nicht anders zu ihm dringen kann, als mit einem Zuge Artillerie, oder wenigstens mit ein paar Zimmerleuten, die einem die Zugänge mit Aexten öffnen, so ist ein gemeiner Mann, wie unser einer, gezwungen, das Abenteuer gar aufzugeben und auf seinem Eigenen zu bleiben."

Aber aus dieser Zurückgezogenheit sollte Goethe bald wieder in das Geräusch der Welt herausgezogen werden. Er machte sich am 10. Mai nach Leipzig auf, um seinen Freund und Lehrer Oeser zu besuchen. Der Herzog reiste ihm nach und that ihm den Vorschlag, sein Begleiter auf einer weitern Reise nach Dessau und Berlin zu sein. Rasch entschlossen, begab Goethe sich am 13. mit dem fürstlichen Freunde auf den Weg nach Wörlitz. Der prächtige Park wurde, nach Riemer, im Regen besehen, so daß es ihm nur „wie das Vorüberschweben eines leisen Traumbildes war." Damit stimmt freilich nur theilweise, was er am 14. Mai aus Wörlitz an Frau von Stein schrieb: „Hier ist's jetzt unendlich schön. Mich hat's gestern Abend, wie wir durch die Seen, Kanäle und Wäldchen schlichen, sehr gerührt, wie die Götter dem Fürsten erlaubt haben, einen Traum um sich herum zu schaffen. Es ist, wenn man so durchzieht, wie ein Märchen, das einem vorgetragen wird, und hat ganz den Charakter der Elysischen Felder. In der sachtesten Mannigfaltigkeit fließt Eins in das Andere; keine Höhe zieht das Auge und das Verlangen auf einen einzigen Punkt; man streicht herum, ohne zu fragen, wo man ausgegangen ist und hinkommt. Das Buschwerk ist in seiner schönsten Jugend, und das Ganze hat die reinste Lieblichkeit."

In Dessau traf er seinen alten Freund Behrisch, den man dorthin als Erzieher des Erbprinzen berufen hatte*). „Hab' ich es Dir nicht gesagt," rief er Goethe'n gleich entgegen, „war es nicht gescheit, daß Du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß Du gewartet hast, bis Du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals die Sachen auch nicht, denn sonst hätte ich sie nicht geschrieben. Aber wären wir zusammen geblieben, so hättest Du

*) Vergl. Bd. I, S. 166, wo durch ein Versehen das Jahr 1776 statt 1778 angegeben ist.

auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie Dir auch geschrieben, und es wäre eben so gut gewesen." Und so fand Goethe ihn in all seinem Geschwätz ganz als den Alten wieder. Er war bei Hofe sehr wohl gelitten, und Goethe sah ihn immer an der fürstlichen Tafel*). Beim Aufbruch am 14. Mai gab Behrisch ihm das Geleit.

Am 15. Mai Abends gelangten die Reisenden über Potsdam nach Berlin. Von hier berichtete er den 17. Abends, nach einem Diner beim Prinzen Heinrich, an Frau von Stein: „Durch die Stadt und durch mancherlei Menschen Gewerb und Wesen hab' ich mich durchgetrieben. Von den Gegenständen selbst mündlich mehr. Gleichmuth und Reinheit erhalten mir die Götter auf's Schönste; aber dagegen welkt die Blüthe des Vertrauens, der Offenheit, der hingebenden Liebe täglich mehr ... Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Kriegs zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt, und Leben und Ordnung und Ueberfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden! Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von Allem! ... Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt! Von der Bewegung der Puppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze, FR gezeichnet, mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien eine nach der andern hervorbringt." Er besuchte die gute Karschin, die ihn „beverste", und Chodowiecky, hörte Spalding predigen, sah die Porzellanfabrik, das Opernhaus, die katholische Kirche, das Arsenal, den Thiergarten, und wohnte einem Manöver bei. Seine Bewunderung des großen Königs blieb, aber seine Umgebung fand er jeden Tag unerträglicher. „Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen Alles erzählen," schrieb er den 19. an Frau von Stein, „wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird ... So viel kann ich sagen, je größer die Welt wird, desto garstiger die Farce; und ich schwöre, keine Zote

*) Eckermann, II, 78.

und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft, als das Wesen der Großen, Mittlern und Kleinen durcheinander. Ich habe die Götter gebeten, daß sie mir meinen Muth und Geradheit erhalten wollen bis an's Ende, und lieber mögen das Ende vorrücken, als mich den letzten Theil des Weges lausig hinkriechen zu lassen."

Auf der Rückkehr über Potsdam, wo er Abends den 20. Mai ankam, wurde dort Sanssouci zum zweiten Male, ferner die Bildergallerie, der Garten, das Sternhaus, das alte Schloß, die Garnisonskirche und die Gewehrfabrik besichtigt. Dann ging die Reise am 23. weiter nach Wörlitz, wo Goethe diesmal, bei besserm Wetter, Einiges zeichnete. In Dessau sprach er auch bei Basedow zu, und am 27. wohnte er abermals einem Manöver in Aken bei. Er schrieb darüber später (den 15. August) an Merck: „Ein großer Theil von Prinz Heinrich's Armee, den wir passirt sind, Manövers und die Gestalten der Generale, die ich halbdutzendweis bei Tisch gegenüber gehabt, machen mich auch bei dem jetzigen Kriege gegenwärtiger. — Mit Menschen (heißt es weiter) habe ich sonst gar nichts zu verkehren gehabt, und hab' in preußischen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das sie nicht können drucken lassen; dafür ich gelegentlich als stolz u. s. w. ausgeschrieen bin." Ueber Berlin sagt er: „Wir waren wenige Tage da, und ich guckte nur drein, wie das Kind in den Schön-Raritäten-Kasten. Aber Du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgegangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab' sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, und zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören."

Wie hoch man damals Goethe's Einwirkung auf den Herzog anschlug, das zeigen die Worte, womit Wieland die Rückkehr der Reisenden am 1. Juni an Merck berichtet: „So eben höre ich, daß der Herzog und Goethe wieder angekommen sind. Alle Lande, wo sie gewesen, sind ihres Ruhmes voll. In ganzem Ernst, zu Leipzig, Dessau, Berlin ist alle Welt von unserm Herzog eingenommen. Das hat der Bruder Wolf hübsch gemacht." Und in einem Briefe vom 3. Juni heißt es: „Des Herzogs Anschauen war mir eine rechte Herzstärkung, so gesund und kräftig sah er aus, und

so edel, gut, bieder und fürstlich zugleich fand ich ihn im Ganzen seines Wesens. Ich werde je länger, je mehr überzeugt, daß ihn Goethe recht geführt, und daß er am Ende vor Gott und der Welt Ehre von seiner sogenannten Favoritenschaft haben wird."

Die Reise nach Berlin war fast in jedem Betracht ein Gegenstück zu der vorigjährigen Harzreise. Hatte er sich damals, allein und unerkannt, in die Einsamkeit der winterlichen Gebirgswelt, in unterirdische Gänge, in den Verkehr mit einfachen, schlichten Menschen geflüchtet, so war er jetzt, als Begleiter und Freund seines Fürsten, in den Lärm der Welt und der Kriegsrüstungen, in das Getümmel einer Königsstadt, in die Pracht königlicher und fürstlicher Paläste und Gärten, in die höchsten Kreise der Gesellschaft geführt worden. Damals hatte er erhöhte Anhänglichkeit zu den niedern Volksklassen, diesmal gesteigerte Verachtung gegen das Treiben in den höhern Schichten mitgebracht. Aber in Einem stimmten doch die Nachwirkungen beider Ausflüge überein: er fühlte sich nach ihnen doppelt glücklich in seinem „stillen Thale" und gab sich mit neuem Eifer der Ausschmückung desselben hin.

Den Parkanlagen widmete er im Laufe des Juni um so mehr Zeit und Sorgfalt, als er im Stillen den Plan hegte, den 9. Juli, den Namenstag der regierenden Herzogin, durch eine besondere Festlichkeit auszuzeichnen. In seiner eigenen Darstellung dieses Festes (mit dem irrigen Datum d. 25. August) erörtert er, wie mit der Rückkehr von dem verrotteten conventionellen Wesen zu frischer Natürlichkeit, wodurch sich die Poesie jener Zeit charakterisirte, auch die Neigung zum Leben und Genießen in freier Luft zusammenhing. Aus dieser entwickelte sich, durch den Anblick des Wörlitzer Parkes neubelebt, der leidenschaftliche Wunsch, eine Gegend durch Anlagen zu verschönern. In der Nähe von Weimar entsprach damals nur der sogenannte Stern, ein mit Bäumen und Büschen wohl ausgestatteter Raum, jenem Zeitbedürfniß. Es fanden sich dort uralte geradlinige Gänge, Alleen, von hohen, stämmigen Bäumen gebildet, breite Plätze zu Versammlung und Unterhaltung. Goethe war, vielleicht eben so sehr um sich in Allem zu versuchen, als um den Herrschaften einen stets neuen Genuß zu bereiten, auf möglichst

große Abwechselung in der poetischen Verherrlichung der Hoffeste bedacht; und so war er denn, wie er in der Proserpina ein neues dramatisches Genre vorgeführt hatte, jetzt auf den Einfall gerathen, durch die heitere, trockene Witterung begünstigt, ein Fest zu bereiten, welches an die älteren italienischen Favole boschereccie (Wald- und Buschspiele) geistreich erinnern sollte. Manche Anstalten dazu waren schon im Stillen getroffen, das Dramatische schon ausgedacht; es sollte nicht an Nymphen, Faunen, Jägern, Schäfern und Schäferinnen fehlen; glückliche, wie verschmähte Liebe, Eifersüchtelei und Versöhnung war nicht vergessen. Da trat zum Unglück, nach gewaltsamem Ungewitter, eine Fluth ein und setzte Wiesen und Stern unter Wasser. Und so mußte, weil alle Vorbereitungen genau diesem Local angepaßt waren, auf etwas Anderes gesonnen werden.

Eine abgelegene, fast nie betretene Höhe am Ilmufer, zu der die Ueberschwemmung nicht hinanstieg, wurde zu einer unerwarteten Festlichkeit ausersehen. Es erhob sich dort eine Gruppe alter Eschen, die zufälliger Weise ein schönes Oval bildeten. Man ebnete darunter einen anständigen Platz und baute gleich davor, in dem schon damals sich verbreitenden Mönchssinne, eine sogenannte Einsiedelei, ein Zimmerchen von mäßiger Größe, welches man eilig mit Stroh überdeckte und mit Moos bekleidete. Goethe hatte dieses alles in drei Tagen und Nächten zu Stande bringen lassen, ohne daß man bei Hofe oder in der Stadt etwas davon vermuthete. An dem Festtage kleidete sich nun eine Gesellschaft geistreicher Freunde in weiße, reinliche Kutten, Kappen und Ueberwürfe und bereitete sich zum Empfange. Der Hof war zur gesetzlichen Tagesstunde eingeladen worden; die Mönche gingen den Herrschaften bis auf einen weitern Felsenraum entgegen, wo man sich anständig ausbreiten konnte; und hier wurde nun ein von Seckendorf gedichtetes Dramolet gesprochen, welches uns Goethe in seinen „biographischen Einzelnheiten" *) aufbewahrt hat. Es beginnt mit der Rede des Paters Orator:

Memento mori! die Damen und Herrn
Gedachten wohl nicht uns zu finden am Stern,

*) Goethe's W., Bd. 27, S. 483 ff.

Es sei denn, sie hätten im Voraus vernommen,
Daß, eben am Tag, wie das Wasser gekommen,
Auch wir mit dem Kloster hieher sind geschwommen.
Zwar ist die Capelle, der schöne Altar,
Die Heiligenbilder, die Orgel sogar
Erbärmlich beschädigt, fast Alles zerschlagen;
Doch Keller und Küche, zwar ein wenig verschlemmt,
Hat auch sich, Gottlob! mit uns feste gestemmt.

Goethe steckte ohne Zweifel in der Gesellschaft unter der Maske des Paters Decorator, von dem der P. Florian sagt:

Der hat nun beinahe drei Nacht nicht geschlafen,
Um uns hier im Thal ein Paradies zu verschaffen;
Denn wenn der was angreift, so hat er nicht Ruh,
Stopft Tag und Nacht die Löcher mit Heckenwerk zu,
Macht Wiesen zu Felsen und Felsen zu Gänge,
Bald gradaus, bald zickzack die Breit' und die Länge.
Sogar auch den Ort, den sonst Niemand ornirt,
Hat er mit Lavendel und Rosen verziert.

Zuletzt folgten, auf die einladenden Verbeugungen des Pater Guardian, die Herrschaften mit dem Hofe in die Einsiedelei, wo um eine Tafel, auf einem reinlichen, aber groben Tischtuche um eine Bierkaltschale eine Anzahl irdener tiefer Teller und Blechlöffel zu sehen war. Bei der Enge des Raumes und den kümmerlichen Anstalten mochte es Manchem unter den Hofleuten schlecht zu Muthe werden; namentlich konnte die Oberhofmeisterin, Gräfin Gianini, ihr Mißbehagen nicht verbergen; da begann wieder:

P. Guardian.

Herr Decorator, der Platz ist sehr enge,
Und unsere Clausur ist eben nicht strenge;
Ich dächte, wir führten die Damen in's Grüne.

P. Decorator.

Ja, wenn die Sonne so warm nur nicht schiene.

P. Guardian.

Es wird ja wohl Schatten zu finden sein.

P. Küchenmeister.

Ich meines Orts esse viel lieber im Frei'n!

P. Guardian (zum P. Decorator).
Es fehlt ihm ja sonst nicht an guten Ideen.

P. Decorator.
Nun, wenn Sie's befehlen, so wollen wir seh'n.
(Geht ab.)

P. Guardian.
Es ist ein gar fürtrefflicher Mann.

P. Küchenmeister.
Ich zweifle, daß er uns dießmal helfen kann;
Die Plätze sind alle mit Wasser verschlemmt
Und noch nicht peignirt —

P. Orator.
Sag' Er doch gekämmt!
Daß Er doch sein Frankreich, wo die Küch' Er studirt,
Noch immer und ewig im Munde führt!

P. Decorator (kommt wieder).
Ew. Hochwürden, der Platz ist erseh'n;
Wenn's Ihnen gefällig ist, wollen wir geh'n.

In diesem Augenblick eröffnete sich die hintere Thüre und man sah eine gegen den Vordergrund lebhaft abstechende prächtig-heitere Scene. Unter der schattigen Wölbung des Eschenrundes stand eine wohlbesetzte fürstliche Tafel, an der man sich, unter den Tönen einer vollständigen symphonischen Musik, nach herkömmlicher Weise niederließ. Den Mönchen ward die angebotene Aufwartung verwehrt, und die Herrschaften luden sie zu den sonst gewohnten Plätzen bei Tafel ein. Das Wetter erzeigte sich vollkommen günstig, das umgebende Grün voll und reich. Ein über Felsen herabstürzender, malerisch angebrachter Wasserfall, welcher durch einen kräftigen Zubringer unablässig unterhalten wurde, gab dem Ganzen einen romantischen Anstrich. Das Lokal war künstlerisch abgeschlossen, alles Gemeine daraus beseitigt; man fühlte sich so nah und fern vom Hause, daß es fast einem Mährchen glich. Dieses Fest, das wir Goethe'n selbst mit einigen Abkürzungen nacherzählt haben, bildete in der Geschichte der Weimarischen Parkanlagen eine Epoche, indem die sämmtlichen

Wege an dem Abhange nach Ober-Weimar zu von diesem dem Herzoge lieb gewordenen Orte ihren Fortgang gewannen.

Es war unvermeidlich, daß Goethe über seinen Parkanlagen, über Bauten vom Fürstenhause und Amtsgeschäften manche nähere und entferntere Freunde auf einige Zeit vernachläßigte. So wiederholt sich denn auch in damaligen Briefen Wieland's die Klage, daß er äußerst verschlossen und inaccessible sei. In einem Briefe vom 5. August an Merck, der kurz vorher die Herzogin Amalie auf einer Rheinreise begleitet hatte, gestand Goethe selbst: „Es hält jetzt schwer, daß ich aus mir herausgehe; an dem ruhigen Abend sollst Du doch ein paar Worte haben ... In meinem Thal wird's immer schöner, d. h. es wird mir immer näher und Anderen und mir genießbarer, da ich die vernachlässigten Plätzchen alle mit Händen der Liebe polstere und putze, und jederzeit mit großer Sorgfalt die Fugen der Kunst der lieben, immer bindenden Natur zu befestigen und zu decken übergebe. Das herzige Spielwerk ist ein Kahn, auf dem ich oft über flache Gegenden meines Zustandes wegschwimme. Im Innersten aber geht Alles nach Wunsch. Das Element, in dem ich schwebe, hat alle Aehnlichkeit mit dem Wasser *); es zieht Jeden an, und doch versagt dem, der auch nur bis an die Brust hineinspringt, im Anfange der Athem; muß er nun gar gleich tauchen, so verschwinden ihm Himmel und Erde. Hält man's dann eine Weile aus und kriegt nur das Gefühl, daß einen das Element trägt, und daß man doch nicht untersinkt, wenn man gleich nur mit der Nase hervorguckt, nun so findet sich im Menschen auch Glied und Geschick zum Froschwesen. und man lernt mit wenig Bewegung viel thun. Bäume pflanze ich jetzt, wie die Kinder Israels Steine legten zum Zeugniß."

Unterdessen war die Herzogin Mutter von ihrer Reise zurückgekehrt und wurde von Goethe, der ihr die inzwischen entstandenen Parkanlagen zu zeigen wünschte, nebst Wieland, Einsiedel, der Frau von Stein und dem Fräulein von Göchhausen auf den Abend des

*) Man erinnere sich, daß er jetzt eben das Schwimmen eifrig trieb. (S. oben S. 281 Anm.) Goethe's lebensfrische Schreibart charakterisirt sich auch dadurch, daß er gern seine Bilder und Gleichnisse von den Dingen hernahm, die ihn augenblicklich lebhaft beschäftigten.

22. August in seinen Garten eingeladen. Sie speis'ten zusammen in einer anmuthigen kleinen Einsiedelei und gedachten in ihren Gesprächen Merck's, dessen Werth die Herzogin auf ihrer Reise hatte schätzen lernen, und der Frau Aja, bei welcher die Fürstin in Frankfurt einen Besuch abgestattet hatte. Auf Beider Gesundheit ward eine Flasche Johannisberg 60er ausgeleert; und als nun die Gesellschaft aufgestanden war und sich die Thür öffnete, — siehe, da stellte sich durch geheime Veranstaltung des Archi-Magus Goethe, wie ihn Wieland nennt, ein Anblick dar, der mehr einer verwirklichten Dichtervision, als einer Naturscene glich: Das ganze Ufer der Ilm, in Rembrand's Geschmack beleuchtet, ein wunderbares Zaubergemisch von Hell und Dunkel, das in seiner Gesammtheit eine unbeschreibliche Wirkung machte. Die Herzogin und Alle waren davon entzückt. Indem sie nun die kleine Treppe der Einsiedelei hinabstiegen und zwischen den Felsstücken und dem Buschwerk längs der Ilm gegen die Brücke hingingen, welche diesen Platz mit einer Ecke des Sterns verband, zerfiel die ganze Vision nach und nach in eine Menge Rembrandischer Nachtstücke, welche durch die dazwischen herumwandelnden Personen ein wunderbares Leben bekamen. In diesem überraschenden Schauspiel lag zugleich eine feine Schmeichelei für die Herzogin. Denn Tags zuvor hatte die Gesellschaft einen Disput über Rembrand gehabt, wobei die Herzogin mit großem Eifer diesen Liebling Merck's gegen die Angriffe von Wieland und Einsiedel vertheidigte.

Es läßt sich denken, wie lieb Goethe der Herzogin Mutter durch solche vergeistigte, mit Poesie gewürzte Naturgenüsse werden mußte; denn Niemand fühlte ein lebhafteres Bedürfniß, als sie, die alltägliche Wirklichkeit durch heitere Dichtung und Kunst zu verschönern. So gehörte auch zu ihren größten Ergötzungen das Tiefurter Erntefest, welches mit einem Aufzuge zierlich gekleideter Schnitter, Winzer und Fischer und ihrer Mädchen, mit Tanz und Festmahl, mit Decoration und Illumination des Parkes, unter rauschendem Beifall des bäuerlichen Publicums, begangen wurde *). Bisweilen

*) S. Peucer in Weimars Album, S. 63.

ward, wie Falk erzählt *), noch ganz spät eine Waldpartie auf den nächsten Morgen beschlossen. War es in der Nähe, so genügten zum Tragen des Mundvorrathes ein Paar Küchenesel; sonst mußte ein Wagen gerüstet werden. „In der herrschaftlichen Küche ging es nun an ein Kochen, ein Sieden, ein Braten, ein Halsabschneiden von Kapaunen, Truthähnen, Tauben und anderm Geflügel. Die Ilmteiche mußten noch spät ihre Fische, der Wald seine Rebhühner, der Keller seine ausgelegensten Weine liefern. Eine Gesellschaft von Herren und Damen, oft fröhlich unter einander gemischt, machte sich sodann gleich am frühen Morgen auf den Weg. Die Bäume in der tiefsten Einsamkeit, die sonst nur gleichgiltige Geier an sich vorüberziehen sahen, oder dem gaffenden Wilde noch an der Hütte des Kohlenbrenners eine Freistätte gewährten, wunderten sich über den fröhlichen, singenden Zug."

Da aber theatralische Darstellungen zu Amalia's Lieblingsgenüssen gehörten, so ward beschlossen, auch in diesem Jahre ihren Geburtstag, der in die letzte Hälfte des Octobers fiel, durch eine besonders reiche und lustige dramatische Vorstellung auf dem Ettersburger Theater zu feiern. Als Hauptstück ward dazu der von Einsiedel übersetzte Médecin malgré lui und zum Nachspiel Goethe's Jahrmarktfest zu Plundersweilern ausersehen. Ungemein war die Aufregung in Weimar, denn der halbe Hof und ein guter Theil der Stadt sollte mitspielen. Drei Wochen vorher war, wie Fräulein von Göchhausen später an Goethe's Mutter berichtete, „des Malens, des Lärmens und Hämmerns kein Ende, und die Fürstin, Dr. Wolf (Goethe), Kraus u. s. w. purzelten immer über einander, ob der großen Arbeit und Fleißes." Kraus, als Decorateur, und der Concertmeister Kranz hielten sich fast beständig in Ettersburg auf; Goethe kam wiederholt hin, um das Werk in Gang zu erhalten, die Herzogin aber lebte und webte darin, wie Wieland an Merck schrieb, „von ganzer Seele, von ganzem Gemüth und von allen Kräften." Sie malte mit Goethe und Kraus gemeinschaftlich das Gemälde vom Bänkelsänger. So kam der 20. October heran, und es traten in dem Médecin malgré lui unter Andern der Herzog als Valère,

*) Goethe aus persönlichem Umgange dargestellt, S. 132.

Goethe als Lucas in Bauerntracht, Corona Schröter als Lucinde, Einsiedel als Sganarell auf. Thusnelde rühmt in ihrem Bericht an Frau Aja besonders Einsiedel's und Goethe's Spiel und fährt dann fort: „Zum Nachspiel erschien nun das gepriesene Jahrmarktsfest. Der Doctor sagte, er hätt's Ihnen schon geschickt. Das Bänkelsängergemälde, weil es von Kennern und Nichtkennern für ein rares und treffliches Stück Arbeit gehalten wird, und Sie als eine Kunstkennerin und Liebhaberin von dergleichen Dingen berühmt sind, wird Ihnen in einer Copie, in's Kleine gebracht, nebst der Romanze auch zugeschickt. Dr. Wolf spielte alle seine Rollen über alle Maßen trefflich und gut, hatte auch Sorge getragen, sich mächtiglich, besonders als Marktschreier, heraus zu putzen. O hätten Sie unsere Wünsche nur auf ein paar Stunden zu uns zaubern können! Nach der Komödie wurde ein großes Bankett gegeben, nach welchen sich die hohen Herrschaften sämmtlich, außer unserer Herzogin, empfahlen; uns Komödianten-Pack aber wurde noch ein mächtiger Ball bereitet, der bis an den hellen Morgen dauerte, und Alles war lustig und guter Dinge. Um auch etwas von mir zu sagen, so kann ich nicht umhin, mit aller Bescheidenheit zu melden, daß ich die edle Gouvernante im Puppenspiel überaus zierlich vorgetragen habe."

Wie der Triumph der Empfindsamkeit, so wurde auch das Jahrmarktsfest nicht genau in der Form, die uns jetzt vorliegt, dargestellt. „Im nachherigen Drucke," sagt Riemer, „wurde Manches weggelassen, was damals der Augenblick theils forderte, theils ertrug." So wie wir jetzt das Stück in Goethe's Werken finden, hat es wahrscheinlich mehr seine ursprüngliche Gestalt. Für diese Vorstellung in Ettersburg hatte er noch allerlei persönliche, örtliche und temporelle Anspielungen hineinverwebt, wie er denn überhaupt bei Aufführung seiner Dramen sich nicht strenge an das einmal Dastehende band, sondern Vieles veränderte, einschob und hinauswarf. So pflegte er auch, wie wir wissen, in den Rollen, die er selbst in seinen Stücken spielte, den Eingebungen des augenblicklichen Humors gemäß zu improvisiren.

Mittlerweile rückte das Jahr 1778 seinem Ende zu, ohne daß es Goethe'n eine bedeutende Ausbeute neuer Dichtungen gebracht

hatte. An kleineren Poesieen gehören hieher, außer dem vermuthlich in diesem Jahre entstandenen Gedichte „Dem Herzog Carl August“ noch einige Verse aus einem Briefe an Auguste Stolberg vom 27. März:

Ich war ein Knabe warm und gut,
Als Jüngling hatt' ich frisches Blut,
Versprach einst einen Mann.
Gelitten hab' ich und geliebt,
Und liege nieder ohnbetrübt,
Da ich nicht weiter kann.

In diesem oder spätestens dem nachfolgenden Jahre entstand auch das Gedicht „Physiognomische Reisen“, durch ein gleichnamiges, 1778 erschienenes Werk von Musäus hervorgerufen. Goethe hatte den Herzog und Andere aus seiner Umgebung in sein Interesse am Silhouettiren und Portraitiren im Dienst der Physiognomik hereingezogen. Da erhob sich nun auf einmal in seiner Nähe ein Protest gegen dieses Treiben, indem Musäus in seinen Reisen einen physiognomischen Don Quixote vorführte, der nach manchen Fahrten und Erfahrungen endlich von seiner Krankheit geheilt wird. Damit traf ein Angriff Lichtenberg's auf die Physiognomik (im Göttinger Taschenkalender 1778) zusammen. Der Dichter sucht nun die Physiognomisten, zumal die in seiner Umgebung, durch ein paar Worte zu beruhigen. Seine Erklärung ist eigentlich eine ausweichende und widerlegt nicht die von den Gegnern erhobenen Einwürfe. Sie gibt zu, daß hier an feste Principien, an eine ächt wissenschaftliche Erkenntniß nicht zu denken sei; die Physiognomik solle nur im Dienst der Musenkünste und speciell der Poesie und der bildenden Kunst stehen; sie solle mehr eine „edle, stille Betrachtung,“ als ein verstandesmäßiges Suchen und Forschen sein — womit er der Ansicht Lichtenberg's von der Physiognomik ziemlich nahe trat.

Wahrscheinlich gehört in diese Zeit auch Goethe's unvergleichlich schöne Ballade: „Der Fischer“; wenigstens wurde sie damals zuerst in Herder's Volksliedersammlung veröffentlicht mit der Bemerkung des Herausgebers: Die deutsche Poesie dürfe, wenn sie wirkliche Volksdichtung werden wolle, nur den Weg gehen, welchen dieses Gedicht zeige. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Entstehung

der Ballade mit Goethe's damaliger Neigung zum Wasserelement, mit seiner großen Schwimm- und Badelust zusammenhing *); denn zufolge des Dichters eigener Erklärung in den Gesprächen mit Eckermann hat er hier „bloß das Gefühl des Wassers ausgedrückt, das Anmuthige, was uns im Sommer lockt, zu baden." Wir haben darum aber doch nicht unser Gedicht als eine Allegorie im gemeinen Sinne des Wortes zu betrachten. Wie in den alten Volksmythen, hat sich in dieser Ballade ein dunkles, geheimnißvolles Naturgefühl zu einer weit lebenvollern und selbstständigern Dichtung ausgebildet, als die gewöhnlichen Allegorieen sind. Eckermann legt dem Stücke noch eine andere Beziehung unter. In der Versinnlichung der lockenden und einschmeichelnden Gewalt des listigen Wasserelements, das auf seiner Fläche den Himmel mit seinen Gestirnen trügerisch abspiegelt, das unser „eigen Angesicht" in freundlichem Wiederschein uns entgegenstrahlt, und doch den Unbesonnenen, der sich ihm widerstandslos vertraut, auf immer der Licht- und Tageswelt entrückt, sieht er ein Gleichniß der sinnlichen, der bloß natürlichen Liebe, die wie das „feuchte Wasserweib" denjenigen, der sich willenlos ihr ganz zu eigen gibt, mit ihren Lockungen um seine Seele bringt. Was die Darstellung betrifft, so finden wir hier, wie im Erlkönig, jene bloß andeutende „mysteriöse Behandlungsweise", wie sie Goethe bei der Ballade verlangt, „durch welche das Gemüth und die Phantasie des Lesers in diejenige ahnungsvolle Stimmung versetzt wird, die sich, der Welt des Wunderbaren und den gewaltigen Naturkräften gegenüber, im schwächern Menschen nothwendig entfalten muß." Durch ein glückliches Ergreifen der Naturelemente der Sprache und Metrik, durch bildliche Worte, malerischen Rhythmus, onomatopoetische Lautverbindungen, weiß der Dichter die wunderbare, unserm Bewußtsein entfremdete Welt schnell in Gefühl und Anschauung entstehen zu lassen. Mit Recht läßt er den Fischer, obwohl nach ihm das Stück benannt ist, eine passive Rolle spielen, und dagegen das Wasserweib sprechend und handelnd hervortreten, denn es soll ja die geheimnißvolle, unwiderstehliche Gewalt ihres Elementes geschildert werden.

*) S. oben S. 281, Anmerk.

Vielleicht war es das unangenehme Gefühl beim Rückblick auf den im Ganzen geringen poetischen Ertrag des Jahres, was Goethe'n im Anfang des December wieder einmal versuchen ließ, den lange unterbrochenen Egmont fortzuführen. Er schrieb einige Scenen weiter, wovon Riemer die zwischen Alba und seinem Sohne, und den Monolog Alba's namentlich anführt; aber Mangel an Stimmung unterbrach die Arbeit bald wieder. Er hatte damals, wie es im Tagebuche heißt, „zu Nichts Lust," auch „ärgerte ihn Alles an den Menschen," er fühlte sich „ganz zugefroren gegen sie." Daran mochte zum Theil die trübe Jahreszeit Schuld sein, die gewöhnlich einen verstimmenden Einfluß auf ihn übte; zum Theil lag aber die Ursache in gesellschaftlichen Verhältnissen, in den „Schiefheiten der Societät", worüber er sich in jenen Tagen mit Knebel unterhielt. „Ich bin zu dieser Welt nicht gemacht," so lautet eine Stelle seiner damaligen Tagebuch-Confessionen. „Wie man aus seinem Hause tritt, geht man auf lauter Koth, und weil ich mich nicht um Lumpereien kümmere, nicht klatsche und solche Rapporteurs nicht halte, handle ich oft dumm." Dann trugen aber auch ohne Zweifel die amtlichen Beziehungen zu seiner Verstimmung bei. „Es wachsen täglich neue Beschwerden," klagt er, „und niemals mehr, als wenn man eine glaubt gehoben zu haben," — und an einer andern Stelle: „Viel Arbeit in mir selbst, zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint." Das Schlimmste war, daß er selbst mit den Nächststehenden sich nicht offen über seine Intentionen besprechen durfte, weil sie leicht schief aufgefaßt werden konnten. So unterhielt er sich damals mit dem Herzog über Ordnung, Polizei und Gesetze, und traf bei ihm auf eine verschiedene Ansicht. „Die meinige," sagt er im Tagebuch, „darf ich nicht mit Worten ausdrücken: sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Uebel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr; anstatt daß man diese Mängel annehmen sollte, gleichsam als Grundstoff, und nachher suchen diese zu contrebalanciren. Das schönste Gefühl des Ideals wäre, wenn man immer rein fühlte, warum man's nicht erreichen kann." Dazu standen ihm für die nächste Zukunft „neue Eckelverhältnisse"

durch eine Kriegscommission bevor, zu deren Präsidenten er ausersehen war. Alles dieses läßt uns wohl begreifen, warum jetzt keine poetischen Arbeiten gedeihen wollten. Weil er aber ohne eine edlere Geistesbeschäftigung nicht leben konnte, so warf er sich im December mit Eifer auf das Studium der Baukunst, zeichnete nach Blondel Gesimse und hierauf nach und nach die verschiedenen Säulenordnungen, und beschloß so, von der Gesellschaft abgezogen, das Jahr in stiller, wissenschaftlich-künstlerischer Thätigkeit.

Zwölftes Capitel.

Das Jahr 1779. Goethe mit der Direction des Militair- und Straßenwesens beauftragt. Iphigenie; älteste Gestalt; Aufführungen. Merck zu Besuch in Weimar. Grenzenlose Thätigkeit Goethe's. Verhältniß zu einem anonymen Schützling. Ernennung zum Geh. Rath. Woldemar's Kreuzerhöhung. Schweizerreise mit dem Herzoge. Abstecher nach Sesenheim. Friederikens spätere Schicksale. Besuch bei Lili in Straßburg. Fortsetzung der Reise. Besuch bei Lavater. Goethe in der Carlsschule (Schiller). Heimkehr.

Das erste Viertel des Jahres 1779 entschwand Goethe'n beinahe ganz in zerstreuenden Amtsgeschäften. Gleichzeitig mit jener Kriegscommission ward ihm auch die Direction des Wegbaues übertragen, weßhalb ihn Herder in einem Briefe an Knebel *) den Weimarischen „Pontifex maximus, zu deutsch: obersten Wegaufseher und Straßenkehrer" nennt. So finden wir ihn denn bald mit Sessionen, Actenkrämerei, Durchstörung der unordentlichen Reposituren, worin es durch ihn erst sich zu lichten anfing, beschäftigt; bald zieht er (von der Mitte des Februars bis gegen Ende März) auf den

*) Knebel's literar. Nachlaß, Briefe von Herder, Nr. 57.

Straßen des Herzogthums besichtigend einher und wählt, in Begleitung des Artilleriehauptmanns de Castrop, in den Amtshäusern die junge Mannschaft zum Kriegsdienste aus. Er suchte diese Geschäfte, nachdem er sie einmal übernommen, so gut als möglich auszuführen, vertiefte sich ganz in dieselben und „badete sich", nach seinem Ausdrucke, darin. In der Gewißheit des Ausharrens war er frohen Muthes und hoffte, er werde beide Commissionen gut versehen, „da er bei diesen Geschäften gar keine Imagination habe, gar nichts hervorbringen, nur das, was da ist, recht kennen und ordentlich haben wolle." Indem er aber, als ein Neuling in diesen Fächern, sich manchmal bei Andern Raths erholen mußte, so machte er eine Erfahrung, die seinen Muth leicht hätte dämpfen können. „So schwer ist der Punkt," schrieb er damals in sein Tagebuch, „wenn einem ein Dritter etwas räth oder einen Mangel aufdeckt oder die Mittel angibt, wodurch dieser gehoben werden könne, weil so oft der Eigennutz der Menschen in's Spiel kommt, die nur neue Etats machen wollen, um bei der Gelegenheit sich und den Ihrigen eine neue Zulage zu verschaffen; neue Einrichtungen, um sich's bequemer zu machen, Leute in Versorgung zu schieben u. s. w. Durch diese wiederholten Erfahrungen wird man so mißtrauisch, daß man sich zuletzt scheut, den Staub abwischen zu lassen. In keine Lässigkeit und Unthätigkeit zu fallen, ist deßwegen schwer." Zu solchen Geschäftssorgen kam noch eine unerwartete Beunruhigung hinzu, indem preußische Husaren Excesse in dem Amt Großen-Rudstädt verübten, wegen deren der General von Möllendorf sich noch im Jahr 1785 in einem Briefe an den Herzog entschuldigte *). Bei dem allen fand Goethe doch, „daß der Druck der Geschäfte der Seele wohlthue; wenn sie entladen sei, spiele sie freier und genieße des Lebens; elender sei nichts als ein behaglicher Mensch ohne Arbeit; das Schönste der Gaben werde ihm eckel."

Diese Bemerkung sollte sich gerade an ihm selbst im Laufe des ersten Vierteljahrs 1779 auf's Schönste bewähren. Denn eben in

---

*) S. des Herzogs Briefe an Knebel, Nr. 57, in des Letztern literar. Nachlaß.

dieser Zeit, wo er am Tage die Straßen inspicirte und mit der „Menschenklauberei“ (Rekrutenaushebung), wie er an Frau von Stein schrieb, beschäftigt war, arbeitete er Abends und Nachts, in den kleinen Ortschaften rastend, an seiner Iphigenie. Schon am 14. Februar hatte er an Frau von Stein gemeldet: „Den ganzen Tag brüt' ich über Iphigenien, daß mir der Kopf ganz wüst ist, ob ich gleich zur schönen Vorbereitung letzte Nacht zehn Stunden geschlafen habe. So ganz ohne Sammlung, nur den Einen Fuß im Steigriemen des Dichter-Hippogryphs, will's sehr schwer sein, etwas zu bringen, das nicht ganz mit Glanzleinwandlumpen gekleidet sei. Gute Nacht, Liebste. Musik hab' ich kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden.“ Acht Tage später (22. Febr.) heißt es dann weiter: „Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne aus den Banden der Protokolle und Akten. Ein Quatro nebenan in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber. Eine Scene soll sich heute absondern, denk' ich.“ Vortrefflich kam ihm während des Herumziehens ein kurzer Aufenthalt zu Dornburg (vom 2. bis 5. März) zu Statten, dessen Anmuth er noch fünfzig Jahre später seinem Freunde Zelter so reizend schilderte (Brief Nr. 604). Von dort ging es nach Apolda, wo indeß der Lärm von Kindern und Hunden ihn aus aller Stimmung brachte. „Ehrlicher alter König!“ schrieb er von hier an Knebel, dem er die Rolle des Thoas zugedacht hatte; „ich muß Dir gestehen, daß ich als ambulirender poëta sehr geschunden bin; und hätte ich die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei, halb angebrütet, verfault. Denn von hier sehe ich keine Hoffnung, vielleicht in Allstedt.“ In dieser Aussicht fand er sich nicht getäuscht: er beendigte dort glücklich den dritten Act. Der vierte ward, nach Riemer, am 19. März auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau „Sereno die, quieta mente, nach einer Wahl von drei Jahren*), an Einem Tag“ geschrieben, und das Ganze den 28. März

*) Düntzer conjicirt „drei Tagen“ statt „drei Jahren“, und vermuthet, daß Riemer's Angabe, Iphigenie sei bereits 1776 ersonnen worden, auf diesem Irrthum beruhe.

abgeschlossen, und am folgenden Tage in Gegenwart der Gothaischen Herrschaften vorgelesen.

Es läßt sich kaum ein stärkerer Beweis dafür denken, wie sehr Goethe mitten unter dem Tumult des Lebens im tiefsten Grunde des Gemüthes einen heiligen Götterfrieden bewahrte, als daß er zu einer Dichtung, wie die Iphigenie, vielleicht schon im Jahr 1776 die erste Idee empfangen, und sie im Jahr 1779 zwischen den heterogensten Beschäftigungen ausführen konnte. Zwar sagt er selbst in den Mittheilungen aus seiner ersten Reise nach Italien, das Drama sei in der Form, wie es jetzt entstanden war, „mehr Entwurf als Ausführung und in poetischer Prosa geschrieben gewesen, die sich manchmal in einen jambischen Rhythmus verliere, auch wohl anderen Sylbenmaßen ähnele." Allein hierüber müssen wir, seitdem uns die älteste Bearbeitung vorliegt, etwas anders urtheilen. Der Gesammtanlage und selbst der Composition im Einzelnen nach war das Stück ganz dasselbe, wie jetzt, mit Ausnahme einer Abweichung im vierten Acte (IV, 4), wo jetzt das Auftreten des Pylades besser motivirt ist, und einer andern im fünften Acte. Die Schlußscene des Drama's vereinigte nämlich damals die sämmtlichen handelnden Personen zu einer Gruppe, was auf den ersten Anblick etwas für sich hat, aber bei näherer Betrachtung doch die Weisheit des Dichters erkennen läßt, der später die Nebenpersonen ausschied. Denn Arkas und Pylades sind ungleich weniger von den sittlichen Mächten ergriffen, welche für Iphigenie, Thoas und Orest den Inhalt ihres Pathos in dem Augenblicke des Scheidens bilden, und wirkten daher durch ihre Anwesenheit störend, indem sie die Aufmerksamkeit des Zuschauers von den Hauptpersonen ablenkten. Was die rhythmische Form der ersten Bearbeitung betrifft, so zeigt sich uns die höchst merkwürdige Thatsache, daß der jambische Rhythmus nicht bloß manchmal, sondern fast durchgängig hervortritt, ja daß die Sprache unverkennbar zum fünffüßigen Jambus hinstrebt. Ganze Stellen jener Bearbeitung bedurften nur geringer Veränderungen, um sich zu jambischen Quinaren zu gestalten; z. B. Act I, Sc. 2: „Den edlen Stolz, daß Du Dich unnütz nennst, | verzeih' ich Dir, so sehr ich ihn bedaure. | Er raubt Dir den Genuß des

Lebens. (Wie!) | Du hast hier nichts gethan seit Deiner Ankunft? | Wer hat des Königs trüben Sinn erheitert? | Wer hat das harte (— v —) Gesetz, | daß am Altar Dianens jeder Fremde | sein Leben blutend läßt, von Jahr zu Jahr | mit sanfter Ueberredung aufgehalten? | u. s. w." Diese Erscheinung ist um so merkwürdiger, als der fünffüßige Jambus, wie es scheint, nicht in der klaren Intention des Dichters lag, sondern nur der Instinkt des Genies, das tiefe Gefühl des Schönen und Nothwendigen ihn zu dieser Form hindrängte; und es möchte darin der schlagendste Beweis zu finden sein, daß eben dieser Vers die naturgemäße Form der deutschen Tragödie oder wenigstens der Gattung sei, wozu die Iphigenie gehört. Derselbe geniale Instinkt trieb ihn auch zu gänzlicher Vermeidung des Reims schon in der ältesten Bearbeitung an, ließ ihn ferner in raschen Wechselreden sich der strengen Regelmäßigkeit der griechischen Tragödie annähern, die dem einzelnen Verse oder Verspaare immer wieder einen Vers oder ein Verspaar entgegenstellt, und führte ihn an bewegten, leidenschaftlichen Stellen zu aufgeregten Rhythmen, zu dem freien Tanze daktylischer, anapästischer, päonischer Verse *). Es erhellt hieraus, daß die Iphigenie, dem Wesentlichen des Inhalts und der Form nach, nicht, wie man gewöhnlich annimmt, der spätern classischen Periode angehört, und wir müssen Gervinus' schönes, und doch nicht ganz wahres Wort über sie **) dahin abändern, daß wir sagen: Dieses edle, reine Dichtungswerk voll Milde und Friede steht als ein Symbol da, worin der wie Prometheus und Tantalus gefolterte Dichter vorahnend seine eigene künftige Versöhnung in der des Atridenhauses besang. Wer aber in seinem Leben die Rolle der Iphigenie gespielt, wissen wir, seitdem durch die Briefe an Frau von Stein ein neues helles Licht, wie auf sein ganzes damaliges Seelenleben, so auch auf diese seelenvolle Dichtung gefallen ist. Kindlich und klug zugleich, theilnahmvoll und abwehrend, begeisternd und zügelnd, das Herz erschließend und die Leidenschaft beschwichtigend, lieh sie ihm Schwung, Farben und Züge, um das Bild der hohen

*) Ausführlicher hierüber Stahr in der Einleitung zur „Iphigenie auf Tauris in ihrer ältesten Gestalt" (Oldenburg, 1839).

**) V, 97 (2te Ausg.).

sühnenden und versöhnenden Priesterin zu entwerfen. — So viel genüge für jetzt. Eine fernere Besprechung des Drama's behalten wir uns für die Epoche vor, wo es seine gegenwärtige Gestalt gewann.

Die erste Aufführung des neuen Stückes fand am 6. April statt, und Goethe hatte die Freude, „eine gar gute Wirkung desselben auf reine Menschen" wahrzunehmen. Er trat selbst als Orest in griechischem Kostüm auf, und Thusnelda berichtet an seine Mutter, er habe meisterhaft gespielt und sei ihr noch niemals in ihrem Leben so schön erschienen. Am 12. April ward Iphigenie mit gleichem Beifall wiederholt. Der berühmte Hufeland, der diesen Vorstellungen beiwohnte, sagt in seinem Nachwort zu Vogel's Schrift „Die letzte Krankheit Goethe's": „Nie werde ich den Eindruck vergessen, den er als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner Iphigenie machte; man glaubte einen Apollo zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit, als damals an Goethe."

Das schöne Frühlingswetter lockte nun auch wieder den Hof in's Freie zu Vergnügungspartieen hinaus. Es wurden Lustfahrten nach Kahla, Dornburg und Jena angestellt, wo der Herzog die sämmtlichen Professoren zur Tafel lud. Goethe war heiter und guter Dinge, nicht bloß im Nachklange der schönen Wirkung seiner Production, sondern auch weil der Friede, der den Weimarischen Kahn aus seiner Klemme zwischen den großen Orlogschiffen befreite, ihm, nach Wieland's Ausdruck, „wieder Luft um's Herz machte." Die Herzogin Amalia bezog auf's Neue ihr geliebtes Ettersburg, wo am 20. Mai zum ersten Male das Schäferspiel „die Laune des Verliebten" mit gutem Erfolge von Goethe, Einsiedel, Corona Schröter und Fräulein von Wöllwarth aufgeführt wurde.

In den nächsten Tagen war Alles auf den von Merck angekündigten Besuch gespannt. Man kann sich die Verehrung, die für diesen Mann in dem Weimarischen Kreise herrschte, nicht leicht zu groß denken. Von Goethe war es bekannt, wie hoch er ihn hielt; zwischen dem Herzog und Merck hatte sich ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß angeknüpft; Wieland schwärmte für ihn, wie man aus seinen damaligen Briefen sieht, und besonders seit er in der

Casa santa seine persönliche Bekanntschaft gemacht. „Wenn ich Dir untreu werde," schrieb er ihm am 9. December 1778, „so habe ich vorher meine Frau vergiftet und meine sieben Kinder erwürgt." Die Herzogin Amalia hatte auf ihrer Rheinreise von seinem Charakter, wie von seinem Urtheil und Wissen, eine gleich hohe Vorstellung gewonnen. So erklärt es sich leicht, was „Echo-Thusnelda" damals an Goethe's Mutter berichtete: „Jetzt leben wir in beständiger Erwartung unsers Merck. Beim Erwachen und beim Schlafengehen denken wir seiner; und wenn es regnet, oder der Wind ein Bischen stärker bläs't, sollten Sie gleich das Lamento hören: Der arme Merck! jetzt wird er vielleicht naß, der Wind wird ihm auf seinem Fuchs das Reiten sauer machen!" Am 31. Mai wurde er mit Goethe, der ihm bis Erfurt entgegen geritten war, früh Morgens auf der Hottelstädter Ecke von einem ganzen Schwarme seiner Verehrer, Carl August, dessen Mutter und Wieland an der Spitze, empfangen. Sie blieben den Tag über in Ettersburg und begaben sich gegen Abend nach Weimar.

Gervinus sagt, zwischen Merck und Goethe sei von dem Aufenthalt in Weimar an ein heimlicher Bruch eingerissen *). Zu dieser Behauptung, für die Goethe's Briefe an Merck keine Belege bieten, hat wahrscheinlich die Mittheilung Falk's **) Veranlassung gegeben: Merck sei bei dem Besuch in Weimar zuletzt so verstimmt gewesen, daß er Goethe'n gar nicht mehr sehen wollte. „Was Teufel," habe er zürnend ausgerufen, „fällt dem Wolfgang ein, hier am Hofe herumzuschranzen und zu scherwenzen, Andere zu hudeln, oder, was mir Alles eins ist, sich von ihnen hudeln zu lassen? Gibt es denn nichts Besseres für ihn zu thun?" Und so soll er ihm auch in seiner pikant kräftigen Weise gesagt haben: „Siehst Du, in Vergleich mit dem, was Du der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was Du geschrieben hast, Dreck!" Es wird schwer, diese Mittheilung nicht wenigstens theilweise zu bezweifeln, wenn man dagegen folgende, gleich nach Merck's Abreise geschriebene Stelle aus Goethe's Tagebuch hält: „Gute Wirkung von Merck's Gegenwart.

*) IV, 541 (2te Ausg.).

**) S. 145.

Sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und im alten Guten mich befestigt, durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt. Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue und wie ich's thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderm Standort: so gibt das schöne Gewißheit." Merck konnte auch bald die Ueberzeugung gewinnen, daß Goethe in Weimar etwas mehr und Besseres that, als „am Hofe herumzuschranzen." Selbst während der Anwesenheit des Freundes widmete er sich mit Ernst und Eifer den Amtsgeschäften, kramte viel in Acten, sann über einen Plan, das Militair zu reduciren, und faßte sogar das Steuerfach in's Auge, worin er durchgreifende Veränderungen beabsichtigte. Und daß diese Beschäftigungen auch seine poetische Ader nicht ausgetrocknet hatten, davon konnte sich Merck bei einer Reihe theatralischer Vorstellungen überzeugen. Am 3. Juni wurde nämlich der Jahrmarkt von Plundersweilern in seiner neuesten Gestalt, am 17. Proserpina, und am 12. Juli, dem Tage vor Merck's Abreise *), die Krone von Goethe's bisherigen poetischen Leistungen in Weimar, seine Iphigenie, aufgeführt, worin dießmal, bedeutsam genug, neben Goethe als Orest der Herzog den Pylades spielte.

Wenn Merck bei diesem Besuche durch etwas beunruhigt werden konnte, so war es durch die Beobachtung, daß Goethe die Basis „der Pyramide seines Daseins" zu breit und groß anlegte, als daß eines Menschen Kräfte zum Ausbau zureichen konnten. Ungeheuer war der Kreis seiner Beschäftigungen und Interessen; nach allen Seiten wollte er die Schranken seiner Existenz möglichst weit hinausrücken: sogar für den Ackerbau, gegen den sich noch im Wer-

*) Demnach verweilte Merck nur anderthalb Monate in Weimar, und nicht ein halbes Jahr, wie es bei Falk heißt. — Vielleicht ist aber statt des obigen, von Riemer angegebenen Datums, der 22. Juli zu lesen. Denn Merck schrieb am 1. August an Nicolai: „Ich bin vor ohngefähr 8 Tagen von Weimar, oder vielmehr von Ettersburg zurückgekommen, wo ich einen Besuch von 8 Wochen bei der verwittweten Herzogin abgestattet habe. S. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, herausgeg. v. Carl Wagner (Leipzig, 1847).

ther Abneigung kund gibt, zeigte er jetzt eine lebhafte Theilnahme, verhandelte viel mit dem von Merck empfohlenen trefflichen Land-Commissarius Bätty über landwirthschaftliche Gegenstände, und schrieb in sein Tagebuch den Wunsch: „Will's Gott, daß mir Acker und Wiese noch werden, und ich für diesen simpelsten Erwerb der Menschen Sinn kriege!" Aber bald erkannte er auch wieder, daß „sein Dasein nun einmal nicht einfach sei" und wünschte nur „schöne Kraft zu behalten, um die wahren Röhren neben einander in gleicher Höhe hinauf zu pumpen," oder, wie es in einem Briefe an Knebel heißt, „seine Talente und Geschäfte in einen geheimen Knoten zusammen zu knüpfen." „Ich darf mich nicht säumen," schrieb er an Lavater, „ich bin schon weit in Jahren vor, und vielleicht bricht mich das Schicksal in der Mitte, und der babylonische Thurm bleibt stumpf unvollendet. Wenigstens soll man sagen, er war kühn entworfen, und wenn ich lebe, sollen, will's Gott, die Kräfte bis hinauf reichen." Gervinus meint, es sei Goethe'n unmöglich deutlich gewesen, was er sich hinter seinem Berufe imaginirte. Gewiß nicht; das Bild eines nach allen Richtungen klar und besonnen sich ausbreitenden Menschengeistes war das sicher bewußte Ideal, dem er mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte nachrang.

Das Schlimmste war, daß außer den vielfachen Amtsgeschäften, die er sich auflud, manchmal außerordentliche Ereignisse und Unfälle ihn in Anspruch nahmen. So brach am 25. Juli ein furchtbares Feuer zu Apolda aus, wobei er den ganzen Tag Hilfe leistend sich „braten und sieden" ließ *). Die Sorge für die Abgebrannten verrückte ihm nun auch wieder „seine Plane, Gedanken, Eintheilung der Zeit. So geht das Leben durch bis an's Ende, so werden es Andere nach uns leben. Ich danke nur Gott, daß ich im Feuer und Wasser den Kopf oben habe." Er fand bei diesem Brande seine Ideen über Feuerordnung bestätigt und hoffte, daß der Herzog endlich daran glauben werde. „Das Elend," heißt es im Tagebuch weiter, „wird mir nach und nach so prosaisch, wie ein Kaminfeuer; aber ich lasse doch nicht ab mit meinen Gedanken, und ringe mit dem unerkannten Engel und soll ich mir auch die Hüfte ausrenken.

*) Vergl. oben S. 247 Anmerk. 2.

Kein Mensch weiß, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich Euch, nicht zu lachen, zuschauende Götter! Allenfalls lächeln mögt Ihr und mir beistehen!"

„Kein Mensch weiß, was ich thue," durfte er mit schönem Bewußtsein noch in einem andern Sinne sagen. Denn mitten unter so umfassenden Sorgen und Geschäften nahm er ganz im Verborgenen auch an dem Schicksale Einzelner den liebevollsten Antheil. Wir müssen hier ein erst in jüngster Zeit an's Licht gezogenes Verhältniß Goethe's *) mittheilen, welches wahrlich ein schönes Blatt in seiner Lebensgeschichte bildet. Schon im October des vorigen Jahres hatte sich von Gera aus ein dort unter fremdem Namen lebender, zum Theil durch eigene Schuld verarmter und gemüthlich zerrütteter Mann brieflich an Goethe gewandt, der unter dem 2. November mit folgendem Schreiben antwortete: „Dem, der sich mit den Wellen herumarbeitet, ist's wohl der schlimmste Herzensstoß, wenn der Willige am Ufer nicht Kräfte genug hat, Alle zu retten, die der Sturm gegen seine Küste treibt; wenn der, dem ein Menschengeschöpf die reichste Beute des Strandrechts wäre, mit Wenigen sich begnügen, und die Anderen untergehen sehen muß. In der Vorstellung, die ich mir von Ihnen aus Ihren Briefen mache, glaub' ich mich nicht zu betrügen; und was mir am wehesten thut, ist, daß ich einem Manne, der so genügsam verlangt, weder Hilfe noch Hoffnung geben kann ... Nehmen Sie das Wenige, was ich Ihnen geben kann, als ein Brett, das ich Ihnen in dem Augenblicke zuwerfe, um Zeit zu gewinnen. Bleiben Sie in dieser Jahreszeit, wo Sie sind; ich will in der Folge gern für eine kleine Beihilfe sorgen. Melden Sie mir die Ankunft des Geldes, und wie weit Sie damit zu reichen gedenken. Ist Ihnen mit einem Kleide, Ueberrock, Stiefeln, warmen Strümpfen gedient, so schreiben Sie; ich habe zu entbehren. Nehmen Sie diese Tropfen

---

*) S. Briefe und Aufsätze von Goethe, herausgeg. von A. Schöll (Weimar, 1846) S. 165 ff. Goethe deutet auf dieses Verhältniß in den Annalen unter dem Jahr 1794 (Bd. 27, S. 30, Ausg. in 40 Bdn.) hin; die von Schöll mitgetheilten Briefe reichen nur bis 1783. Wie die Adresse des letzten Briefes zeigt, hielt sich der Unglückliche in Ilmenau unter dem Namen Kraft auf.

Balsams aus der compendiösen Reiseapotheke des dienstfertigen Samariters, wie ich sie gebe."

Mit einem Briefe vom 11. November 1778 schickt ihm nun Goethe die Kleidungsstücke, und verspricht, sich nach einem Quartier, Tisch u. s. w. für ihn umthun zu lassen, auch Tuch, Futter und Geld zu einem Rocke zu schicken. Es macht einen komischen Eindruck, wenn er hinzusetzt: „Einen Rock von mir hab' ich Ihnen darum nicht geschickt, weil man den erkennen möchte." Er gibt ihm den Rath, sich in Jena auf der Akademie einschreiben zu lassen, wo er ihn dem Rector empfehlen wolle, und fügt hinzu: „Fassen Sie wieder Fuß auf der Erde! Man lebt nur einmal. Ich weiß im ganzen Umfange, was das heißt, sich das Schicksal eines Menschen mehr zu den übrigen Lasten auf den Hals binden; aber Sie sollen nicht zu Grunde gehen." Da den reizbaren Unglücklichen diese Stelle des Briefes beunruhigte, so schrieb Goethe im nächsten das schöne Wort: „Sie sind mir nicht zur Last; vielmehr lehrt mich's wirthschaften; ich vertändle viel von meinem Einkommen, das ich für den Nothleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben; aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austheilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht." Goethe übte an dem hypochondrisch eigensinnigen Manne nicht bloß Wohlthätigkeit, sondern auch die rührendste Geduld und Langmuth. Da er auf den Vorschlag wegen Jena nicht eingehen wollte, so setzte Goethe ihm nochmals umständlich die Vortheile eines dortigen Aufenthalts aus einander, ließ ihm aber freie Wahl, „weil er wisse, daß den Menschen von zitternder Nerve eine Mücke irren könne," und sagte ihm jedenfalls eine jährliche Unterstützung von 100 Thlr. zu. Diese erhöhte er später auf das Doppelte, und versah ihn dabei mit Taschengeld, Zeitungen, Büchern, Papier, Federn, Siegellack u. s. w.

Um ihm das drückende Gefühl zu benehmen, bloß von eines Andern Wohlthaten zu leben, suchte Goethe ihn nützlich zu beschäftigen und ließ, da er Ilmenau zum Aufenthaltsort gewählt, durch ihn über Bergwerks- und Steuersachen berichten. Auch übertrug er

ihm die Aufsicht über einen Knaben, der in Ilmenau die Jägerei lernte; und hier treffen wir schon wieder auf ein Verhältniß, welches uns Goethe in einem rührend schönen Lichte erscheinen läßt. Der mit ihm befreundete Hannoveraner v. Lindau, dessen in Wahrheit und Dichtung gedacht wird *), hatte einen Knaben hinterlassen, Peter Imbaumgarten genannt, weil er angeblich in der Schweiz in einem Baumgarten gefunden war. Goethe nahm sich seiner Erziehung an, und die Verhaltungsregeln, die er darüber dem Ilmenauer Schützling ertheilt, gewähren einen interessanten Blick in seine Pädagogik. „Er hat einen Anfang im Französischen," schreibt er am 13. Juli 1779, „wenn Sie ihm darin weiter hälfen! Er zeichnet hübsch, wenn Sie ihn dazu anhielten! Sie würden mir viel Sorge, die ich oft um ihn habe, benehmen, wenn Sie ihn in freundschaftlichen Unterredungen ausforschten, mir von seinen Gesinnungen Nachricht gäben und auf sein Wachsthum ein Auge hätten. Alles kommt darauf an, ob Sie eine solche Beschäftigung mögen. Wenn ich von mir rechne, der Umgang mit Kindern macht mich froh und jung." Und in einem spätern Briefe heißt es: „Thun Sie nur gelassen Gutes an ihm, wie Sie ihm ankommen können! Ob er lies't, ob er Französisch treibt, zeichnet u. s. w., mir ist Alles recht, nur daß er für die Zeit etwas thue, und daß ich von Ihnen höre, wie Sie ihn finden, und was Sie über ihn denken. Gegenwärtig lassen Sie ihn ja den Jägerstand als sein Erstes und Letztes betrachten, und hören Sie von ihm, wie er sich dabei benimmt, was ihm behagt, was nicht und was weiter. — Denn glauben Sie mir, der Mensch muß ein Handwerk haben, das ihn nähre. Auch der Künstler wird nie bezahlt, nur der Handwerker. Chodowiecki der Künstler, den wir bewundern, äße schmale Bissen, aber Chodowiecki der Handwerker, der die elendesten Sudeleien mit seinen Kupfern illuminirt, wird bezahlt. Wähnen Sie ja nicht, Peter habe die Geduld und das Ausharren zum Künstler; jetzt, da er in den Wald soll, will er zeichnen; er würde eine Begier nach dem Holz haben, wenn er an die Staffelei sollte."

Mit den letzten Brieffragmenten sind wir wieder in den Som-

---

*) Goethe's Werke, B. 22, S. 368.

mer 1779 versetzt, worin eben unsere Biographie weilt. In den ersten Tagen des August pflog Goethe eifrig Gespräche mit dem Herzog, worin, wie es im Tagebuche heißt, „unaussprechliche Dinge in großer, interessanter Unterredung durchgesprochen wurden." Unter diesen Verhandlungen reifte namentlich auch der Entschluß zu einer größern Excursion im strengsten Incognito, die zunächst nach Frankfurt gerichtet sein sollte. Die nächstliegende, wenn auch nicht die einzige Veranlassung zu dem Entschlusse mochte wohl in dem Gefühle liegen, daß sie beide für einige Zeit einer andern, freiern und frischern Geistesatmosphäre bedurften, um nicht auf die Dauer von den „Schiefheiten der Societät" mit angesteckt zu werden. Sobald das Project fest stand, bestellte Goethe ein Absteigequartier und traf seine Vorbereitungen, wie er es vor jeder längern Reise zu thun pflegte, indem er „zu Hause aufräumte, seine Papiere durchsah und alle alten Schalen verbrannte" *). Zugleich warf er einen „stillen Rückblick auf's Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde seiner Jugend, wie sie überall herumschweift, etwas Befriedigendes zu finden; wie er besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden; wie er alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen; wie eine Art von demüthiger Selbstgefälligkeit durch Alles gehe, was er damals schrieb; wie kurzsichtig in menschlichen und göttlichen Dingen er sich umgedreht habe; wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig; wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig ihm davon zu Nutze gekommen, und wie er nun, da die Hälfte des Lebens vorüber sei, keinen Weg zurückgelegt habe, sondern vielmehr nur dastehe, wie Einer, der sich aus dem Wasser rettete und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen." Die Zeit, daß er im Treiben des Lebens war, seit October 1775, getraute er sich noch nicht zu übersehen. „Gott helfe weiter," so fährt das Tagebuch fort, „und gebe Lichter, daß wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen, lasse uns von Morgen zu Abend das Gehörige

*) Tagebuchnotizen bei Riemer.

thun, und gebe uns klare Begriffe von der Folge der Dinge, daß man nicht sei wie Menschen, die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen, und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden!"

Der 28. August, sein Geburtstag, an dem er sonst, sowie auch beim Jahresschlusse, dergleichen Betrachtungen anzustellen pflegte, fand ihn dießmal, nach bereits abgelegter Beichte, in freier und ruhiger Stimmung. Aber dieser Gemüthsfrieden sollte noch am Nachmittage durch aufregende „persönliche Gefühle" auf die Probe gestellt werden; denn der fürstliche Freund gab ihm einen neuen Beweis seiner Gunst durch die Ernennung zum Geheimen Rath. Das Tagebuch ist darüber stumm, „weil es sich nicht zieme, diese innere Bewegung aufzuschreiben." Gerade das Verstummen ist sehr bedeutsam; so hielt ihn auch beim Abschied aus Italien eine zarte Scheu ab, den Schmerz in Gedichten auszusprechen, damit er nicht durch Worte „den feinen Duft des Gefühls verwischte," und so freute er sich auch später, daß er „Gott und die liebe Kleine (seine Gattin) im Gedicht erhalten reine." Das Decret, wodurch er „in Ansehung dessen bekannter Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit" zu dem neuen Range erhoben wurde, ist erst vom 5. September datirt. Eine Gehaltserhöhung erfolgte bei dieser Gelegenheit nicht; erst ein Jahr später bekam er zu seiner bisherigen Besoldung von 1200 Thlr. eine Zulage von 200 Thlr. *).

Der starke Eindruck der neuen Gunstbezeugung auf Goethe's Gemüth zeigte sich auch darin, daß er „seit dem Tage wie durch ein Wunder sich in eine frische Gegenwart der Dinge versetzt" fühlte. Es waltete in ihm „eine offene Fröhlichkeit und das Lumpige war ohne Einfluß auf seinen Humor." Diesen bethätigte er denn auch unter der lustigen „Schloß-Ettersburger Nation," welche eben in diesem Sommer sich mit allerlei theatralischen Possen und Farcen höchlich ergötzte. Schon vor seinem Geburtstage, etwa in der ersten

*) S. Goethe in amtlichen Verhältnissen, von Vogel (Jena, 1834).

Hälfte des August *), hatte Goethe in Ettersburg, noch in einem Anfalle von herbem und grimmigem Humor, einen Muthwillen verübt, dessen Kunde jetzt bereits in dem regen Briefwechsel jener Zeit durch Deutschland umherflatterte. Er hatte ein schön eingebundenes Exemplar des eben erschienenen Romans Woldemar von Fritz Jacobi mit in's Freie genommen, unter einer Eiche mehrere Partieen daraus mit parodistischen Zusätzen und Veränderungen der Gesellschaft vorgetragen, dann aus dem belaubtem Gipfel des Baumes eine Standrede, ein hochnothpeinliches Halsgericht über die verdammlich befundene Schrift gehalten, und endlich das Buch zur wohlverdienten Strafe und Anderen zum abschreckenden Beispiel an beiden Enden der Decke an die Eiche genagelt, daß die Blätter zum Jubel der Anwesenden im Winde hin und her wehten. Jacobi, zu dem das Gerücht gedrungen war, richtete, nach vierjährigem Stocken der Correspondenz, einen sehr ernsten Brief an Goethe mit der Anfrage, was an der Sache Wahres sei. „Hätte mir," sagt er, „zu jener Zeit (im Jahr 1775) ein solches Gerücht wie das jetzige zu Ohren kommen können, angespieen hätte ich den, der es geglaubt hätte. Aber seit jenen sind viele andere Tage gekommen. Ich brauche Dir Dein Verhalten gegen mich nicht zu erzählen. Du weißt, was ich erwarten konnte, erwarten mußte, und was alles nicht geschehen ist." Goethe antwortete nicht, theilte aber auf der Reise in Emmendingen die Sache seiner Freundin Johanna Fahlmer, nunmehr verehelichten Schlosser, mit, offenbar in der Absicht, daß sie Fritz Jacobi beschwichtigen möchte. „Goethe erzählte offenherzig den ganzen Verlauf," so berichtet sie an Jacobi, „daß er manche muthwillige Parodieen, nicht geschrieben, aber mündlich über Deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so schöner, so viel großer, herrlicher Sinn auch darin sei, so könne er nun einmal für sich das, was man den Geruch dieses Buches nennen möchte (anders wisse er sich nicht auszudrücken), nicht leiden. Auch habe er, wie lieb Du ihm seist und wie ungern er Dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, zumal den

*) S. Jacobi's Brief an Goethe vom 15. Sept. 1779 im Goethe-Jacobi'schen Briefwechsel (Leipzig, 1846).

Schluß desselben, so wie es ihm einmal aufgefallen sei, zu parodiren, nämlich daß Woldemar der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sei es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launiges Getriebe in ihm für eine abgesonderte Sache sei u. s. w." Auf eine Anfrage Lavater's im Jahr 1781 wegen des Vorfalls antwortete Goethe: „Ueber Woldemar's Kreuzerhöhungsgeschichte kann ich Dir nichts sagen; das Factum ist wahr. Eigentlich ist's eine verlegene und verjährte Geschichte, eine Albernheit, die Du am besten ignorirst ... Der leichtsinnig trunkene Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das Halbgute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind Dir in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weißt Du auch. Viel von diesem Allem wird verschlungen in thätiger Liebe." Der Leser weiß das Letztere auch, und wird zugleich nicht vergessen haben, daß Goethe, wenn „ihn der Teufel der Parodie ritt," auch sich selbst und seine eigenen Schriften nicht verschonte.

Einen ähnlichen Verdruß, wie Jacobi, erfuhr Wieland. Er mußte am 3. September 1779 mit eigenen Augen und Ohren Zeuge sein, wie in einer von Einsiedel verfaßten Posse „Orpheus und Eurydice" seine Alceste auf die lächerlichste Weise parodirt, und die Arie „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" mit dem Posthorn begleitet und auf dem Reim Schnuppe vom Sänger ein langer Triller gemacht wurde. Das war dem Manne, der sonst Spaß verstand, doch zu viel. In einem Briefe vom 21. September an Merck ergießt er seinen Verdruß und klagt, daß „der unsaubere Geist der Polissonerie und der Fratze, der in die Oberen gefahren, nachgerade alles Gefühl des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delicatesse, alle Zucht und Scham verdränge." Es ist augenscheinlich, daß seine Verstimmung besonders gegen Goethe gerichtet war, der, wenn auch nicht diesen Spaß angegeben, doch im Allgemeinen jenen ausgelassenen und muthwilligen Geist hervorgerufen.

Unterdessen hatten sich der Herzog und Goethe aus dem tollen

Treiben schon herausgeflüchtet und befanden sich, vom Oberforstmeister von Wedel begleitet, auf dem Wege, wohin? das war dem Publicum in Weimar und selbst Wielanden ein Räthsel, ja, wie wir aus den Briefen an Frau von Stein sehen, hatte Goethe es sogar seiner Herzensfreundin verheimlicht. Die Reise ging znnächst nach Cassel, wo die Gemäldegalerie und andere „Herrlichkeiten" betrachtet, und beim Abendessen der junge Forster über die Südsee ausgefragt wurde. Hier glückte das Incognito noch ziemlich, aber nicht lange mehr blieb die Sache ein Geheimniß; und nun war, wie Frau von La Roche schreibt, „das Wundern der Leute von Adel, der Kaufleute und Wirthe sehr groß." Die Reisenden zogen weiter nach Frankfurt und verweilten hier einige Tage bei Goethe's Aeltern. Es mußte für seinen Vater, der nichts Gutes von der Verbindung mit dem Herzog geweissagt hatte, ein schlagendes, aber höchst angenehmes Dementi sein, daß er jetzt in seinem Hause einen so liebenswürdigen regierenden Herrn und seinen Sohn als dessen Geheimen Rath und vertrautesten Freund beherbergte; und es läßt sich denken, wie anmuthig und ergötzlich Goethe's Mutter die Wirthin machte. Er schrieb am 20. September an Frau von Stein: „Wir sind am schönsten Abend hier angelangt und mit viel freundlichen Gesichtern empfangen worden. Meine alten Freunde und Bekannten haben sich sehr gefreut. Den Abend unsrer Ankunft wurden wir von einem Feuerzeichen empfangen, das wir uns zum Allerbesten deuteten. Meinen Vater hab' ich verändert angetroffen: er ist stiller und sein Gedächtniß nimmt ab; meine Mutter ist noch in ihrer alten Kraft und Liebe."

Auf der fernern, durch schönes Wetter fortdauernd begünstigten Reise schrieb Goethe Freitag den 24. September Speyer gegenüber, am Rhein auf die Fähre wartend, an Frau von Stein: „Wir streichen wie ein stiller Bach immer weiter gelassen in die Welt hin, haben heute den schönsten Tag und bisher das gewünschte Glück. Auf diesem Wege recapitulire ich mein ganz vorig Leben, sehe alle alten Bekannten wieder; Gott weiß, was sich am Ende zusammen summiren wird." So beschloß er denn auch, nachdem sie Mittags zu Speyer beim Domherrn Jos. von Beroldingen „sehr gut gefastet", und Nachmittags den Dom mit seinen Merkwürdigkeiten und die Gemäldesammlung des Dechanten besehen, am nächsten Tage von

Selz aus einen Abstecher nach Sesenheim zu machen. „Den 25ten Abends," so lautet sein Bericht an Frau von Stein, „ritt ich etwas seitwärts nach Sesenheim, indem die Andern ihre Reise grad fortsetzten, und fand daselbst eine Familie, wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen, und wurde gar freundlich und gut aufgenommen. Da ich jetzt so rein und still bin, wie die Luft, so ist mir der Athem guter und stiller Menschen sehr willkommen. Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt, schöner, als ich's verdiente, und mehr, als andere, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete. Sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst, mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle in's Gesicht trat, und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm. Sie führte mich in jede Laube, und da mußt' ich sitzen, und so war's gut. Wir hatten den schönsten Vollmond. Ich erkundigte mich nach Allem. Ein Nachbar, der uns sonst hatte künsteln helfen, wurde herbeigerufen und bezeugt, daß er noch vor acht Tagen nach mir gefragt hätte; der Barbier mußte auch kommen; ich fand alte Lieder, die ich gestiftet, eine Kutsche, die ich gemalt hatte; wir erinnerten uns an manche Streiche jener guten Zeit, und ich fand mein Andenken so lebhaft unter ihnen, als ob ich kaum ein halb Jahr weg wäre. Die Alten waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken, und in Friede mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann."

Nach einer Mittheilung Goethe's in den biographischen Einzelnheiten bezog sich der größere Theil der Unterhaltung mit Friederike auf Lenz. „Dieser hatte sich," erzählt er, „nach meiner Abreise im Hause introducirt, von mir, was nur möglich war, zu erfahren gesucht, bis sie endlich dadurch, daß er sich die größte Mühe

gab, meine Briefe zu sehen und zu erhaschen, mißtrauisch geworden. Er hatte sich indessen nach seiner gewöhnlichen Weise verliebt in sie gestellt, weil er glaubte, das sei der einzige Weg, hinter die Geheimnisse der Mädchen zu kommen; und da sie nunmehr gewarnt, scheu, seine Besuche ablehnt und sich mehr zurückzieht, so treibt er es bis zu den lächerlichsten Demonstrationen des Selbstmordes, da man ihn denn für halb toll erklären und nach der Stadt schaffen kann*). Sie klärt mich über die Absicht auf, die er gehabt, mir zu schaden und mich in der öffentlichen Meinung und sonst zu Grunde zu richten, weßhalb er denn auch damals die Farce gegen Wieland drucken lassen."

Es war das letzte Mal, daß Goethe seine frühere Geliebte sah. Ueber ihre spätern Lebensgeschicke weichen die Nachrichten von einander ab. Durch Näke's bekanntes Büchlein „Wallfahrt nach Sesenheim" war auf Friederikens Bild ein böser Schatten geworfen worden, den spätere, durch einen Zuhörer der Vorlesungen Näke's angestellte Nachforschungen wieder ausgetilgt haben (Morgenblatt, 1840, Nr. 212—217). Diesen Erkundigungen zufolge bekam Friederike wiederholt Heirathsanträge, wies sie aber alle zurück, weil „wer von Goethe'n einmal geliebt worden, keinen andern lieben kann." Als ihre Aeltern gestorben waren, trieb sie mit einer ihrer Schwestern im Steinthal eine Zeitlang Handel mit Steingut und soll sich auch mit Privatunterricht beschäftigt haben. Später gaben die beiden Schwestern den Handel auf und wurden von einer Frau von Dieterich zu Reichshofen aufgenommen, die ihnen unentgeltlich einige Zimmer einräumte, sie oft zur Tafel zog und sehr anständig behandelte. Herr von Dieterich, dessen Goethe in Wahrheit und Dichtung (Bd. 21, S. 259 f.) rühmend erwähnt, wurde in der Revolutionszeit nach Besançon geschleppt und dann zu Paris guillotinirt, wodurch seine Gattin in Wahnsinn verfiel, und somit den Geschwistern Brion jene Zufluchtsstätte verschlossen ward. Als die älteste Schwester Salome

*) Auf das hier berührte Verhältniß des unglücklichen Lenz zu Friederiken werfen die von A. Stöber herausgegebenen Briefe desselben an Salzmann (in: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" Basel, 1842, S. 48 ff.) ein helleres Licht.

dem Tode nahe war, ließ sie sich auf dem Sterbebette von Friederike das Versprechen geben, daß sie ihr einziges Kind, eine Tochter aus der Ehe mit einem Pfarrer, erziehen wolle. Friederike erfüllte das Versprechen und erlebte es noch, daß sich ihr Pflegling verheirathete. Nach der Hochzeit sagte sie zu Sophien, die auch beim Feste gewesen war: „Ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde. Mein Feierabend ist da. Bitte, liebe Schwester, bleibe bei mir; ich fühle mich so allein.“ Sophie blieb. Sechs Wochen nach der Hochzeit trug man Friederikens Sarg aus dem Hause. Sie war abgelebt, ohne zu altern.

Dieser Erzählung gegenüber steht eine Mittheilung „Vom Neckar“ in der Beilage zur Allgem. Zeitung 1842, Nr. 23, deren Einsender seine Notizen nöthigen Falls mit urkundlichen Belegen erhärten zu können erklärt. Friederike Brion ruht nach seinen Angaben auf dem Kirchhofe zu Meißenheim (Oberamts Lahr im Großherzogthum Baden), wo sie im November 1813 in dem ihr verschwägerten Fischer'schen Hause starb. Nach dem Tode ihrer Aeltern hatte sie ihre Heimath verlassen und in Paris Zuflucht bei einer Freundin gesucht, die sich vor der Revolution an einen dortigen angesehenen Beamten Rosenstiel verheirathet hatte. In dessen Hause fand sie Schutz und Aufenthalt bis zu Robespierre's Blutherrschaft, und sie war in den höhern Gesellschaften zu Versailles und Paris eine angenehme Erscheinung. Nachher kehrte sie zu ihrem Schwager, Pfarrer Marx in Dießburg (Oberamts Offenburg) zurück, mit dem sie später nach Meißenheim versetzt ward. Hier lebte sie bis zu ihrem Ende, allgemein geliebt, und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt. Ueber Goethe sprach sie nur mit Achtung; auf bittere Anspielungen über ihr Verhältniß zu ihm äußerte sie sich mit weiblicher Bescheidenheit: er sei zu groß, seine Laufbahn zu hoch gewesen, als daß er sie habe heimführen können.

Sonntag den 26. September 1779 traf Goethe wieder mit der Reisegesellschaft zusammen; gegen Mittag waren sie in Straßburg. Auch hier hatte er Gelegenheit, ein interessantes Stück seines Lebens zu „recapituliren.“ Die einst so heiß geliebte Lili war hier seit dem 25. August des vorigen Jahres an den Banquier Bernhard

Friedr. von Türckheim verheirathet. Er suchte sie auf und fand, wie er an Frau von Stein berichtete, „den schönen Grasaffen mit einer Puppe von sieben Wochen spielen und ihre Mutter bei ihr.“ Mit Verwunderung und Freude empfangen, erkundigte er sich nach Allem und „sah in alle Ecken“, und fand sie zu seiner Freude in recht glücklichen Verhältnissen. Er blieb zu Tische, ging dann mit dem Herzog auf den Münster, sah Abends mit ihm eine Stunde lang l'Infante di Zamora mit Musik von Paesiello, aß bei Lili zu Nacht und ging beim hellsten Mondschein weg. „Die schöne Empfindung, die mich begleitet,“ schrieb er an Frau von Stein, „kann ich nicht sagen. So prosaisch als ich nun mit diesen Menschen bin, so ist doch in dem Gefühl von durchgehendem reinen Wohlwollen, und wie ich diesen Weg her gleichsam einen Rosenkranz der treusten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet habe, eine reine ätherische Wollust. Ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft, treten nun in meine Seele die Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind; meine entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir, wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelfluge sieht.“

Doch sollte es dieser reinen und schönen Seelenstimmung auch nicht an einem tief wehmüthigen Tone fehlen. Den 27ten früh von Straßburg abgereist, gelangten sie Abends nach Emmendingen, wo Goethe das Grab seiner Schwester besuchte. Ihr Haushalt war ihm „wie eine Tafel, worauf eine geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist.“ Die an ihre Stelle getretene Johanna Fahlmer, sein Schwager Schlosser und einige Freundinnen waren ihm noch so nahe, wie sonst. Die Kinder fand er schön, munter und gesund.

Von Emmendingen ward die Richtung über Freiburg nach Basel eingeschlagen, und hier der Gegend, der Bibliothek, Holbein'schen Gemälden, Antiquitäten und Fabriken eine lebhafte Aufmerksamkeit gewidmet. Von dort wandten sich die Reisenden zu Anfang des Octobers durch das Birsch-Thal auf Biel zu. Das Erhabene der Gebirgslandschaften gab der Seele des Dichters eine schöne Ruhe; hier fühlte er, was es für eine herrliche Sache um eine den Geist erhebende und erfüllende Umgebung sei, wobei die Seele nur offen und empfänglich zu sein braucht, um sich groß zu fühlen, während

sie in einer kleinlichen Umgebung sich mühselig aus sich selbst „Futter und Freude bereiten“ muß. Wie vielseitig und anregungsreich auch das Leben in Weimar war, so mochten Goethe und sein Freund doch oft schmerzlich solcher großartigen, erhebenden Natureindrücke entbehren, wie ihnen hier zu Theil wurden. Die bunten Bilder des Hoflebens, die gesellschaftlichen Verwickelungen, die tausend Sorgen ihres Berufes, die literarischen Interessen schwebten wie leichte Wölkchen am fernen Horizont; mit freiem Gemüthe gaben sie sich dem Anblick der herrlichen Natur hin, die, mit jedem Schritte wechselnd und doch immer gleich groß und erhaben, sie umringte.

Am Ende der Schlucht, durch welche die Birsch über Felsstücke, von dem Wege fast überall nahe begleitet, einherrauscht, stieg Goethe vom Pferde und kehrte eine Strecke allein zurück, um sich eine Idee zu entwickeln, die er bis zum spätesten Alter festgehalten hat. Noch in der classischen Walpurgisnacht kehrt der Gedanke wieder, daß die vulcanischen Erdrevolutionen nur als einzelne, locale Erschütterungen zu betrachten seien, daß aber die Massen, welche die Erdrinde bilden, sich im Ganzen und Großen nach der Schwere und Aehnlichkeit ihrer Theile, groß und einfach zusammengesetzt haben.

In der Gegend des Bieler See's kamen die Reisenden in die Weinlese. An einem halb stürmischen, aber doch schönen Tage wurde nach Rousseau's Insel hinüber gefahren, wo man eben auch in der Weinlese begriffen war. Mit welchem Interesse mag Goethe hier alle Plätzchen besucht haben, wo Rousseau die glücklichsten Tage seines Lebens zubrachte, wenn gleich schon die Zeit hinter ihm lag, wo er mit demselben sympathisiren konnte. Aber die Erinnerung an die Vergangenheit hielt ihn nicht ab, sich auch der Gaben der Gegenwart zu erfreuen. Er aß, wie es in einem Briefe an Merck vom 17. Oct. heißt, für drei Jahre Trauben.

Die nächstfolgenden Reisetage geben wir in gedrängter Uebersicht nach Goethe's Briefen an Merck und Frau von Stein. Am 6. October ritten sie von Biel aus den See entlang über Erlach nach Anet; von da wollten sie weiter nach La Sange, verirrten sich aber im Ried, und mußten auf die Hauptstraße zurückgehen. Sie kamen nach St. Blaise, zu oberst des Neuenburger Sees gelegen, als eben die Mittagssonne, aus dem Gewölk tretend, den See herrlich be-

leuchtete. Nachdem sie des Anblicks recht genossen, ritten sie wieder nach Anet zurück. Am 7ten ging es bei Regenwetter durch Moor und Moos nach Murten, wo zu Mittag gegessen und aus einem gutgeschriebenen Buche die Geschichte der Murtenschlacht gelesen, auch ein Stückchen Schädel von den Burgundern mitgenommen ward. Dann zogen sie, während das Wetter sich aufklärte, durch die schöne Landschaft nach Bern. Nachdem sie hier am 8ten Morgens, die Straßen durchstreichend, sich am Anblick der schönen und reinlichen Gebäude gefreut hatten, brachen sie nach Thun auf und langten dort zeitig genug an, um noch die schöne Aussicht vom Kirchhof auf den See zu genießen und an der Aar bis gegen den See hin zu spazieren. Abends richtete Goethe an Lavater einige Zeilen, in denen ein Hauch stiller, frommer Beseligung athmet: „Lieber Bruder, Dich wiederzusehen, ist einer meiner beständigsten Wünsche diese vier Jahre her, und wird nun auch bald erfüllt. Ich habe Dir viel zu sagen und viel von Dir zu hören; wir wollen wechselsweis Rechnung von unserm Haushalten ablegen, einander segnen und für die Zukunft stärken, wieder ganz nah zusammenrudern und uns freuen, daß wir noch in Einer Luft Athem holen. Von dem, was ich mitbringe, unterhalt' ich Dich nicht im Voraus. Mein Gott, dem ich immer treu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen; denn mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen. Was sich davon offenbaren läßt, freu' ich mich in Dein Herz zu legen. Adieu, Bruder. Bisher sind wir glücklich gereist; bete auch, daß uns die himmlischen Wolken günstig bleiben, und wir an allen Gefahren vorüber gehen."

Am 9. October fuhren die Reisenden bei regnerischem Wetter früh von Thun ab über den See in einem bedeckten Schiffe, während Goethe einen Gesang aus Bodmer's Homer las. In Unterseen wurde zu Mittag gegessen, und dann auf einem engen Leiterwagen die Reise fortgesetzt; doch zogen sie es bald vor, zu Fuß durch das Thal bis Lauterbrunn zu wandern, wo sie beim Pfarrer einkehrten. Am nächsten Morgen ward der Staubbach, den sie schon am vorigen Abend gesehen hatten, zum zweiten Mal bewundert; dann wurde eine Fußtour auf den Steinberg und weiter hinauf bis an's Tschingelhorn unternommen, von der sie ermüdet in der Nacht in's Pfarrhaus zu Lauterbrunn zurückkehrten. Die vier folgenden Tage (11—14. Oct.)

wurden zu einem Ausflug in die Bernischen Gletscher verwandt, von welchem sie am 14ten Abends wieder in Thun anlangten. Sie nahmen den Weg von Lauterbrunnen aus durch das Thal nach Grindelwald an den untern Gletscher, am 12ten an den obern Gletscher, die Scheidegg hinauf, in's Haslithal, über Hof nach Guttannen, am 13. zurück, nach Meiringen und Brienz, am 14ten über den See nach Interlaken, Unterseen, Thun. Goethe schrieb Abends sogleich an Frau von Stein: „Wir sind glücklich wieder hier angekommen. Diese vier Tage das schönste Wetter, heut und gestern keine Wolke am Himmel, und die merkwürdigsten Gegenden ganz rein in dem himmlischen Lichte genossen... Bisher hat uns das Glück unerhört begünstigt. Kein Gedanke, keine Beschreibung noch Erinnerung reicht an die Schönheit und Größe der Gegenstände und ihre Lieblichkeit in solchen lichtern Tageszeiten und Standpunkten." Dabei bricht gelegentlich ein wenig Unmuth hervor über des Herzogs „böse Art, den Speck zu spicken," und wenn ein Berggipfel mit Müh und Gefahr erreicht war, noch ein Stiegelchen ohne Zweck und Noth mit Müh und Gefahr zu suchen. Doch war gleich wieder Alles weg, wenn er bedachte, wie Jeder seinen Pfahl im Fleisch zu schleppen habe, und wie dem Herzoge sonst diese Reise wahren Gewinn bringe. „Er hat gar eine gute Art von Aufpassen, Theilnehmen und Neugier," schreibt er, „und beschämt mich oft, wenn er da anhaltend und dringend ist, etwas zu sehen oder zu erfahren, wenn ich oft am Flecke vergessen oder gleichgültig bin... Wedel hat des Tags hundert tolle Einfälle; und wenn ihn nicht manchmal der Schwindel ankäme und auf Augenblicke böser Laune machte, wäre kein Gesellschafter über ihn." Von besonderm Interesse ist es, hier schon die schöne, erst 1789 gedruckte Ode „Gesang der Geister über den Wassern" erwähnt zu finden. „Von dem Gesange der Geister," schreibt er, „habe ich noch wundersame Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern." Es spiegelt sich nicht bloß in Str. 2 der Anblick des Staubbachs, sondern im Ganzen der Anblick der Wasser der Schweiz, und im Schwung der Empfindung der Eindruck der großen Naturbilder ab.

Am folgenden Tage (15. Oct.) ging es nach Bern, wo man bis zum 20ten verweilte. Dort wurden der natur- und landeskundige

Hospitalprediger Wyttenbach (Bruder des großen Philologen), das Naturalien-Cabinet bei Sprünglin, die Bibliothek, das Zeughaus, der Landschafter Aberli und viele andere interessante Männer besucht; auch unternahm man Ausflüge in die Umgegend, nach Langenau und zum Grabmal der Pfarrerin Langhans zu Hindelbank. Von Bern brachen die Reisenden den 20. October früh auf und zogen über Payerne Peterlingen und Moudon nach Lausanne, wo sie den 22. Mittags anlangten. Hier war für Goethe die interessanteste Persönlichkeit Mad. Branconi (Mutter des Grafen Forstenburg, natürlichen Sohnes des Herzogs von Braunschweig), der er ein Paar Besuche abstattete. „Sie kommt mir so schön und angenehm vor," schrieb er an Frau von Stein, „daß ich mich etliche Male in ihrer Gegenwart stille fragte, ob's auch wahr sein möchte, daß sie so schön sei. Einen Geist! ein Leben! einen Offenmuth, daß man eben nicht weiß, woran man ist!.. Am Ende ist von ihr zu sagen, was Ulyß von dem Felsen der Scylla erzählt: Unverletzt die Flügel, streicht kein Vogel vorbei, auch die schnelle Taube nicht, die dem Jovi Ambrosia bringt; er muß sich für jedes Mal anderer bedienen. — Pour la colombe du jour elle a échappé belle; doch mag er sich für das nächste Mal anderer bedienen!"

Am 24ten früh ritten sie von Lausanne ab und kamen gegen 11 Uhr nach Rolle. Von hier aus machte Goethe allein einen Abstecher nach Mont zu Merck's Schwiegerältern. In Begleitung von Merck's Schwager, Oberforstmeister der dortigen Reviere, kehrte er Nachmittags zu seinen Reisegenossen zurück, und nun ritten sie zusammen gegen Abend den Jura hinan und genossen eines großartigen Anblicks. Wenn sie sich umkehrten, hatten sie die Aussicht auf den Genfersee, die Savoyer- und Wallis-Gebirge, konnten Lausanne erkennen und durch einen leichten Nebelflor auch die Gegend von Genf. Der Montblanc taucht immer höher hervor. Dieses herrliche Landschaftsgemälde sahen sie bei schönem Sonnenuntergang und dann bei hellem Mondglanz, in dessen Wiederschein der See blitzte. Die Begleitung des Oberforstmeisters verschaffte ihnen Quartier in einem wohlhäbigen Bauernhause. Am folgenden Tage ging es in das schöne Thal la Vallée de Joux, ein von der Orbe durchströmtes Längenthal des Jura, hinab. Im Dorfe le Pont nahmen sie einen

Wegweiser auf la Dent de Vaulion, eine der höchsten Spitzen des Jura, die nördlich von jenem Thale sich erhebt. Im Aufsteigen hatten sie, wenn sie umsahen, einen herrlichen Blick auf das Thal mit seinen schimmernden See'n. Ostwärts bildet le noir Mont, an dessen Fuße sie übernachtet hatten, die Grenze, westwärts der Risou, der sich allmälig in die Franche-Comté verliert; südlich wird das Thal von den Septmoncels begrenzt. Die Sonne schien heiß, es war gegen Mittag; nach und nach übersahen sie das ganze Thal bis zum Lac des Rousses hin, der ganz oben am Fuße der Septmoncels liegt. Sie freuten sich auf das Panorama, das auf dem Gipfel der Dent de Vaulion ihrer warten würde; allein, als sie dort anlangten, ragten nur die hohen Gebirgsketten und Gipfel aus einem weiten, von der Sonne glänzenden Nebelmeere in einen klaren Himmel hinauf — ein Schauspiel von ganz eigenthümlich erhabener Schönheit!

Am 26. ward beschlossen, die Dole, den höchsten Gipfel des Jura, der unfern des Thales de Joux liegt, zu besteigen. Einem Boten wurde Proviant aufgepackt, und so setzte sich die kleine Karavane in Bewegung. Welche Fülle des Glücks mag in jenen Tagen in der Brust des herrlichen Menschen gewohnt haben, der damals in der Vollkraft des ersten Mannesalters, mit dem Bewußtsein des Großen, was er geleistet und erreicht, mit dem Vorgefühl des Großen, was er noch leisten könne, mit einem von tausend Vorurtheilen, die Andere fesseln, befreiten Gemüth an der Seite seines fürstlichen Freundes einherritt! Nichts entging seinem Falkenauge, wie er herrschend von dem Pferde, ein Welteroberer in schönerm Sinne als Napoleon, über die Gegend daherblickte! Form der Gebirge und Thäler, Beschaffenheit des Bodens, der Vegetation, die Menschen, ihre Wohnungen, ihre ganze Lebensweise, Nahes und Fernes und der Himmel mit seinen Wolken, der sich über dem Ganzen wölbte, Alles beobachtete und faßte er rasch und rein auf. Gegen Mittag hatten sie das Thal hinter sich und den kahlen Gipfel der Dole vor Augen. Sie saßen von ihren Pferden ab und begannen den Berg hinanzusteigen. Endlich auf dem Gipfel angelangt, genossen sie des herrlichsten Schauspiels. Das ganze Pays de Vaud und de Gex lag wie eine Flurkarte unter ihnen, alle Besitzungen mit grünen Zäunen abgeschnitten, wie die Beete eines Parterres. Dörfer, Städtchen,

Landhäuser, Weinberge, und höher hinauf Sennhütten, meist weiß und hell angestrichen, leuchteten gegen die Sonne; auch von einem Theile des Genfersees hatte sich schon der Nebel zurückgezogen. Vor Allem aber behauptete der Anblick der glänzenden Eis- und Schneeberge seine Rechte, vor denen Goethe gern jede „Prätension an's Unendliche ablegte, da man nicht einmal mit dem Endlichen im Anschauen und Denken fertig werden könne." Hinter einen Felsen im Sonnenschein gelagert, ließen sie sich das Essen und Trinken trefflich schmecken und sahen dem sich verziehenden Nebel zu. Lausanne mit allen Gartenhäusern umher, Vevay und das Schloß von Chillon, eine Menge Städtchen, Dörfchen, Häuschen lagen schon ganz deutlich da; nun enthüllte sich rechts auch Genf aus dem Nebel; linkshin aber lag das ganze Land von Lausanne bis Solothurn in leichtem Duft. Ungern trennten sie sich von dem Anblick und kamen mit Sonnenuntergang auf die Ruinen des Fort de St. Cergue, wohin ihre Pferde gebracht waren. Auf dem Wege von da nach Nyon leuchtete ihnen der Mond, indeß sich ihre angespannten Sinne wieder lieblich entfalteten, um mit frischer Lust aus den Fenstern des Wirthshauses den breitschwimmenden Wiederglanz des Mondes im ganz reinen See genießen zu können.

Von dort ging die Reise nach Genf, wo sie einige Zeit durch trübes Wetter festgehalten wurden. Aus diesen Tagen sind uns zwei Briefe Goethe's an Lavater erhalten, auf die wir später zurückkommen. In einem derselben heißt es: „Vom Herzog sag' ich Dir nichts voraus, noch haben ihn die gescheidtesten Leute falsch beurtheilt. Du sollst ihm das Haupt salben, wie mit köstlichem Balsam, und ich will mich mit Dir im Stillen über ihn freuen." In Genf faßte der Herzog den Entschluß, über Cluse und Salenche in's Chamouni-Thal, und sodann über Valorsine und Trient nach Martinach in's Wallis zu gehen. Herr von Saussure, der auf seinem Landgute besucht und befragt wurde, hob die Bedenklichkeiten wegen der Jahreszeit, und so brachen die Reisenden am 3. November auf. Doch theilte sich die Gesellschaft beim Abschiede; der Herzog, mit Goethe und einem Jäger, wollte nach Savoyen, Herr von Wedel mit den Pferden durch das Pays de Vaud in's Wallis. Jene fuhren in einem leichten Cabriolet nach Cluse, wo übernachtet wurde. Am nächsten Tage be-

suchten sie die Tropfsteinhöhle zu Balme, zu deren Eingange sie mühsam auf einer Leiter und Felsstufen, mit Hülfe übergebogener Baumäste und daran befestigter Stricke hinaufklettern mußten. In Salenche schickten sie das Cabriolet zurück und setzten den Weg zu Fuß fort, indeß ein Maulesel mit dem Gepäck folgte. Als sie sich bei herannahender Dunkelheit dem Chamouni-Thal näherten, wurde ihnen ein wunderbares Schauspiel bereitet. Der Himmel wurde nach und nach sternenhell, und nun bemerkten sie über den dunkeln Berggipfeln rechts vor sich ein Licht, das sie sich nicht zu deuten wußten. Hell, ohne Glanz wie die Milchstraße, doch dichter, fast wie die Plejaden, nur größer, unterhielt es lange ihre Aufmerksamkeit, bis es endlich, da sie ihren Standpunkt änderten, wie eine geheimnißvoll leuchtende Pyramide über alle Bergspitzen hervorragte und sie überzeugte, daß es der Gipfel des Montblanc war. Von einem Sternenkreis umgeben, schien er zu einer höhern Sphäre zu gehören, und es ward schwer, in Gedanken seine Wurzeln wieder an die Erde zu befestigen.

Sie logirten in der Nacht vom 4. auf den 5. November im mittelsten Dorfe des Chamouni-Thals, le Prieuré, und stiegen Morgens, mit Speise und Wein wohlgerüstet, den Mont Anvert hinan, um das Eismeer zu besuchen. Obwohl, nach der Versicherung des Führers, seit 28 Jahren kein Fremder sich so spät, nach Allerheiligen, hatte hinaufbringen lassen, sahen sie doch Alles eben so gut, als ob's im August gewesen wäre, und kehrten Abends, von der Anstrengung ermüdet, in ihr Wirthshaus zu le Prieuré zurück. Am 6. November brachen sie Morgens um 9 Uhr, das Gepäck auf ein Maulthier geladen, zur Fortsetzung der Reise auf. Auf dem Wege entschlossen sie sich, die Richtung über Valorsine aufzugeben und den Stieg über den Col du Balme zu wagen. Sie schritten muthig aufwärts in die Region der Nebel und Wolken, welche die Wandernden bald ganz einhüllten, bald tiefer hinabsanken, bisweilen auch durch Wolkenrisse tief unten das Chamouni-Thal erblicken ließen. Auf dem Gipfel des Col du Balme angelangt, hatten sie vorwärts das Wallisthal und konnten bis Martinach und weiterhin mit Einem Blick mannigfach verschlungene Berge übersehen. Auf rauhem Stieg ging es dann abwärts durch einen alten Fichtenwald und weiter durch das Thal

des Trentflüßchens, bis sie Abends in Martinach auf flachem Wallisboden ankamen.

Das Wallis-Thal oder das Thal der obern Rhone bildet ungefähr einen rechten, nach Norden geöffneten Winkel, an dessen Spitze Martinach liegt. Hier ward nun beschlossen, am 7. November zuvörderst den nordwestlich auf den Genfersee zu gerichteten Winkelarm bis St. Maurice zu verfolgen, wo Freund Wedel mit den Pferden eintreffen sollte. Der Weg führte an der berühmten Pisse vache vorüber, einem hoch aus einer Felskluft flammend hervorschießenden Bache, der sich unten in einem Becken in Staub und Schaum auflös't. Erst spät in der Nacht waren sie wieder in Martinach und ritten am 8. November schon vor Tage wieder weg, um nun auch den andern Arm jenes Winkels zu verfolgen und bei Zeiten in Sion zu sein. Sie gelangten, weil sie eine zu passirende Brücke abgetragen fanden, erst spät, nach Mühen und Gefahren, hin und ritten im Abenddunkel noch bis Seyters. Von dort wandten sich Goethe und der Herzog am 9. November links in's Gebirge nach dem Leukerbade zu, mit der Verabredung, am nächsten Tage mit Wedel und den Pferden in Leuk wieder zusammenzutreffen. Nach einer sehr interessanten Tour durch schauerliche Gebirgsgegenden kamen sie gegen drei Uhr in Leukerbad an und hatten noch Zeit, einen Spaziergang an den Fuß des gewaltigen Gemmiberges zu machen. Gegen Abend stellte Goethe Beobachtungen über das sonderbare Gebäude der Wolken in diesen hohen Gebirgsregionen an und bedauerte, nicht eine Reihe von Tagen solchen Betrachtungen widmen zu können. Indeß meinte er, wie jedem Menschen sicher eine Spur im Innern bleibe, der zufällig bei großen Handlungen gegenwärtig gewesen, so werde auch derjenige, der solche große Naturschauspiele gesehen, und diese Eindrücke zu bewahren und mit anderen Gedanken und Empfindungen zu verbinden wisse, einen „Vorrath von Gewürz" für unschmackhafte Theile seines folgenden Lebens mitnehmen.

Am 10. November stiegen der Herzog und Goethe nach Leuk hinab, schickten dort, weil man erfuhr, daß für die Pferde weiterhin kein gutes Unterkommen zu finden sei, Wedel mit denselben das Wallis hinunter zurück und setzten dann selbst ihren Weg das Wallis hinauf bis Brieg und am nächsten Tage bis Münster fort. Der 12.

November war der beschwerlichste Tag der ganzen Reise; denn es galt, die Furka zu übersteigen. Von ihrem Jäger Hermann und zwei rüstigen Führern begleitet, wagten sich die kühnen Freunde in die ungeheure schneebedeckte Gebirgswüste, wo sie rückwärts und vorwärts auf drei Stunden keine lebende Seele wußten, höchstens ein Lämmergeier über ihnen vorüberrauschte, wo Lawinen drohten und der bahnbrechende Führer oft bis über den Gürtel in den Schnee sank. Nach glücklich überstandenen Gefahren und Mühseligkeiten fanden sie Abends in Realp bei den Kapuzinern gastliche Aufnahme und labten sich, mit den Patres, Knechten und Trägern an Einem Tische, an den aufgetragenen Fastenspeisen und einem guten Rothweine.

Endlich, am 13. November, langten sie auf dem Gipfel des Gotthard's, zugleich dem Gipfel ihrer Reise, an und beschlossen, sich nun wieder der Heimath zuzuwenden. Es läßt sich denken, wie wunderbar sich Goethe hier oben vorkommen mußte, „wo er vor vier Jahren mit ganz anderen Sorgen, Gesinnungen, Planen und Hoffnungen, in anderer Jahreszeit, einige Tage verweilte und sein künftiges Schicksal nicht vorahnend, durch ein unbestimmtes Etwas bewegt, Italien den Rücken zukehrte und seiner jetzigen Bestimmung unwissend entgegen ging."

An dieser Stelle bricht Goethe's eigene Beschreibung der Reise ab. Wie wir aus den Briefen an Frau von Stein sehen, ging der Rückweg über den Luzerner See nach Schwyz und Luzern; und von dort wurde zu Pferde der Weg nach Zürich zu Lavater gemacht, dem Goethe vom Gotthard herab seinen Besuch auf den 19. oder 20. November mit dem Zusatze angekündigt hatte: „So steht mir also das Liebste von der ganzen Reise noch vor." Wie sehr es ihn aber auch zu dem Freunde hindrängte, in dessen Herz er nun schon so manches Jahr her die geheimsten Gedanken, Ahnungen und Bestrebungen niedergelegt hatte, zu dem er über Vieles sogar vertrauensvoller als zu Merck sprach, weil er nicht Gefahr lief, den Mephistopheles in ihm aufzuwecken: so scheint er doch in dem Maße, wie die Reise sie näher zusammenrückte, sich mehr und mehr bewußt geworden zu sein, daß sie sich nur noch „mit ihren Existenzen nahe standen, mit ihren Gedanken und Imaginationen aber gar weit auseinander gingen, gleich zwei Schützen, die, mit den Rücken an einander lehnend, nach

ganz verschiedenen Zielen schießen." Goethe hatte mittlerweile immer mehr „alle Prätension an's Unendliche" aufgegeben, womit sich Lavater immer mehr zu schaffen machte. Daher schrieb Goethe auch zur Vorbereitung aus Genf (am 28. Oct.) an ihn: „Eins werden wir aber doch wohl thun, daß wir einander unsere Particular-Religionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold; da bitt' ich Dich im Voraus um Geduld. Denn z. E. da hat mir Tobler Deine Offenbarung Johannis *) gegeben; an der ist mir nun nichts noch, als Deine Handschrift; darüber habe ich sie auch zu lesen angefangen. Es hilft aber nicht, ich kann das Göttliche nirgends und das Poetische nur hie und da finden; das Ganze ist mir fatal, mir ist's, als röch' ich überall einen Menschen durch, der gar keinen Geruch von dem gehabt hat, der da ist A und O. Siehst Du, lieber Bruder, wenn nun Deine Vorerinnerung gerade das Gegentheil besagt, und unter dem 29. September 1779! Da werden wir wohlthun, wenn wir irgend ein sittsam Wort sprechen. Ich bin ein sehr irdischer Mensch; mir ist das Gleichniß vom ungerechten Hausvater, vom verlorenen Sohne, vom Säemann, von der Perle, vom Groschen u. s. w. göttlicher (wenn je was Göttliches da sein soll), als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne und Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir, wie bisher." Bei der Zusammenkunft übten sie auch wechselseitig Geduld und rückten wieder nahe zusammen. In einem Briefe an Knebel vom 30. November schreibt Goethe: „Hier bin ich bei Lavater im reinsten Zusammengenuß des Lebens. In dem Kreise seiner Freunde ist eine Engelsstille und Ruhe bei allem Drange der Welt, und ein anhaltendes Mitgenießen von Freud' und Schmerz. Doch hab' ich deutlich gesehen, daß es vorzüglich darin liegt, daß Jeder sein Haus, Frau, Kinder und eine rein menschliche Existenz in der nächsten Nothdurft hat; das schließt an einander und speit, was feindlich ist, sogleich aus. — Lavater ist und bleibt ein einziger

*) Die homiletische Bearbeitung der Offenbarung Jesu an Johannes, — nicht die poetische Bearbeitung desselben Gegenstandes: Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn, worüber Goethe günstiger urtheilte.

Mensch, den man nur drei Schritte von ihm gar nicht erkennen kann. Solche Wahrheit, Glauben, Liebe, Stärke, Weisheit, Güte, Betriebsamkeit, Ganzheit, Mannigfaltigkeit, Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden." So schieden sie den 2. Dec. im besten Vernehmen und unterhielten noch ein paar Jahre lang einen vertrauten Briefwechsel. Aber der vorletzte uns erhaltene Brief Goethe's vom 4. Oct. 1782 spricht noch einmal scharf die unausgleichliche Grunddifferenz Beider aus und fügt hinzu: „Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten." Der Bund kam nicht zu Stande, sondern statt dessen sollte bald Entfremdung und Kälte eintreten.

Verließ hier Goethe einen befreundeten Mann, von dem sich sein Gemüth nach wenigen Jahren nothwendig ablösen mußte, so führte ihn die weitere Reise, ohne daß er es wußte, einem Jünglinge zu, in welchem für die Zukunft ihm ein wahrhaft ebenbürtiger und treuverbundner Geistesgenosse erwuchs. Nachdem in den nächsten Tagen noch der Bodensee und der Rheinfall bei Schaffhausen, wo am 7. December Lavater die Reisenden durch einen Abschiedsbesuch überraschte, betrachtet worden waren, gingen sie am 8. December nach Stuttgart. Hier zeigte ihnen der Herzog seine Lieblingsschöpfung, die Militair-Akademie mit ihren Zöglingen, unter denen sich Schiller befand, und ließ in Gegenwart des hohen Gastes und Goethe's den Jahrestag der Akademie festlich begehen. Götz, Clavigo, Werther waren durch die eisernen Pforten der klösterlich abgeschiedenen Anstalt gedrungen und hatten in den Gemüthern der Zöglinge, vor Allen in Schiller, eine hohe Begeisterung für Goethe erregt. Wie mochte Schiller's Herz klopfen, als er den Bewunderten von Angesicht zu Angesicht in männlicher Schönheit und Kraft vor sich erblickte! Aber auch Goethe's Brust wäre bewegt gewesen, hätte er ahnen können, daß ihm der Begleiter auf der höchsten und schönsten Höhe seiner Dichterlaufbahn, der Freund, der ihm eine neue Jugend gab, in dem Kreise dieser Zöglinge erblühte.

Zum unerquicklichen Beschluß der Reise wurde nun noch einige Zeit an den übrigen süddeutschen und rheinischen Höfen zu Carlsruhe, Darmstadt und Homburg verweilt. „Wir ziehen an den Höfen

herum," schrieb Goethe Anfangs Januar an Frau von Stein, „frieren und langeweilen, essen schlecht und trinken noch schlechter . . . Es ist unglaublich, was der Umgang mit Menschen, die nicht unser sind, den armen Reisenden abzehrt; ich spüre jetzt manchmal kaum, daß ich in der Schweiz war." Um so stärker wuchs täglich seine Sehnsucht nach Weimar, wo sie endlich wohlbehalten den 13. Jan. 1780 wieder eintrafen.

Dreizehntes Capitel.

Die Jahre 1780 und 1781. Einfluß der Schweizerreise auf Goethe und den Herzog. Krankheit Goethe's. Amtsgeschäfte. Beschreibung der Schweizerreise. Jery und Bätely. Tasso. Die Vögel. Lyrisches. Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. Naturwissenschaftliche Studien. Excursionen. — Epiphanias 1781. Maskenspiele. Gespräch über die deutsche Literatur. Kayser. Apologie von Goethe's Weimarischem Leben. Feier seines Geburtstages. Urtheil des Midas. Tiefurter Journal. Das Neueste von Plundersweilern. Elpenor. Anakreontische Lieder. Hymnen. Osteologische und anatomische Studien.

Das beispiellose Glück, das die Reisenden fortwährend begleitet hatte, erregte allgemeines Erstaunen. Wieland zählte die Schweizerreise zu Goethe's meisterhaftesten Dramen. „Man muß aber auch gestehen," fügt er hinzu, „daß er das wahre enfant gâté der Natur und aller Schicksals-, Glücks- und Zufallsgötter ist; denn am Ende hätte er doch mit aller seiner dramatischen Panurgie keine einzige fatale Wolke vom Himmel wegblasen können; und ein einziger unglücklicher Zufall, für den ihn nur ein Narr responsabel machen könnte, und doch die ganze Welt responsabel gemacht hätte, war hinlänglich, das ganze Drama zu ruiniren. Daß nun das nicht geschehen, sondern alle, Elemente und Wetter machende Götter und alle übrigen, die das große Kartenspiel des Zufalls mischen, so freundlich und gutlaunig gewesen sind und von Anfang bis zu Ende lauter

gute Karten gegeben haben, deß sind wir nun alle herzlich froh: sollen und wollen aber anbei das Verdienst dessen, der das Spiel spielte, nicht mißkennen; denn ein schlechter Spieler verliert auch mit guten Karten."

Goethe selbst blickte auf die Reise mit einem religiösen Dankgefühle zurück. „Das erste Mal," schrieb er an Lavater, „daß wir nach einer langen, nicht immer fröhlichen Zeit aus dem Loche in die freie Welt kommen, zusammen den ersten bedeutenden Schritt wagen, gleich mit dem schönsten Hauche des Glückes fortgetrieben zu werden, in der späten Jahreszeit, Alles mit günstiger Sonne und Gestirnen; den ganzen Weg, den wir machen, begleitet zu werden von einem guten Geiste, der überall die Fackel vorträgt, hierhin ladet, dorthin treibt, daß, wenn ich zurücksehe, wir zu so Manchem, das unsere Reise ganz macht, nicht durch unsere Wege und Wollen geleitet worden sind, und dann am Ende, daß wir auch durch den schönen Glückssohn bedeutet wurden, wo wir einen Grenzbogen beschreiben und wieder umkehren sollten, was wieder einen unglaublichen Einfluß auf die Zurückgelassenen hat und haben wird — das Alles zusammen gibt eine Empfindung, die ich nicht schöner zu ehren weiß, als womit alle Zeiten hindurch die Menschen Gott verehrt haben." Und so faßte er den Gedanken, in den Parkanlagen dem guten Glück „einen Stein der Dankbarkeit" zu widmen, ein viereckiges Monument, mit den Figuren der Glücksgöttin, des Genius und des Terminus auf drei Seiten und auf dem hintersten Felde mit der Inschrift: Fortunae Duci Reducique Natisque Genio et Termino ex Voto. In einem Briefe an Lavater *), der eine ausführlichere Beschreibung des projectirten Denkmals enthält, bat er diesen, den Maler Füßli zu einer Zeichnung nach der angegebenen, oder, wenn er es vorziehe, nach einer eigenen bessern Idee zu vermögen. Das Monument kam nicht zu Stande. Ein anderes, welches noch jetzt die ihm zugedachte Stelle einnimmt, ein antiker Altar, von einer Schlange umwunden, mit der Inschrift Genio hujus loci, hat keine Beziehung zur Schweizerreise.

Diese große Excursion, die Krone und der Abschluß der eigent-

*) Nr. 19, S. 56 ff.

lichen Abenteuerfahrten, bildete nach Goethe's eigener Erklärung *) in seinem und des Herzogs Leben eine Epoche. An Beiden ward bei ihrer Heimkehr eine bedeutende Veränderung wahrgenommen. Wenn Böttiger's Mittheilungen hierin zu trauen ist, so kündigte sie sich bei Goethe schon äußerlich an, indem er sich in seiner Tracht mehr dem Hofgebrauche anschloß und zuerst in gestickten Westen und Staatskleidern erschien. Daß aber sein früher oft herber Muthwille mehr und mehr einer wohlthuenden Milde Platz zu machen begann, ließ schon ein aus Zürich an Knebel geschriebener Brief erkennen. „So wohl mir's geht," heißt es darin, „so mannigfaltig das Leben ist, sehn' ich mich doch wieder nach Hause, und ausdrücken kann ich Dir nicht, wie lieb Ihr mir täglich werdet und wie ich Gott bitte, daß er uns, wenn wir wieder näher rücken, immerfort möge fühlen und genießen lassen, was wir an einander haben; daß die ehernen, hölzernen und pappenen Schalen, die uns oft trennen, mögen zertrümmert und auf ewig in's höllische Feuer geworfen werden. Wann werden wir lernen, uns der eingebildeten Uebel entschlagen und die wahren alsdann einander zutraulich im Moment an's Herz legen! Hebe diesen Brief auf, ich bitte Dich, und, wenn ich unhold werde, zeig' ihn mir vor, daß ich in mich kehre!" So meldete denn auch Wieland an Merck am 17. Januar: Goethe sei multum mutatus ab illo zurückgekehrt und habe in einem andern Tone zu musiciren angefangen, und noch ein Vierteljahr später schreibt er: „Ich kann Dir nicht ausdrücken, wie gänzlich ich mit Allem, was er thut und sagt, und kurz mit seiner ganzen Art zu sein, zufrieden bin ... Ueberhaupt bedünkt mich, es gehe im Ganzen merklich besser, als vordem, und daß ich in Goethe's öffentlichem Benehmen eine σωφροσύνην wahrnehme, welche die Gemüther nach und nach beruhigt." Selbst noch vom 1. September d. J. ist uns eine Zeichnung von Goethe's Charakter in einem Briefe Knebel's an Lavater erhalten, welche von dem fortdauernd guten Eindruck Goethe's auf seine Freunde zeugt und für uns um so größeres Gewicht haben muß, da sie aus der Feder eines die Menschen leicht schwarz sehenden Grämlings geflossen ist. „Etwas wehe thut es mir," schreibt Knebel,

*) Briefe an Lavater, Nr. 19.

„daß Sie Goethe'n verkennen. Was soll ich sagen? Ich weiß es wohl, er ist nicht allzeit liebenswürdig; er hat widrige Seiten, ich habe sie wohl erfahren. Aber die Summe des Menschen zusammen genommen ist unendlich gut. Er ist mir ein Erstaunen auch selbst von Güte ... Verkannt muß er werden und er selbst scheint darin zu existiren; die Schönheit, die sich unter der Maske zeigt, reizt ihn noch mehr. Er ist selbst ein wunderbares Gemisch oder eine Doppelnatur von Held und Comödiant, doch prävalirt die erste. Er ist so biegsam, als Einer von uns; aber Eitelkeit hat er noch etwas, seine Schwäche nicht zu zeigen. Da läßt er denn gemeiniglich leere Lücken, oder stellt einen Stein davor, oder wenn er sie sehen läßt, schlägt er mit Fäusten zu, daß man sie nicht berühre. — Wenn er nichts sagt, dann hat er seine Freunde am liebsten."

Jetzt trat auch in Goethe der von seinem Vater ererbte Sinn für Ordnung und Oekonomie, den wir schon in den letztverflossenen Jahren mehrmals sich regen sahen, immer stärker und bestimmter hervor. „Halte künftig meine Briefe hübsch in Ordnung," schrieb er am 6. März an Lavater, „und laß sie lieber heften, wie ich es mit den deinigen auch thun werde; denn die Zeit vergeht, und das Wenige, was uns übrig bleibt, wollen wir durch Ordnung, Bestimmtheit und Gewißheit in sich selbst vermehren." Ein noch deutlicheres Zeichen seiner zunehmenden Mäßigung war der ihm sonst nicht eigene Hang zu Selbstbeobachtungen *), der jetzt in ihm erwachte. Unter den letzten Tagen des März spricht sein Tagebuch den Entschluß aus: „Ich muß den Cirkel, der sich in mir umdreht, von guten und bösen Tagen, näher bemerken: Leidenschaften, Anhänglichkeit, Trieb, dieß oder jenes zu thun, Erfindung, Ausführung, Ordnung, Alles wechselt und hält einen regelmäßigen Kreis. Heiterkeit, Trübe, Stärke, Elasticität, Schwäche, Gelassenheit, Begier eben so. Da ich sehr diät lebe, wird der Gang nicht gestört, und ich muß nur noch herauskriegen, in welcher Zeit und Ordnung ich mich um mich selbst bewege." Aber bei dem bloßen Beobachten ließ er es nicht; er bekämpfte plötzliche Gemüthsbewegungen, raffte sich,

*) Vgl. Thl. I, S. 226 f.

wenn die Seele nach Ruhe begierig war, nochmals zur Thätigkeit auf, scheuchte Morgens die Dämmerung des Schlafs durch Wasser und frische Luft weg und rief sich, wie diät er auch lebte, in dem Tagebuche eine Warnung vor dem englischen Bier zu, indem er den Stoßseufzer hinzu fügte: „Wenn ich den Wein abschaffen könnte, wär' ich sehr glücklich!" Als er dieses schrieb, hatte er seit drei Tagen keinen Tropfen Wein getrunken und machte die Bemerkung, daß er bei der frugalen Lebensweise „täglich mehr in Blick und Geschick zum thätigen Leben gewinne." Auch freute er sich, daß sie „nun alle nicht mehr verliebt seien und die Lava-Oberfläche sich verkühlt habe;" nur in die Ritzen, meinte er, dürfe man noch nicht schauen, da brenne es noch *). So bemühte er sich jetzt ernstlich um Selbstherrschaft, fand jedoch, wie er klagt, noch viele Hindernisse in sich. „Die menschlichen Gebrechen," fährt das Tagebuch fort, „sind rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück los, aber der Stock bleibt immer sitzen. Ich will doch Herr werden. Niemand, als wer sich ganz verleugnet, ist werth zu herrschen und kann herrschen."

In dem Maße, wie er seine Empfindungen beherrschte und concentrirte, steigerte sich jedoch die Intensität und Innigkeit derselben; und so finden wir auch in seinem Verhältnisse zu Frau von Stein nach der Schweizerreise, wie Schöll treffend sagt, „das Leben seines Gefühls noch wärmer, zum Guten mächtiger und freudiger im Ganzen, aber für Momente auch gefährlicher. Es zeigen sich Augenblicke vorübergehender Verstimmung, welche nicht, wie früherhin, seine Eifersucht auf Anlässe, die ihm ihre Gegenwart entzogen, zur Ursache hatten, sondern Aufwallungen seiner Liebe, welche die ihrige verletzten." Vergleichen wir seine Stimmung im vorigen Jahre

---

*) Vergl. den „Stoßseufzer" in Goethe's W. II, 232 (Ausgabe in 40 Bdn.):

Ach! man sparte viel,
Seltner wär' verrückt das Ziel,
Wär' weniger Dumpfheit, vergebenes Sehnen,
Ich könnte viel glücklicher sein —
Gäb's nur keinen Wein
Und keine Weiberthränen!

dem Frühlingswetter, so ist sie in diesem sommerlich höher und verhält sich zu jener, wie sich zum reinen Aether in der Iphigenie die schwülere Luft verhält, die man im Tasso athmet. Und es war ja eben in diesem Frühjahr, daß das letztere Gedicht seine Keime gewann.

Auch auf den Herzog hatte die Reise eine günstige Wirkung gehabt. Er kehrte, wie Wieland rühmte, in herrlichem Wohlbefinden und ungemein guter Stimmung und mit herzgewinnendem Benehmen gegen seine ganze Umgebung zurück. Mit erhöhtem Ernste widmete er sich seinem Regentenberuf und für sein fortdauerndes Wachsen in allen fürstlichen Tugenden sprechen Bekenntnisse Goethe's vom April bis in den October dieses Jahres, theils im Tagebuch, theils in Briefen an Lavater *). Von dem trefflichen Humor, womit er heim gekommen war, seiner großherzigen Ingenuität gegen Männer, wie Merck, und insbesondere von seinen Gesinnungen gegen Goethe zeugt ein Brief an Merck vom 31. Januar, aus dem wir uns nicht versagen können, ein paar Bruchstücke aufzunehmen. „Meine Frau habe ich ziemlich wohl getroffen, nur ist ihre ohnedieß nicht sehr leichte Natur durch den gänzlichen Mangel von Abwechselung etwas niedergeschlagen, und da, wie bekannt, ein den Prinzessinnen ganz versagtes Ding das Losarbeiten ist, so ist die Ermunterung bei uns etwas Unmögliches. Es hat mich bei meiner Rückkunft gefreut, daß der erste Eindruck, auf welchen ich erstaunlich sehr halte, die Leute, mit denen ich leben muß, betreffend, nicht nur nicht unangenehm, sondern sehr gut gewesen ist. Es hat mich eine gewisse Honneteté angerochen, welche mir wirklich nicht einmal so in Darmstadt vorgekommen ist. Sogar die langnasige Oberhofmeisterin war uns siebenzehn Minuten lang nicht tödtlich zuwider. Meine Mutter fand ich gar brav und vortrefflich. Thusnelden ist der große Orden angehängt worden, nur will sie ihre Barden noch nicht öffentlich avouiren **). — Der Frau Aja Wein hat mir treffliche Dienste

*) Zusammengestellt bei Riemer II, 120 f.

**) Der Herzog und Goethe hatten das Bild der von den Brüdern Stolberg selbst zu ihrem Symbol gewählten Gruppe zweier Centauren in ein Goldrähmchen fassen lassen und der enthusiastischen Verehrerin jener Dichter an einem Kettchen als Orden umgehängt.

geleistet; hätte ich nicht noch etwas Phlogiston davon in mir, wahrlich, der hier herrschende entsetzliche Schnupfen hätte mich übermannt. Aber wegen der Frau Aja denke ich so: hierbei schicke ich das, was ich wünschte, daß die Frau Aja gebrauchen wollte. Es muß von ihr nicht anders, als folgendermaßen angenommen werden: 1) ist es kein Präsent. Sie hat mir viel Gefallen gethan, da ich ihrer sehr nöthig hatte, um nicht für mein Geld schlecht im rothen Haus zu wohnen. Ihr macht das Nichtdasein des Geldes große Unannehmlichkeiten und ein Gefallen ist des andern werth; 2) erfährt der K. K. Rath nichts davon, sondern dem wird mein versteinerter Kopf zum Aufstellen übermacht; 3) erfährt Goethe nichts davon, weder heute noch je."

Die Schnupfenseuche, deren der Herzog erwähnt, war eine Art Influenza oder Grippe, wie wir jetzt sagen würden, welche damals in Paris, unter dem Namen la Grenade und bei den Damen la Coquette, ein Drittel der Bevölkerung ergriffen hatte und sich über halb Europa verbreitete. Auch Goethe wurde davon hart befallen. Schon in Frankfurt und bei dem Herumziehen an den Höfen in der Kälte war ihm nicht recht zu Muthe gewesen; aber die Bewegung der Reise und der ersten Tage in Weimar ließ die Krankheit nicht zum Ausbruch kommen. Indeß hatte er, wie er an Merck schreibt, „eine böse Zusammengezogenheit, eine Kälte und Untheilnehmung, die Jedermann auffiel und gar nicht natürlich war." Das zurückgehaltene Unwohlsein machte sich endlich um so stärker Luft und raubte ihm für mehrere Wochen die Fähigkeit zu jeder anstrengenden Geistesarbeit, bis sich seine glückliche Natur wieder durchhalf.

Kaum genesen, faßte er auf's Neue mit Ernst und Eifer seine Amtsgeschäfte in's Auge. Die leidige Kriegscommissions-Repositur machte ihm auch in diesem Jahre zu schaffen. „Hab' ich doch das in anderthalb Jahren nicht können zu Stand bringen," schrieb er im Mai in sein Tagebuch; „es wird doch, und ich will's so sauber schaffen, als wenn's die Tauben gelesen hätten. Freilich, es ist des Zeugs zuviel und der Gehülfen wenig." Dafür hatte er aber ein um so tüchtigeres Werkzeug für die Verbesserung der Kammergüter an dem früher genannten Land-Commissarius Bätty gefunden. Goethe und der Herzog sprechen in ihren Briefen an Merck mit glei-

chem Lobe von ihm *). In einigen gegen Franken hin gelegenen Aemtern machte er vortreffliche Abzugsgräben und Wässerungen, und eine seiner Anlagen erregte so großes Aufsehen, daß des Nachts Würzburgische Unterthanen herüber kamen, die Gräben heimlich zu messen und seine Art abzulernen. „Er ist in Allem ein Mensch," schrieb Goethe an Merck, „wie es sehr wenige gibt, und wir bleiben Dir immer für die Acquisition verbunden." Darum war ihm dieser Mann auch „sein fast einziger lieber Sohn, an dem er sein Wohlgefallen habe; so lange er lebe, solle es ihm weder fehlen am Nassen noch Trocknen." Geht schon hieraus hervor, wie ernst Goethe's Interesse an diesen Wirkungskreisen war, die weit von seinem Dichterberufe ablagen, so spricht sich darüber eine Confession gegen Lavater, aus dem August d. J., möglichst bestimmt aus: „Das Tagewerk, das mir aufgetragen ist, das mir täglich leichter und schwerer wird, erfordert wachend und träumend meine Gegenwart. Diese Pflicht wird mir täglich theurer und darin wünscht' ich's den größten Menschen gleich zu thun und in nichts Größerm."

Unterdessen ruhten aber auch die freien Musenkünste nicht. Es wurden Versuche gemacht, große Musikstücke aufzuführen, namentlich Händel's Messias, wobei unser Dichter „neue Ideen von Declamation" gewann. Professor Oeser, den die Reisenden bei der Rückkehr aus der Schweiz in Weimar fanden und der in der schönern Jahreszeit nochmals auf mehrere Wochen zu Besuch kam, brachte die Decorationsmalerei auf einen bessern Fuß und Goethe „vernahm ihn darüber recht ad protocollum." Für Lavater bemühte sich Goethe, eine Sammlung von A l b r e c h t Dürer zu completiren und studirte dabei eifrig die Arbeiten dieses Künstlers, deren der Herzog mehrere besaß. Er zeichnete auch bisweilen und suchte sich, wie er an Merck schrieb, „bald in dem geschwinden Abschreiben der Formen zu üben, bald in der richtigern Zeichnung, bald sich an den mannigfaltigern Ausdruck der Haltung theils nach der Natur, theils nach Zeichnungen und Kupfern, auch aus der Imagination zu gewöhnen und so immer mehr aus der Unbestimmtheit und Dämmerung herauszuarbeiten." Bei diesen Bestrebungen fand er eine wichtige Bemerkung bestätigt,

*) S. Briefe an Merck, besonders S. 264 f. und S. 271.

die er schon früher an sich gemacht: „Auch hier sehe ich, daß ich mir vergebliche Mühe gebe, vom Detail in's Ganze zu lernen. Ich habe immer nur mich aus dem Ganzen in's Detail herausarbeiten und entwickeln können. Durch Aggregation begreife ich nichts; aber wenn ich recht lange Holz und Stroh zusammengeschleppt habe und immer mich vergebens zu wärmen suche, wenn auch schon Kohlen darunter liegen und es überall raucht, so schlägt denn doch endlich die Flamme in Einem Wink über's Ganze zusammen."

Wollen wir nun weiter Goethe's dichterische Productionen aus dem Jahre 1780 durchgehen, so können wir dahin füglich die Beschreibung der Schweizerreise *) zählen; denn sie ist, wie Wieland sagt, „ein wahres Poem, so versteckt auch die Kunst ist." Goethe hatte sie zur kleinern Hälfte schon auf der Reise selbst, zur Mittheilung an Frau von Stein, fast ganz in der Form, wie sie später veröffentlicht wurde, dictirt; die größere Hälfte, die Beschreibung des Zugs durch Wallis über die Furka und den St. Gotthard, den kühnsten Theil der Reise, von dem er seiner Freundin am wenigsten geschrieben hatte, componirte er bald nach der Rückkehr, im Februar und März, aus einzelnen im Moment geschriebenen Blättchen und Briefchen mit Hülfe einer lebhaften Erinnerung (Briefe an Merck, S. 228), und benutzte dazu selbst die bessern Stunden in den Krankheitswochen, so daß er sie in der ersten Hälfte Aprils in einer bei der Herzogin Amalia versammelten Gesellschaft vorlesen konnte. Goethe wollte es wenigstens Anfangs bei dem ersten Wurfe nicht bewenden lassen. „Ich habe noch weit mehr damit vor," schrieb er am 7. April an Merck, „und wenn es mir glückt, will ich mit diesem Garn viele Vögel fangen." Er meinte damit wohl psychologische, naturwissenschaftliche und andere Reflexionen, wie sich deren in mehreren Briefen finden, Genrebilder und eingeflochtene Märchen und Legenden, wie in dem Briefe aus Münster vom 11. November, interessante Gespräche, wie jene Peroration des Kapuziner-Paters zu Realp, die vielleicht mit den Feldherrnreden beim Livius verwandt ist, und dergleichen mehr. Solcherlei Würzen hatte er wohl auch dem fernern Theile der Reise zwischen dem

---

*) Goethe's W. Bd. 14, S. 175 ff.

Münsterthal und Genf zugedacht, den er, nach einer Andeutung in den Briefen an Frau von Stein (8. April 1780), noch auszuführen beabsichtigte. Indeß hat er wohlgethan, es beim interessantesten Theile bewenden zu lassen, in welchem die Begegnisse immer neu und mannigfaltig sind und an Bedeutung wachsen, der Uebergang über die Furka nach dem St. Gotthard die Katastrophe bildet, und der Vorhang auf dem Höhen- und Gipfelpunkte des Ganzen fällt. „Das Ding ist eins von seinen meisterhaftesten Productionen," urtheilte Wieland, „und mit dem ihm eigenen großen Sinne geschrieben. Das Besondere aber, was ihn auch hier, wie fast in allen Werken, von Homer und Shakespeare unterscheidet, ist, daß der Ich, der Ille ego überall durchschimmert, wiewohl ohne alle Jactanz und mit unendlicher Feinheit. Des Herzogs wird darin, wenigstens in der Skizze, die uns Goethe las, selten und nur mit wenigen Zügen gedacht; aber diese Züge sind so charakteristisch und zeichnen einen so edlen und fürstlichen Menschensohn, daß mir's, wenn ich der Herzog wäre, mehr schmeicheln würde, als eine Eloge von Mr. Thomas mit Trompeten und Pauken." Noch bewundernswürdiger aber, als die Beschreibung des Zugs durch Wallis zum St. Gotthard, worauf sich Wielands Lob zunächst bezieht, ist jener Theil der Reisebeschreibung, der beinahe ganz so, wie er in der Schweiz für Frau von Stein dictirt worden war, in die später gedruckte Redaction überging, z. B. die klassische Schilderung des Zuges durch die Vallée de Joux, die trefflichen Berichte aus Cluse, Salenche, Chamouni u. s. w. „Daß sie," bemerkt Schöll sehr richtig, „unter und nach so anstrengenden und spannenden Touren gleich mit dieser Sinnenstärke und Seelenreinheit gemacht werden konnten, läßt uns wunderbar durch all die großen und lautern Bilder das gewaltige Auge des Mannes entgegenleuchten."

Eine andere poetische Frucht der Reise nach der Schweiz war das Singspiel Jery und Bätely. Goethe ersann es auf dem Rückwege, als er wieder in die flache Schweiz gelangte, schrieb es sogleich nieder und konnte es, wie er in den Annalen behauptet, „völlig fertig mit nach Deutschland nehmen" *). Er sandte auch

---

*) Goethe's W. B. 27, S. 6 f.

bereits am 29. December 1779 von Frankfurt aus das Stück an seinen Landsmann und Jugendfreund Christoph Kayser; allein, daß er sich noch weiter mit der Dichtung beschäftigte, zeigt eine abermalige Sendung derselben an Kayser in zweiter Abschrift unter dem 30. Januar 1780, die er mit einer bis in's Einzelne gehenden Anweisung über die Art, wie er es componirt wünschte, begleitete; und selbst noch im April „tändelte er," zufolge einer Tagebuchnotiz *), „mit dem Drama." In Italien ward endlich das Stück nochmals so „um- und ausgearbeitet," daß es kaum noch zu erkennen war **). A. W. v. Schlegel nennt es „ein reizendes Naturgemälde in schweizerischen Sitten, im Geiste und in der Form der besten französischen Operetten." Die Handlung ist, wie es zum idyllischen Charakter der ganzen Dichtung paßt, sehr einfach und läßt den Grundgedanken klar hervortreten, daß „ein wackerer Mann ein guter Beistand ist." Die spröde Jery, welche bisher die treue Bewerbung Bätely's zurückgewiesen hat, wird durch die Hilfe, die ihr der Liebhaber gegen einen muthwilligen Beleidiger leistet, so gerührt, daß sie ihm Herz und Hand schenkt. Die Dankbarkeit erschließt der Liebe den Weg. In der Schweiz konnte sich leicht dem Dichter die Bemerkung aufdrängen, daß hier, wo der Mensch von einer gewaltigen Natur umringt und oft bloß an sich und seine eigene Kraft gewiesen ist, dem Weibe der Beistand des Mannes wünschenswerther, als anderswo, sein müsse ***). Die Ausführung des Gedankens ist gefällig und anmuthig; das Charakteristische der Natur und der Menschen ist treu beobachtet; man fühlt sich, wie Riemer sagt, „von Bergquellen und Mattenduft" angehaucht, und Goethe bekennt selbst, daß er die Gebirgsluft, die darin weht, jedesmal empfunden habe, wenn ihm die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegen traten. Vielleicht ist bei der Umarbeitung in Italien, wie nachweislich in anderen Stücken, hier und da ein charakteristischer Zug, der classischen Idealität zu Liebe, weggetilgt worden; allein auch schon in der frühern Bearbeitung muß

*) S. Riemer II, 117.

**) Goethe's W. B. 24, S. 248.

***) Düntzer, Goethe als Dramatiker (Leipzig, 1837) S. 131.

alles Rauhe und Derbe vermieden gewesen sein; denn, wie es in dem Briefe an Kayser vom 30. Januar 1780 heißt, waren hier „edle Gestalten in Bauernkleider gesteckt.“

Auf dem Heimwege aus der Schweiz, während er an den Höfen herumstrich, hatte Goethe noch den Gedanken einer dramatischen Arbeit von ganz entgegengesetztem Charakter gefaßt. „Den sogenannten Weltleuten,“ schrieb er damals an Frau von Stein, „suche ich nun abzupassen, worin es ihnen denn eigentlich sitzt, was sie guten Ton heißen, worum sich ihre Ideen drehen, und was sie wollen, und wo ihr Kreischen sich zuschließt. Wenn ich sie einmal in der Tasche habe, werde ich auch dieses als Drama verkehren. Interessante personae dramatis wären: Ein Erbprinz; ein abgedankter Minister; eine Hofdame; ein apanagirter Prinz; eine zu verheirathende Prinzeß; eine reiche und schöne Dame; eine dito häßlich und arm; ein Hofcavalier, der nie etwas Anderes als seine Besoldung gehabt hat; ein Aventürier in französischen Diensten, eigentlicher in französischer Uniform; ein Chargé d'affaires, bürgerlich; ein Musicus, Virtuose, Componist, beiher Poet; ein alter Bedienter, der mehr zu sagen hat, als die Meisten; ein Leibmedicus; einige Jäger, Lumpen, Kammerdiener ꝛc. Diese Nachricht bitte ich als ein Geheimniß zu bewahren; denn ob es gleich nicht viel gesagt ist, so könnte mir doch ein Anderer den Braten vorm Maul wegnehmen.“

Im April 1780 schrieb Goethe an Merck: „Von Drama's und Romanen ist auch Verschiedenes in Bewegung.“ Es gehörten dazu der vielleicht schon früher concipirte Tasso und Wilhelm Meister. Mit dem Letztern, auf den wir weiter unten zurückkommen werden, finden wir ihn im Juni und September, wenn auch nur vorübergehend, beschäftigt. Sein Tasso, bereits im März durchdacht, begann im Spätjahr eine festere Gestalt zu gewinnen; am 10. November berichtete er an Knebel: „Heute früh ist die erste Scene des Tasso fertig geworden,“ und am 13. meldete er der Frau von Stein die Beendigung des ersten Actes. Auch noch in der nächsten Zeit rückte die Arbeit weiter, so daß er am 23. November der Freundin berichten konnte, die erste Scene des zweiten Actes sei „so ziemlich fertig.“ Aber gegen den Schluß des Jahres kamen

wieder mancherlei Störungen. „Mein Tasso dauert mich selbst", schrieb er den 31. December an die Freundin; „er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an; aber wie will ich zureichen?". Indem wir eine ausführlichere Besprechung dieser Dichtung uns vorbehalten, bemerken wir hier nur, daß aus Goethe's Gemüthskämpfen, wie er sie in den letztvergangenen Jahren erfahren hatte, aus seiner Stellung zum Fürsten, zum Hofe, zur Gesellschaft, zum Geschäftsleben, und vor Allen aus seinem Verhältniß zu Frau von Stein eine Fülle von Leben und Wärme in diese Dichtung geflossen ist. Doch hat man sich zu hüten, zu allen einzelnen Zügen derselben Vorbilder in Goethe's Verhältnissen und Umgebung suchen zu wollen. Studium der Quellen, schöpferische Phantasie, Beobachtung des eignen Herzens und des Lebens, Ueberliefertes, Imaginirtes und Selbsterlebtes schlossen sich zu einem organischen Ganzen zusammen. Ohne Zweifel erinnert Tasso selbst an Goethe, so wie die edelzarte Fürstin, die mit Selbstverläugnung den Dichter liebt, ermuntert und zu zügeln sucht, an Frau von Stein; und selbst auf die Gestalt der liebenswürdigen Gräfin Lenore mag die schöne Marquise Branconi, welche Goethe in diesem Jahre ein paar Tage in Weimar bewirthete, nicht ohne Einfluß geblieben sein; aber zwischen den Personen der Wirklichkeit und der Dichtung bleibt eben so unzweifelhaft in manchen Charakterzügen noch ein großer Abstand.

Eine dramatische Production leichterer Art, die dazu dienen mußte, im Sommer 1780 das theatralische Wesen in Ettersburg in lustigem Fortgange zu erhalten, sind die aus dem Studium des Aristophanes hervorgegangenen Vögel. Goethe dictirte sie von Mitte Juni bis Anfang August in einigen Sonntagstunden dem Fräulein von Göchhausen. Sie wurden am 18. August zuerst in Ettersburg aufgeführt, und machten, wie Wieland berichtete, einen gar possierlichen Effect. „Außer der mächtigen Freude", fügte er hinzu, „die der Herzog und die Herzogin Mutter an diesem Aristophanischen Schwank gehabt haben, ist's auch für Goethe's Freunde tröstlich, zu sehen, daß er mitten unter den unzähligen Plackereien seiner Ministerschaft noch so viel gute Laune im Satz hat." Goethe spielte selbst den Treufreund; den beschwichtigenden Epilogus sprach Corona Schröter. Es ist recht Schade, daß der Dichter der in die-

sem Epilog eröffneten Aussicht, auch „den weitern weitläufigen Erfolg von dieser wunderbaren, doch wahrhaftigen Geschichte vorzutragen," später nicht entsprochen hat. Was uns in Goethe's Werken vorliegt, ist eine freie Bearbeitung des Anfangs von Aristophanes' „Vögeln", aber eine so freie, daß Goethe mit Recht in einem Briefe an Merck vom 3. Juli sein Stück „ein Lustspiel nach dem Griechischen und nicht nach dem Griechischen" nennen konnte. Das Aristophanische Stück, das zu den Zeiten des Feldzugs nach Sicilien spielt, stellt die damals in Athen herrschende Projectmacherei dar. Das Volk ist von den heimischen Dingen übersättigt, der Parteikampf abgestumpft, von Sicilien redet man mit Langeweile, man ist blasirt, man will Neues, neue Reizmittel des Interesses. Nebenbei ist Alles der überspanntesten Hoffnungen voll; Jeder, dem es daheim nicht gefällt, malt sich ein Utopien auf eigene Hand aus. So wandern denn auch zwei Athenienser, Hoffegut und Rathefreund, der Heimath überdrüssig, in die Welt hinaus, eine bessere Existenz zu suchen; sie kommen in's Land der Vögel und beschwätzen diese zur Gründung einer Stadt, von der aus Himmel und Erde beherrscht werden soll *). Goethe hat von diesen Motiven nur das Allgemeinste beibehalten, in der Ausführung aber sich durchaus nicht an das Vorbild gebunden. Sein Hoffegut und Treufreund sind ein paar schlaraffen- und phäakenartig gesinnte junge Leute und zugleich Literaten aus einer modernen Hauptstadt, die ein Land suchen, wo man, von jeder Pflicht und Arbeit entbunden, des Wohllebens die Fülle genießen könnte. Alle localen Beziehungen des Originals sind in dem Goethe'schen Lustspiele ausgelöscht, dafür aber mancherlei Anspielungen auf neuere Verhältnisse, z. B. auf den preußischen Adler, den östreichischen Doppelaar u. dgl., eingewebt. In anderen Stellen, wie in der Anrede Treufreunds an die ergrimmten Vögel, wetteifert Goethe mit Aristophanes, indem er den Detailmotiven des Vorgängers neue, selbsterfundene, für unsere Zeit verständlichere gegenüberstellt. Aus dem Kukuk des Aristophanes hat er einen Schuhu und diesen zum Symbol der Recensenten gemacht, während sein Papagei ein höchst ergötzliches Bild eines Lesers darstellt. Im

*) Des Aristophanes Werke, übersetzt von Droysen (Berlin 1835) I, 260 f.

Eingange werden noch insbesondere die Botaniker mit ihrer seltsamen Nomenclatur verhöhnt. Das Ganze ist mit dem besten Humor durchgeführt und mit feiner Ironie und Satire gewürzt, und unter dem tollen Scherz liegt manches gediegene Goldkorn ernster, Goethe'scher Weisheit und tiefer Welt- und Menschenkenntniß verborgen.

Auf dem Felde der Lyrik begegnen wir im Jahre 1780 einer Anzahl leicht hingeworfener, aber theilweise tiefempfundener Gedichtchen, die Goethe seiner Herzensfreundin brieflich zukommen ließ. Sie sind nicht in seine Werke übergegangen; der Leser kann sie in meinem Commentar zu seinen Gedichten zusammengestellt finden. Einen der köstlichsten Edelsteine aber im Kranze der Goethe'schen Lyrik bildet die Ode „Meine Göttin", welche er am 15. Sept. 1780 auf einer Rundreise im Lande von Kaltennordheim aus der Freundin zusandte. Dieses und das vorhergehende Jahr, dem der „Gesang der Geister über den Wassern" angehört, bezeichnet Schöll treffend als eine „Periode der Steigerung", worin des Dichters Geist einen edlern und höhern Schwung nahm. Gleichsam als die beiden Brennpunkte in der Ellipse dieses Bienniums betrachtet er die Schweizerreise und die erwähnte Rundreise im Lande, von denen jene durch den „Gesang der Geister", diese durch „Meine Göttin" bezeichnet ist. Auch mit einem Briefchen vom 1. Mai 1780 schickte Goethe eine „Hymne" an Frau von Stein, welche? darüber fehlt jede Andeutung. Schöll denkt an den Gesang der Iphigenie: „Es fürchte die Götter 2c." Ich möchte eher auf Ganymed rathen:

Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!

Eine umfassende Arbeit, gewissermaßen auch poetischer Natur, womit Goethe sich viel vom März bis in den Juni 1780 beschäftigte, war eine Biographie des Herzogs Bernhard von Weimar. „Ich habe dazu", schrieb er am 7. April an Merck, „viel Documente und Collectaneen zusammengebracht, kann sie schon ziemlich erzählen und will, wenn ich erst den Scheiterhaufen gedruckter und ungedruckter Nachrichten, Urkunden und Anecdoten recht

zierlich zusammengelegt, ausgeschmückt und eine Menge schönes Rauchwerks und Wohlgeruchs darauf herumgestreut habe, ihn einmal bei schöner, trockener Nachtzeit anzünden und auch dieses Kunst- und Lustfeuer zum Vergnügen des Publici brennen lassen." Aehnlich lautet darüber sein Bericht an Lavater unter dem 5. Juni, wo er noch hinzufügt: „Uebrigens versuche ich allerlei Beschwörungen und Hocus Pocus, um die Gestalten gleichzeitiger Helden und Lumpe, in Nachahmung der Hexe von Endor, wenigstens bis an den Gürtel aus dem Grabe steigen zu lassen, und ebenfalls irgend einen König, der an Zeichen und Wunder glaubt, in's Bockshorn zu jagen." Indeß wurde ihm nach vielfachem Sammeln und Schematisiren nur allzu klar, daß die Ereignisse des Helden kein Bild machen. Er spielt zwar in der jammervollen Ilias des dreißigjährigen Krieges eine würdige Rolle, läßt sich aber nicht von seiner Gesellschaft absondern. Goethe glaubte jedoch einen Ausweg gefunden zu haben; er wollte „das Leben schreiben wie einen ersten Band, der einen zweiten nothwendig macht, auf den auch schon vorbereitend gedeutet wird; überall sollten Verzahnungen stehen bleiben, damit Jedermann bedaure, daß ein frühzeitiger Tod den Baumeister verhindert habe, sein Werk zu vollenden." Allein auch dieser Gedanke kam, über andere Beschäftigungen und Interessen, nicht zur Ausführung. Verloren war indeß die aufgewandte Zeit und Mühe nicht für Goethe; denn wie die Vorarbeiten zum Götz und Egmont ihn tiefer in's 15. und 16. Jahrhundert eingeführt hatten, so erschloß sich ihm durch diese Bestrebungen das 17. Jahrhundert*).

Die Biographie des Herzogs Bernhard führt uns, als eine halb der Kunst, halb der Wissenschaft angehörige Arbeit, schicklich von Goethe's poetischen Productionen zur Betrachtung seiner wissen-

---

*) Vergl. Böttiger's literar. Zustände I, 65, wornach Goethe die größtentheils von Gotha bezogenen Materialien später theils an Woltmann, theils an den Geh. Rath Voigt überließ. Als Hauptschwierigkeit des Sujets wird dort hervorgehoben, daß „Bernhard's Größe weit weniger in Thaten, als in großen Entwürfen, in Visionen eines Reichs, das ihm sein Heldenmuth erwerben soll, bestehe." — Wir erinnern noch an Schiller's gleichfalls unausgeführt gebliebenes Project, den Herzog Bernhard durch ein Trauerspiel zu verherrlichen. Hoffmeister, IV, 328 f.

schaftlichen Thätigkeit im Jahr 1780 hinüber; und hier haben wir besonders seiner Bemühungen in der Naturkunde, naturwissenschaftlicher wie naturhistorischer Studien, zu gedenken. Um die Mitte des Jahres stellte er mit der Herzogin Mutter in Ettersburg physicalische Versuche mit dem Elektrophor an. Einen tiefen Eindruck machte auf ihn das Studium des Buffon'schen Werkes Epoques de la Nature; er schrieb darüber den 7. April an Merck, mit Beziehung auf eine Aeußerung von Georg Forster: „Ich acquiescire dabei, und leide nicht, daß Jemand sagt, es sei eine Hypothese oder ein Roman. Es ist leichter das zu sagen, als es ihm in die Zähne zu beweisen. Es soll mir Keiner etwas gegen ihn im Einzelnen sagen, als der ein größeres und zusammenhängenderes Ganze machen kann. Wenigstens scheint mir das Buch weniger Hypothese, als das erste Capitel Mosis zu sein." Seine Begeisterung für Büffon beruhte auf einem ähnlichen Grunde, wie die für Spinoza. Er fand hier einen Schriftsteller, der in gleichem Sinn und Geiste, wie er, sich der Natur zu bemächtigen suchte, der auch „aus dem Ganzen sich in's Detail herausarbeitete," der „mit einer heitern, freien Uebersicht, mit Lust am Leben und am Lebendigen, sich froh für Alles, was da ist, interessirte" und „die Außenwelt, wie er sie fand, in ihrer Mannigfaltigkeit als ein zusammengehörendes, in wechselseitigen Bezügen sich begegnendes Ganze nahm" *). Jetzt begann er sich auch mineralogischen Studien, durch den in Genf besuchten Herrn von Saussüre angeregt und „durch sein Amt dazu berechtigt," wie er an Merck schrieb, mit einer wahren Leidenschaft zu ergeben. Ein junger Mann, der auf der Freiberger Akademie studirt und von daher eine außerordentlich reine Nomenclatur und eine ausgebreitete Kenntniß des Details, — zwei Dinge, woran es Goethe'n gerade fehlte, — mitgebracht hatte, war ihm bei diesen Studien vom größten Nutzen. Er ließ den jungen Naturforscher ein halbes Jahr lang durch das Weimarische Land umherziehen, um die Materialien zu einer mineralogischen Beschreibung desselben zu sammeln, und machte auch selbst kleine Excursionen zu diesem Zwecke; und in der Ueberzeugung, daß der Mineralog wie ein Hirsch sein müsse, „der ohne

*) Goethe's W. Bd. 40, S. 502 u. 503.

Rücksicht des Territoriums sich äßet" *), schränkte er sich nicht „philisterhaft" auf das Gebiet des Herzogs ein, sondern „trieb seine schnellen Ausflüge und Ausschickungen" bis in's Würzburgische, Fuldaische, Hessische, Chursächsische u. s. w. hinüber und brachte so die meisten Stein= und Gebirgsarten der dortigen Gegend zusammen. Nun erst, „nachdem er selbst die meilenlangen Blätter dieser Landschaften umgeschlagen," vermochte er auch mineralogischen Büchern etwas abzugewinnen, und begann mit Eifer die Erfahrungen Anderer zu studiren. Indeß strebte er vorläufig nur nach „den allgemeinen Ideen und einem reinen Begriff, wie Alles auf einander stehe und liege, ohne die Prätension zu wissen, wie es auf einander gekommen."

Ueber einzelne Lebensvorfälle des Jahres 1780 können wir uns nach dem Vorangeschickten kürzer fassen. Eine größere Reise, wie die vorjährige in die Schweiz, ward nicht unternommen; aber es fehlte nicht an kleinern Ausflügen. So besuchte er in der letzten Hälfte des April mit dem Herzoge Leipzig in der Meßzeit, ritt mehrmals nach Gotha wegen der (im dortigen Archiv aufbewahrten) Materialien zu seiner Biographie des Herzogs Bernhard, wurde oft durch Feuersbrünste nach entfernten Ortschaften gerufen, unterließ nicht im September die gewöhnliche Reise in's Oberland und streifte mineralogisirend in den Gebirgen umher. Auch wurde mancher Tag durch Hoffestlichkeiten, theatralische Proben und Darstellungen, oder durch Besuche interessanter Fremden in Anspruch genommen. In das bunte Gewirre seines Lebens und seiner Thätigkeit eröffnet uns Riemer einen Blick durch folgende Zusammenstellung aus Goethe's Tagebuchnotizen vom 26. Mai bis zum 26. August:

„Theaterproben, Reisen nach Gotha, mineralogische Beschäftigungen, Decorationsmalerei, Wirthschaftseinrichtung des Prinzen Constantin, Feuerspritzenprobe, des Herzogs Vorbereitung und Aufnahme in die Freimaurerloge **), physicalische Versuche zu Etters=

---

*) Briefe an Merck, S. 267.

**) Auch Goethe wurde am Vorabend des St. Johannisfestes 1780 in den Freimaurer=Orden aufgenommen. S. Briefwechsel mit Zelter VI, 11.

burg, an verschiedenen Tagen in promtu wiederholtes Dictiren an den Vögeln und deren Aufführung; Feuersbrünste in Großbrembach, wobei Goethe sich wieder durch lebensgefährliche Hilfe auszeichnete, in Stadt Ilm, in Apolda, in Lobeda; Fahrten zum Bergsturz bei Kahla, herrschaftlicher Besuch und Diner in Jena; Lust und Leben in Ettersburg, Aufführung von Jery und Bätely; Besuch von benachbarten Herrschaften, von Fremden, als Leisewitz, Schröder und Gotter und zuletzt der Marquise Branconi."

Die mehrmals erwähnte Herbstrundreise mit dem Herzoge begann den 5. September und ging zunächst nach Ilmenau, in dessen Umgegend bis zum 9. fleißig mineralogisirt wurde. In Stützerbach (am 10. Sept.) wollte es ihm nicht wohl werden, da er hier „in vorigen Zeiten so manch Leidiges ausgestanden." Dann zogen sie den 11. September, unterwegs „an allen Felsen klopfend", nach Schmalkalden, und an den folgenden Tagen über Zillbach nach Kaltennordheim. Auf dem Wege freute er sich an Bätty's Wiesenverbesserungen; unschmackhafte Viertelstunden füllte er durch Lectüre aus, oder indem er seine Phantasie spielen ließ. „Das ist die größte Gabe, für die ich den Göttern danke," schrieb er aus Zillbach an Frau von Stein, „daß ich durch die Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit der Gedanken einen Tag in Millionen Theile spalten und eine kleine Ewigkeit daraus bilden kann;" und zwei Tage später aus Kaltennordheim: „Wenn ich denke, ich sitze auf meinem Klepper und reite meine pflichtmäßige Station ab, auf einmal kriegt die Mähre unter mir eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel, und geht mit mir durch," worauf dann am nächsten Tage die herrliche Ode „Meine Göttin" folgte. Dann ging es am 18. September weiter über Ostheim nach Meiningen, wo er, statt mit Felsen und Wäldern, mit Menschen zu verkehren hatte. „Die ersten paar Tage," klagte er seiner Freundin am 24. September, „sind mir sauer geworden, weil ich weder Leichtigkeit habe noch Offenheit, mit den Menschen sogleich zu leben; jetzt aber geht's besser." Auf der Rückreise besuchte er mit dem Herzoge die Frau von Stein auf ihrem Gute zu Kochberg. Er ließ sich hier irgend eine Aufwallung seiner Leidenschaft zu Schulden kommen, weßhalb ihn die Freundin

in die Schranken zurückweisen mußte. Ein lebhafter Schmerz hierüber spricht sich in dem Briefe aus, den er ihr am 10. October Abends nach seiner Rückkehr aus Weimar schrieb; und die Anfänge des Tasso, die in diese Zeit fallen, lassen den Abdruck seiner damaligen Gemüthsstimmung deutlich genug erkennen. Aus der noch übrigen Zeit des Jahres 1780 heben wir nur noch ein Zusammentreffen mit Merck hervor, das am 21. October zu Mühlhausen stattfand. Goethe schrieb darüber an Frau von Stein: „Mit Mercken hab' ich einen sehr guten Tag und ein paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut; es geht mir wie Psychen, da sie ihre Schwestern wiedersah;" und einige Tage später: „Die Zusammenkunft mit Merck hat mir geschadet und genützt; das läßt sich in dieser Welt nicht trennen."

Ein geräuschvolles Treiben führte ihn in's Jahr 1781 hinüber. „Mein Winter", schrieb der Herzog am 20. Februar an Merck, „ist in mancher Unruhe verlebt worden. Kaum drei Wochen hinter einander, ohne irgend einen fürstlichen Besuch, welches mir zwar viel Ehre immer brachte, doch aber immer so viel Muße, Zeit und endlich gute Laune nahm, daß ich fast nicht weiß, ob ich gewann oder verlor." Dazwischen kamen nun die herkömmlichen Wintervergnügungen, Bälle, Concerte, Redouten und das Geburtstagfest der regierenden Herzogin, zu denen Goethe seinen Tribut zu bringen pflegte. So meldete er am 19. Februar an Lavater, daß er wieder mehrere Tage im Dienste der Eitelkeit zugebracht. „Man übertäubt," setzt er hinzu, „mit Maskeraden und glänzenden Erfindungen oft eigene und fremde Noth. Ich tractire diese Sachen als Künstler, und so geht's noch. Reime, bei dieser Gelegenheit gemacht, schickt Dir vielleicht Kayser. Wie Du die Feste der Gottseligkeit ausschmückest, so schmück' ich die Aufzüge der Thorheit."

Zu diesen poetischen Spenden, wodurch er in die Hofvergnügungen mehr Geist und Geschmack zu bringen suchte, gehört auch das Gedicht Epiphanias. Es wurde am 6. Januar, als dem Tage der heil. drei Könige, von einer Maskengesellschaft bei einem Festmahle dramatisch dargestellt, wie das Gedicht „Auf Mieding's Tod" bezeugt:

Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drei Könige aus fernem Morgenland.

Auf die stattliche Versammlung der Gäste deutet die Schlußstrophe. Ursprünglich war sicher das Ganze als Maskengespräch vertheilt, vielleicht auch ausführlicher; denn nach dem jetzigen Umfange des Gedichtes würde die dramatische Scene etwas zu flüchtig vorübergehen. Den ersten König spielte Corona Schröter, woraus sich die Schlußverse der dritten Strophe erklären.

Am Geburtstage der Herzogin Louise, dem 30. Januar, wurde wieder Iphigenie aufgeführt. Nun findet sich aber in Goethe's Werken dem „Zuge der Lappländer", einem Maskenspiel, worin der Fürstin äußerst feine und edle Huldigungen dargebracht werden, eben jenes Datum beigefügt. „Gewiß irrig", bemerkt hierzu Schöll. „Es war an demselben Abend bloß theatralische Vorstellung. Gehört der Zug der Lappländer in diese Zeit, so könnte er in der Nähe des Geburtsfestes nur am 26. Januar auf der vierten, oder am 2. Februar auf der fünften Redoute vorgekommen sein." Durch Goethe's Briefe an Frau von Stein steht es nunmehr fest, daß, meiner schon früher ausgesprochenen Vermuthung gemäß, der Aufzug des Winters, den die Chronologie der Goethe'schen Werke in's Jahr 1782 setzt, dem Jahre 1781 angehört, und zwar am 16. Febr. auf der siebenten Redoute dieses Winters aufgeführt ward. Unsicher bleibt jedoch noch die chronologische Stelle des Aufzugs der vier Weltalter, den die Chronologie gleichfalls in's Jahr 1782 setzt.

Den Winter mit seinem Gefolge als Maskenzug auftreten zu lassen, war ein nahe liegender, aber auch ein guter Gedanke; und besonders sind seine Begleiter glücklich gewählt. Die zunehmende Herrschaft der Nacht ist es, was den Winter herbeiführt; daher schreitet ihm die Nacht mit dem Schlaf und den Traumgöttern voran. Sodann tritt er selbst hervor und rühmt sich als Freund der Geselligkeit, worauf die Hauptbeförderungsmittel derselben, das Spiel, der Wein, die Liebe, das Schauspiel, in Tragödie und Komödie getheilt, und das Carneval sich der Reihe nach personificirt darstellen. Weniger passend schließen sich ihnen die vier Temperamente an, die in den nachfolgenden bunten Chor der Masken zu

verweisen waren, der sich dann auch besser als dem Carneval untergeordnet dargestellt hätte. Das zuletzt auftretende Studium, das mit dem Carneval nichts gemein hat, lenkt schließlich als unmittelbarer Schützling des Winters die Aufmerksamkeit wieder auf den Mittelpunkt des Ganzen zurück. Die vier Weltalter behandeln denselben Gegenstand, den Schiller in einem gleichnamigen Gedichte ebenfalls für einen geselligen Kreis besungen hat. Aber während in Schiller's Behandlungsweise der culturhistorische Gesichtspunkt festgehalten ist, faßt Goethe, mehr naturphilosophisch, die Reihe der Weltalter als einen Cyclus innerlich nothwendiger Entwickelungsphasen der Menschheit auf, der sich unaufhörlich wiederholen muß *). — Im Ganzen spiegelt sich in den Stoffen, die Goethe nach einander zu den Maskenzügen gewählt, der geschichtliche Gang ab, den die Poesie überhaupt in Beziehung auf die Wahl ihrer Gegenstände zu nehmen gezwungen ist. Wie diese stets von den einfachsten und allgemeinsten Verhältnissen zu immer künstlichern und zusammengesetztern übergehen muß, und dadurch ihre Aufgabe immer schwieriger wird, so finden wir auch hier in den Maskenzügen zuerst Sujets behandelt, welche allgemeine und gemeinsame Bezüge zu der Menschheit haben, wogegen später das Bedürfniß der Mannigfaltigkeit und Neuheit zu speciellern Gegenständen, wie die romantische Poesie und „die einheimischen Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens" führte.

Mitten unter dem Getriebe der winterlichen Lustbarkeiten war auch eine ernstere Production entstanden, ein Gespräch über die deutsche Literatur, das er am 6. Januar dictirte. Es ward veranlaßt durch Friedrich's des Großen Schrift De la littérature allemande, worin er über Goethe sich in folgender Weise äußerte: »Voilà un Goetz de Berlichingen, qui parait à la scène, imitation détestable de ces mauvaises pièces anglaises." Goethe schrieb am 14. November 1781 an Merck über sein Gespräch: „Ich will es noch einmal durchgehen, wenn ich es von der Mutter zurückkriege. Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun ist aber die erste

*) Vergl. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 435.

Lust vorbei, und ich habe nichts mehr zu sagen." Mittlerweile waren Andere gegen den königlichen Aristarch aufgestanden, namentlich der berühmte Möser in Osnabrück, der Goethe'n seinen Aufsatz durch Frau von Voigts, seine Tochter, zusandte. Der Brief (vom 21. Juni 1781), worin Goethe seinen Dank abstattet, ist uns erhalten *); er gibt an einer Stelle folgende höchst interessante Charakteristik seiner schriftstellerischen Bestrebungen: „Ich unterschreibe es besonders sehr gern, wenn Ihr Herr Vater meine Schriften als Versuche ansieht, als Versuche in Rücksicht auf mich als Schriftsteller, und auch auf das Jahrzehend, um nicht zu sagen Jahrhundert, unserer Literatur. Gewiß ist mir nie in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen, oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren und auszubreiten. Sagen Sie Ihrem Herrn Vater ja, er solle versichert sein, daß ich mich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe, und daß ich mich von Versuch zu Versuch leiten lasse, demjenigen, was vor allen unseren Seelen als das Höchste schwebt, ob wir es gleich nie gesehen haben und nicht nennen können, handelnd, schreibend und lebend, immer näher zu kommen." Ueber das Urtheil des Königs äußert sich der Brief mit Ruhe und Billigkeit: „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit eisernem Scepter führt, muß die Production eines freien und unerzogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdieß möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme." Und daß dieses Urtheil kein bloß ostensibles war, zeigt das vertraute Wort in dem oben genannten Briefe an Merck: „Wie er (der König) in seinem verschabten blauen Rock und mit seiner buckligten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinne gezwungen." — Goethe's Gespräch ist

*) Goethe's W. Bd. 27, S. 491 ff.

nicht erschienen, was um so mehr zu bedauern, da es nach einer Charakteristik, welche Merck davon in einem Briefe an Forster gegeben, „meisterhaft geschrieben“ gewesen sein muß.

In dem ersten Vierteljahr 1781, worin die zuletzt besprochenen dichterischen Productionen entstanden, war Goethe indeß nicht durchweg so körper- und geistesfrisch, als der gute Humor, der sie durchweht, vermuthen lassen sollte. „Ich bin zeither krank,“ schrieb er im Februar an Lavater, „meist ohne es zu sagen, daß Niemand frage, und der Credit aufrecht bleibe. Ich halt' es oft mit den Zähnen, wenn die Hände versagen.“ An solchen Tagen empfand er die Bürde der Amtsgeschäfte schwerer, als sonst. „Ich lade fast zu viel auf mich,“ heißt es weiter in dem Briefe an Lavater, „und wieder kann ich nicht anders. Staatssachen sollte der Mensch, der drein versetzt ist, sich ganz widmen; und ich möchte doch so viel Anderes auch nicht fallen lassen.“ Da gereichte ihm denn manchmal ein Gespräch mit seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, zur Erquickung, der sich in diesem Winter zu Weimar aufhielt. Das vertraute Verhältniß zu diesem Manne beruhte weniger auf Beider Jugendbekanntschaft, als auf einem tiefen Bedürfnisse des Dichters. Goethe hatte schon in seinen frühesten Liedern, Balladen und anderen dichterischen Erzeugnissen, die Poesie so nahe zu ihrer ursprünglichen Natur, die eine Vereinigung der Gesangestöne mit dem Worte verlangt, zurückgeführt, daß er oft schmerzlich die Fähigkeit vermissen mußte, selbst sein Wort zum eigentlichen Gesange zu verklären *). Diesen Mangel, den er in sich wahrnahm, suchte er in früheren, wie in späteren Jahren durch engeres Anschließen an Componisten möglichst zu ersetzen; und wie wir ihn jetzt mit Kayser lebhaft verkehren sehen, so fanden wir ihn zu Leipzig mit Breitkopf, zu Offenbach mit André und werden ihn später mit Zelter in innig freundschaftlichem Verhältnisse finden. Es war das tief empfundene Bedürfniß der Ergänzung des Dichters durch den Musiker, was diese Verbindungen hervorrief und unterhielt. Für Kayser's Fortbildung sorgte er, indem er die Einführung desselben bei Gluck vorbereitete; der Herzog schrieb selbst an den Ritter, und nach eingelaufener gün-

*) Vgl. Thl. I, S. 197 ff.

stiger Antwort wurde Kayser über München nach Wien gesandt und von Weimar aus mit reichlicher Geldanweisung versehen.

Wodurch Goethe aber immer am kräftigsten über augenblickliche Verstimmungen emporgehoben wurde, das war die Freundschaft, die er selbst „das schöne Licht aller seiner Tage" nannte. Sein Verhältniß zur Frau von Stein hatte sich jetzt zu einer eben so großen Innigkeit und Wärme, als Besonnenheit und Reinheit veredelt; und in seinem Leben, wie in seiner Dichtung gaben sich davon die schönsten Wirkungen kund. Er rühmt in seinen Briefen an sie, daß ihre Liebe ein schönes Klima um ihn mache und ihn von manchem Ueberrest der Sünden und Mängel heile; er nennt diese Liebe eine Sonne, die sich nie verstecke noch untergehe, wenn auch die Himmelssonne sich verberge. Er gestand ihr, daß sie ihm die Offenheit und Ruhe seines Herzens wiedergegeben; „glaube mir", schrieb er, „ich fühle mich ganz anders; meine alte Wohlthätigkeit kehrt zurück, und mit ihr die Freude meines Lebens. Du hast mir den Genuß im Gutesthun gegeben, den ich ganz verloren hatte; ich that's aus Instinkt, und es ward mir nicht wohl dabei." In der That finden wir ihn jetzt nicht bloß für Kayser, sondern auch für den jungen Maler Tischbein, der mit Studien nach Raphael von Rom zurückgekehrt in Zürich Lavater entzückte, so wie für Andere hülfreich bemüht; er unterhält einen anregenden Verkehr mit Herder, einen brüderlichen Umgang mit Knebel, er nimmt den ernstlichsten Antheil an der Entwickelung des jungen Herzogs, er bemüht sich um eine sichere Haltung im Umgang mit den Menschen und um Klarheit und Besonnenheit im Urtheil über sie. „Ich bitte Dich fußfällig," schrieb er im März an die Freundin, „vollende Dein Werk und mache mich recht gut;" und etwas später rühmt er in einem Briefe an Lavater, daß es mit ihm „besonders innerlich" gut stehe. „In weltlichen Dingen," sagt er, „erwerb' ich täglich mehr Gewandtheit, und vom Geiste fallen mir täglich Schuppen und Nebel, daß ich denke, er müßte zuletzt ganz nackend dastehen; und doch bleiben ihm noch Hüllen genug."

So wie im Frühjahr die Natur wieder aufzuleben anfing, begann auch in Goethe Lebenslust und Lebensmuth sich freudiger zu regen. Er pries Lavatern die ersten Frühlingswochen als reich ge-

segnet; „jeden Morgen empfängt mich eine neue Blume und Knospe; die stille, reine, immer wiederkehrende leidenlose Vegetation tröstet mich oft über der Menschen Noth, ihre moralischen, noch mehr physischen Uebel.“ Schon in der ersten Hälfte des März (vom 7. bis zum 15.) war er mit dem Herzoge in Neunheiligen und machte dort an dem Grafen und der Gräfin Werther Studien für seinen Wilhelm Meister, dessen Graf und Gräfin poetische Uebersetzung Jener zu sein scheinen. Auch zeichnete er fleißig nach vortrefflichen Everdingen, die der Graf besaß. Um Ostern beschäftigte ihn eine Durchsicht seiner Iphigenie, worauf er dann wieder, von der Freundin angetrieben und von ihrer Liebe begeistert, seinen Tasso angriff, und bis in den Mai hinein daran lebhaft weiter dichtete. Ende Juni und in der ersten Hälfte Juli finden wir ihn in Ilmenau und der Umgegend Bergwerksgeschäften und mineralogischen Studien hingegeben. In Ilmenau selbst ward es ihm, wie er der Freundin klagte, nicht wohl; „die Geister der alten Zeiten“ ließen ihm hier keine frohe Stunde, „die unangenehmen Erinnerungen hatten Alles befleckt.“ Anfangs Juli ward von dort ein Ausflug nach der Schwarzburg und weiterhin nach Blankenburg unternommen, wo die Bergwerke befahren wurden. In Rudolstadt ward übernachtet, und dann über Teschnitz, des dortigen Marmorbruches wegen, der Rückweg nach Ilmenau eingeschlagen. Zwischen seinen dortigen Geschäften vergaß er nicht der geliebten Freundin. Er malte für sie auf Porzellan und schickte ihr eine Tasse und ein paar Blumentöpfe von seiner Hand mit seinen zärtlichen Briefen zu.

Während er so dem Leben in mannigfachster Thätigkeit mit frischer Seele zugewandt war, hatten sich über seinen Gesundheitszustand und seine ganze Lage in Weimar Gerüchte verbreitet, welche seine entferntern Freunde lebhaft beunruhigen mußten. Das Schreiben (vom 11. August), womit er die Besorgnisse seiner Mutter zu beschwichtigen suchte, ist in vielen Beziehungen so interessant, daß wir das Wichtigste daraus dem Leser nicht vorenthalten dürfen. Nachdem er sie zuerst über sein Befinden beruhigt, fährt er fort: „Was meine Lage selbst betrifft, so hat sie, ungeachtet großer Beschwernisse, auch sehr viel Erwünschtes für mich; wovon der beste Beweis ist, daß ich mir keine andere möglich denken kann, in die

ich gegenwärtig hinüber gehen möchte. Merck und Mehrere beurtheilen meinen Zustand ganz falsch; sie sehen das nur, was ich aufopfere, und nicht, was ich gewinne; und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich so viel hingebe. Sie erinnern sich der letzten Zeiten, die ich bei Ihnen, ehe ich hierher ging, zubrachte; unter solchen fortwährenden Umständen würde ich gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht. Bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre ich doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältniß gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Seite gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Uebergriffs und der Uebereilung mich und Andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatten; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, die so vielen hundert Menschen nicht nöthig sein mögen, deren ich aber zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war. Und noch jetzt, wie könnte ich mir, nach meiner Art zu sein, einen glücklichern Zustand wünschen, als einen, der für mich etwas Unendliches hat? Denn wenn sich auch in mir täglich neue Fähigkeiten entwickelten, meine Begriffe sich immer aufhellten, meine Kraft sich vermehrte, meine Unterscheidung sich berichtigte und mein Muth lebhafter würde, so fände ich doch täglich Gelegenheit, alle diese Eigenschaften bald im Großen, bald im Kleinen anzuwenden."

Dieser triftigen Apologie seines Weimarer Aufenthaltes fügen wir noch ein paar Worte theils zur Erläuterung, theils als Zusatz bei. Es war sicher ein gesunder Instinkt seiner Natur, der Goethe in den ersten blühendsten Mannesjahren in eine solche Vielthätigkeit stürzte; denn wie er damals von einer Fülle der regsten Gemüths- und Körperkräfte strotzte, waren seine Leidenschaften so gewaltig, daß nur eine unbegrenzte Geschäftigkeit sein Wesen in einem schönen Gleichgewicht zu erhalten vermochte. Hätte er jene Jahre nicht in Verhältnissen zugebracht, die ihn von tausend Seiten in

Anspruch nahmen, vielleicht hätten ihn seine Leidenschaften aufgezehrt, wie so Manchen aus seiner Sippschaft der Sturm- und Drangperiode. So aber überlebte er jenes wilde Geschlecht der Titanen als ein ruhig kräftiger, selig herrschender Zeus. Und dann ist nicht zu übersehen, daß Goethe's ganze Natur ihn dahin drängte, sich nicht bloß zum Dichter, sondern im weitesten Sinne zum Menschen zu bilden. „Der Mensch gewann, was der Poet verlor," wie es im Tasso heißt. Wohl hätte sich in einer andern Lebenslage bei ihm eine reichere, vollere Blumenkrone von Poesieen entwickeln können, aber schwerlich würde das ganze Gewächs seines Lebens eine solche Kraft, Gesundheit und Tüchtigkeit gewonnen haben.

Was ihm aber alle seine Sorgen und Mühen versüßte, war einmal die Freude, so viele seiner Pflanzungen fröhlich wachsen und gedeihen zu sehen, dann das Gefühl, daß die Opfer, welche er brachte, durchaus freiwillige waren, so daß er nur, wie er an die Mutter schrieb, „Postpferde durfte anspannen lassen, um das Nothdürftige und Angenehme des Lebens mit einer unbedingten Ruhe im Aelternhause wieder zu finden," und drittens die Gunst und Liebe, die ihm in seiner Umgebung, zumal von Seiten der fürstlichen Personen, begegnete. So ward ihm auch jetzt, auf seinen Geburtstag, von der Herzogin Mutter eine überraschende Auszeichnung bereitet. Die lebensfrohe Fürstin, die von diesem Jahre an regelmäßig einen Theil des Sommers in Tiefurt zubrachte, ließ ein dort errichtetes Gartentheater, die berühmte Mooshütte, mit einem komischen Pantomimenstück „Minervens Geburt, Leben und Thaten" eröffnen, welches, nach Art der ombres Chinoises, aber von lebenden Personen hinter durchsichtigem Vorhange aufgeführt und von Seckendorf mit erklärenden Versen und Musik ausgestattet, mit einer Verherrlichung des Goethe'schen Genius und seiner Leistungen schloß. Im dritten Act fand nämlich die Göttin im Buche des Schicksals als einen der glücklichsten Tage den heutigen bezeichnet, der vor 32 Jahren der Welt einen der besten und weisesten Menschen geschenkt. Ein Genius schrieb Goethe's Namen in die Wolken; Minerva umflocht ihn mit einem Kranz und weihte ihm die ihr im vorigen Acte dargebrachten Geschenke: Apoll's Leier, der Musen Blumenkränze u. s. w. Die Peitsche des Momus, an deren Riemen

aves zu lesen war, hatte sie bei Seite gelegt, während in feurigen Inschriften „Iphigenie“ und „Faust“ hervortraten. Zum Schluß aber kam Momus wieder und hing auch dieses Attribut zu den andern Weihgeschenken. Der Herzog wirkte bei diesem Festspiel als Vulcan mit, der dem Jupiter den Schädel spaltet, der Maler Kraus (mit colossalem Puppenkopf) als Jupiter, Corona Schröter als Minerva. Später im Jahre (den 24. Nov.) wurde wieder ein Schattenspiel, ein von Goethe angeordnetes und mit erklärenden Zwischenreden ausgestattetes pantomimisches Stück „das Urtheil des Midas“ aufgeführt.

Näheres über das Stück „Minervens Geburt“ *), so wie die erklärenden Prologe und Zwischenreden zu König Midas enthält das Tiefurter Journal, ein handschriftliches Wochenblatt, das kurz vor Eröffnung des Tiefurter Theaters begonnen ward und von dem heitern Geiste des Weimarischen Musenhofes zeugt. Nach dem vom 15. August datirten Avertissement konnte man darauf mit baarem Gelde, mindestens einem Goldstück, oder mit „beschriebenem Papier“ als Beiträgen abonniren. Den Inhalt bildete ein buntes Gemisch von humoristischen Aufsätzen, Gedichten, Räthseln, Charaden, Anekdoten, Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen u. dgl. Die Herzogin Amalie schrieb darüber am 6. November 1781 an Merck: „Ich freue mich sehr, daß das Tiefurter Journal seinen leidlichen Weg auch bei Ihnen macht; nächstens soll wieder etwas erscheinen zu beliebigem Amüsement des Herrn Kriegsrathes. Das Incognito hat gewiß seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistophelisches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen, das von Nah und Fern den Herausgebern sehr willkommen sein wird.“

Höchst wahrscheinlich gehört auch die humoristische Dichtung „das Neueste von Plunderswei1ern“ dem Jahre 1781 und zwar dem Schlusse des Jahres an **). Goethe beabsichtigte die üb-

---

*) Vergl. Weimars Album, S. 61 ff.

**) Nach der Angabe in Goethe's Werken würde sie dem Jahre 1780 angehören. Ohne Zweifel waltet aber bei dieser Angabe ein Irrthum ob. Die Briefe vom Anfang des Jahres 1781 erwähnen dieser Production, die in dem

lichen Christagsbescheerungen der Herzogin Amalie diesmal mit irgend einer ergötzlichen Gabe zu erwiedern und wählte dazu „die deutsche Literatur der nächstvergangenen Jahre in einem Scherzbilde." Nach seiner Erfindung wurde durch Kraus eine Aquarellzeichnung verfertigt, zu gleicher Zeit aber ein Gedicht geschrieben, welches die bunten und seltsamen Gestalten einigermaßen erklären sollte. Das Bild war auf einem vergoldeten Gestell eingerahmt und verdeckt; und als nun Jedermann sich über die Gaben der Herzogin genugsam gefreut hatte, die man in einem geräumigen Zimmer auf Tischen, Gestellen, Pyramiden u. dgl. vorfand, trat der Marktschreier von Plundersweilern, in der von Ettersburg her bekannten Gestalt, begleitet von der lustigen Person, herein, begrüßte die Gesellschaft, und nach Enthüllung und Beleuchtung des Bildes recitirte er das Gedicht, dessen einzelne Gegenstände der Begleiter, wie sie eben vorkamen, mit der Pritsche bezeichnete. Goethe fügt diesem Berichte noch hinzu, der Scherz sei zur Ergötzung der höchsten Gönnerin gelungen, „nicht ohne kleinen Verdruß einiger Gegenwärtigen, die sich getroffen fühlen mochten," wobei wir vielleicht auch an den leicht verletzlichen Wieland, der sein Theil mitbekam, zu denken haben. Das Gedicht führt uns den literarischen Jahrmarkt vor: die Lesewelt, die leichtfertige Tagesliteratur, den Verlag soliderer Schriften, die Kritik, sodann die Autoren, und hier verschont sich Goethe wieder selbst nicht, denn Werther und die Sentimentalitätsperiode werden hart mitgenommen, weiter die Dichter des Hainbundes, Klopstock und seine Anhänger, Wieland's Mercur, die pomphaften Odendichter, die tändelnden Lyriker, hierauf im Gefolge des Götz die wilde Jagd der Geniezeit, die titanenhaften Poeten, alsdann die

---

Weimarischen Kreise gewiß eine bedeutende Sensation gemacht hat, mit keiner Sylbe. Dagegen kann man füglich mit Riemer folgende Stelle eines Briefes von Fräulein von Göchhausen an Merck vom 11. Februar 1782 auf das Stück beziehen: „Noch etwas ist diesen Winter zu Stande gekommen, wovon ich aber nichts schreibe, weil ich's vielleicht bald selbst schicken kann, und wahre Essenz für Dero Magen sein wird." Eben so scheint Goethe's Brief an Frau von Stein vom 20. Dec. 1781 („Meine Verse zu der Zeichnung sind fertig") darauf hinzudeuten. Vergl. ferner den Brief der Herzogin Amalie an Knebel vom 15. Jan. 1782.

deutschthümelnden Dichter und endlich das deutsche Theater, wo der gravitätische Alte im Reifrock, der Repräsentant des engherzigen französischen Geschmacks, von einer kürzlich angekommenen jungen Rotte bedrängt wird, die eine ganze Welt auf das Theater zusammendrängen will. Das Bild enthielt übrigens noch manchen satirischen Zug, worüber das Gedicht schweigt; so erblickte man durch die Fenster einer Reihe von Dachstuben eine Menge schreibender Hände ohne einen einzigen dazu mitwirkenden Kopf *).

Indem Goethe sich an diesem lustigen literarischen Treiben betheiligte, versäumte er auch nicht eine ernstere poetische Thätigkeit. Er beschäftigte sich in diesem Jahre nicht bloß, wie wir wissen, mit der Durchsicht seiner Iphigenie und der Fortführung Tasso's, sondern begann auch ein neues ernstes Drama, den Elpenor. Dieses Stück ward ursprünglich, wie die Iphigenie, in rhythmischer Prosa mit fortlaufendem Contexte geschrieben, aber sogleich schon mit einer gewissen Tendenz zum jambischen Maße und zwar zum jambischen Quinar. In andern Stellen waltete der trochäische Quinar vor, aber eben so wenig rein gehalten. Die Abtheilung des Textes in Verse rührt von Riemer her. Hätte Goethe das Drama vollendet, und wie die Iphigenie in Italien umgearbeitet, so würde er ihm ohne Zweifel auch eine regelmäßigere metrische Gestalt gegeben haben **). Allein diese Dichtung gerieth, nachdem er sie ein paar Jahre später (1783) etwa bis zum Ende des zweiten Actes geführt hatte, in gänzliches Stocken und ward nie wieder aufgenommen. Goethe bekam plötzlich eine Abneigung gegen das Stück, die wahrscheinlich darin begründet war, daß die Katastrophe, nach dem einmal zu Grunde gelegten Plan, eine zu schreckliche und finster tragische werden mußte. Auf einen solchen Ausgang scheinen alle in dem Bruchstück bereits angeknüpften Fäden, besonders aber die schauerliche, in hochtragischer Weise behandelte Ablegung des Rachegelüb-

*) Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 41: „Das Weimarische Liebhaber-Theater unter Goethe's Leitung."

**) Daß es dazu keiner sehr großen Umformung des gegenwärtigen Textes bedurft hätte, zeigen die in meinem Archiv für den deutschen Unterricht (1843, Hft. I.) unter den metrischen Aufgaben mitgetheilten Versuche, worin ein paar Stellen auf regelrechte jambische und trochäische Quinare zurückgeführt sind.

des in der vierten Scene des ersten Actes hinzuweisen; und gerade da, wo dieser düstere Charakter der Dichtung stärker hervorzutreten beginnt, bricht das Fragment ab:

> Hervor aus euren Grüften
> Ihr alten Larven verborgner schwarzer Thaten u. s. w.

Goethe gibt uns hierüber selbst einen Wink in den Gesprächen mit Eckermann *). Der Künstler, sagt er, thue wohl, bei der Wahl der Gegenstände seine Jahre zu berücksichtigen. In der Jugend müsse man ideellere Sujets behandeln, bei denen nicht schon zu viel Sinnlichkeit und Leidenschaft im Stoffe liege; der jugendliche Dichter werde mit seiner eigenen Sinnlichkeit das Ideelle des Stoffes schon zu durchdringen und zu beleben wissen. Hieraus erkläre es sich, warum ihm sein Tasso und seine Iphigenie gelungen seien. Umgekehrt müsse man im Alter verfahren, und er habe nicht übel Lust, jetzt in seinem neunundsiebzigsten Lebensjahre ein bereits lange durchdachtes Stück zu schreiben von grausamer, erschütternder Art, so daß am Ende zwei Leichname zurückblieben.

Uebertrieben ist freilich das Lob, welches Zelter dem Elpenor gespendet hat. Er meinte, an diesem Torso habe Goethe ein unsterbliches Werk geboren; die Nachwelt werde es nicht glauben, daß die Sonne unserer Tage eine solche Dichtung habe hervorgehen sehen. Andrerseits möchte aber auch Schiller's Urtheil nicht zu unterschreiben sein, der, ehe er den Verfasser kannte, das Drama nur für ein dilettantisches Product erklärte, welches kein Kunsturtheil zulasse, wobei er indeß zugab, daß es von einer sittlich gebildeten Seele, einem schönen und gemäßigten Sinn und von einer Vertrautheit mit guten Mustern zeuge. Hätte es Goethe in seinen kräftigsten Jahren vollendet, so besäßen wir ohne Zweifel in diesem Stücke eine kunstvolle und tief ergreifende Tragödie, die neben Tasso und Iphigenie eine ganz eigene Stellung einnähme. Denn in einer ähnlichen, antik ruhigen Form würde uns, namentlich in der letzten Hälfte, ein ungleich bewegteres Leben, ein weit tragischerer Gehalt entgegen getreten sein. Wie im Sophokleischen Oedipus oder in

---

*) II, 57 f.

Schiller's Kindern des Hauses (deren Conception vielleicht mit dem Elpenor zusammenhängt) wären alte Frevel auf eine erschütternde Weise an's Licht hervorgesprungen *).

Wir haben, ehe wir die Productionen des Jahres 1781 weiter verfolgen, noch einiger Ausflüge im Spätjahr zu gedenken. Gleich im Herbstanfange (den 22. Sept.) reiste Goethe mit Fritz von Stein nach Leipzig, freute sich auf dem Wege an der Betrachtung des „guten, lieben und reinen" Knaben, dachte seiner Bildung nach, ergötzte sich sinnend an einigen Gedichten, die er für das Tiefurter Journal bestimmt hatte, und kehrte „beladen" in der Mitternacht des 30. Septembers zurück. Dann rief ihn am Abend des 2. Octobers schon wieder eine Einladung des Herzogs von Gotha aus seiner Häuslichkeit, bei dem sein Legationsrath am französischen Hofe, der Baron Grimm eingetroffen war. Goethe freute sich auf die Bekanntschaft mit diesem ami des philosophes et des grands und gedachte „durch seine Augen wie ein Swedenborg'scher Geist ein gut Stück Land zu sehen." Er fand sich in der Erwartung nicht getäuscht und gefiel sich in Gotha so wohl, daß er auch nach Grimm's Abreise (den 8. Oct.) noch einige Tage zu bleiben beschloß. „Ich lerne endlich der Welt gebrauchen," schrieb er von dort an die Freundin, und rühmte sich, daß er „ein neu Leben und ein neu Betragen gegen die Menschen" habe. Von hier aus sandte er das schöne Gedicht „An Lida": „Den Einzigen, Lida (ursprünglich: Lotte), welchen Du lieben kannst u. s. w." der Freundin zu. Gegen Ende Octobers führte ihn „ein beschwerlicher Auftrag" nach Jena. Endlich begleitete er noch in der ersten Hälfte Decembers den Herzog zu einer Jagdpartie nach Eisenach und Wilhelmsthal. Auf dem Wege nach Erfurt, den 7. December, durchdachte er einen neuen Roman über das Weltall, wozu in ihm der Gedanke wahrscheinlich durch die oben erwähnten Epoques de la nature von Buffon angeregt worden war. In Erfurt verbrachte er einen vergnügten

*) Ich habe es für mich versucht, aus den im Fragment angeknüpften Fäden die Handlung weiter fortzuspinnen und das Ganze in eine regelmäßigere metrische Form zu bringen. Proben meines Ergänzungsversuches sind im Archiv für den deutschen Unterricht, Jahrg. 1844, Hft. 2, S. 129 ff. mitgetheilt worden.

Abend mit dem kenntnißreichen, sich für tausend Dinge interessirenden Statthalter, ward am folgenden Tage in Gotha mit außerordentlicher, Aufsehen erregender Freundlichkeit aufgenommen und erhielt seinen Antheil von der Nikolas-Bescheerung, machte dann am 9. December von Eisenach aus einen Ausflug nach Barchfeld, und brachte die nächstfolgenden Tage in Eisenach und Wilhelmsthal zu, indem er sich um das bunte und verwirrte Getreibe der Jagdpartie wenig kümmerte und sich mit Dramen beschäftigte. „Mein Egmont", schrieb er damals der Freundin, „ist bald fertig, und wenn der fatale vierte Act nicht wäre, den ich hasse und nothwendig umschreiben muß, würde ich mit diesem Jahr auch dieses lang vertrödelte Stück beschließen." Am 14. December reiste er nach Gotha, brachte dort den folgenden Tag zu, und war am 16. wieder in Weimar.

Die für das Tiefurter Journal bestimmten Gedichte, deren oben gedacht ist, bilden, so wie sie dem Geist und Inhalte nach enge zusammengehören, auch durch ihre metrische Form eine besondere Gruppe, indem sie ganz entschieden den Ton der Anakreontischen Lieder imitiren. Einen Vorläufer haben sie an jenem Gedicht vom 2. November 1776 „An den Geist des Johannes Secundus", welches mit bedeutenden Veränderungen unter dem Titel „Liebesbedürfniß" in die Gedichtsammlung übergegangen ist. Dem Jahre 1781 gehören nachweislich „An die Cicade", „Nachtgedanken" und „der Becher" an. Das erste stand im Tiefurter Journal mit der Ueberschrift „An die Heuschrecke. Aus dem Griechischen." Unmittelbar darauf folgte „der Becher" ebenfalls mit dem Zusatz: „Aus dem Griechischen"; und die „Nachtgedanken" sandte Goethe am 20. September an Frau von Stein mit einem Billet, worin es heißt: „Was beiliegt, ist Dein. Wenn Du willst, gib es in's Tiefurter Journal und sage, es sei nach dem Griechischen." In spätern Jahren folgten dann noch „Amor als Gast", „Amor als Landschaftmaler", „Morgenklagen", „der Besuch", „die Musageten" u. a. In allen diesen Poesien vernehmen wir Klänge, welche unverkennbar an die Anakreontische Lyra erinnern; alle tragen durch ihre antike Naivetät und die feste Plastik der Darstellung ein durchaus griechisches Gepräge.

Vielleicht ist auch noch eine oder die andere jener herrlichen Hymnen, von denen wir ein Paar („Gesang der Geister über den Wassern" und „Meine Göttin") bereits erwähnt haben, etwa „Grenzen der Menschheit" *) in das vorliegende Jahr zu setzen. Wenn das Lied „An die Cicade" und die sich daran schließenden Gedichte durch ihre Form auf die classische Periode vorausdeuten, oder vielmehr, wie Iphigenie, Tasso und Elpenor, anzeigen, daß diese Periode jetzt schon in der Entwickelung begriffen ist: so weisen dagegen jene Hymnen durch ihre rhythmische Gestalt auf eine frühere Periode zurück. Sie sind noch sämmtlich, wie jene ältern Oden an Behrisch, Wanderers Sturmlied, Harzreise im Winter u. s. w. in freien Rhythmen gedichtet. Allein ihr Metrum nähert sich doch weit mehr einem bestimmten, regelmäßigen Schema an, sowohl durch eine constantere Verslänge, als durch ein bestimmteres Hervortreten des daktylischen Maßes; und so deuten auch sie durch ihren mehr stetigen und gesetzmäßigen metrischen Gang auf eine sanfter gewordene Strömung der Gedanken und Empfindungen hin. Es war natürlich, daß wie Goethe's Poesie sich immer mehr der antiken Ruhe und Plastik zuneigte, auch diese metrische Form ihren Charakter wesentlich ändern und bald ganz verschwinden mußte, wie denn in der That die eben genannte Gruppe die letzten in freien Rhythmen verfaßten Gedichte Goethe's umschließt **). — Was den Inhalt dieser Hymnen betrifft, so zeigt auch er, daß die Sturm- und Drangzeit schon hinter unserm Dichter liegt. Jenem überstarken Bewußtsein der Freiheit, das ihn z. B. im Prometheus zu einem titanischen Trotz gegen die Götter führte, hat sich jetzt das Gefühl der Ohnmacht, der Gottheit gegenüber, zugesellt. In den „Gränzen der Menschheit" spricht sich Religiosität als Anerkennung der Allmacht und ewigen

---

*) „Das Göttliche" gehört in's Jahr 1782.

**) Wir fassen hier „freie Rhythmen" nicht in dem Sinne, daß darunter sämmtliche in wechselndem, nicht ganz regelmäßigem Metrum geschriebenen Gedichte, deren freilich auch in späterer Zeit noch viele bei Goethe vorkommen, mitbegriffen sind, sondern als eine auf einem ganz eigenthümlichen und zwar syntaktischen Principe beruhende Form, worüber ich auf das „Archiv für das Studium neuerer Sprachen und Literaturen" 1846, Hft. I, S. 127 ff. verweisen muß.

Dauer der Götter aus, und im „Ganymed" noch schöner als Zug des Herzens zu einem allliebenden Wesen, das sich in der Schönheit der Natur verkündet. Als „das Göttliche" im Menschen erkennt er vorzüglich die Fähigkeit und die Neigung an, „hilfreich und gut zu sein, unermüdet das Nützliche, Rechte zu schaffen"; und wir wissen, wie er diese Gesinnungen jetzt im Leben bethätigte.

Auch auf wissenschaftlichem Gebiete ließ Goethe es in dem Jahr 1781 nicht an Fleiß und Eifer mangeln. In der Mineralogie hatte er große Fortschritte gemacht und, wie er an Merck schrieb, das Weimarische Stück Land bei allen Zipfeln zu fassen gesucht. Dazu gesellten sich aber nun auch, unter Hofrath Loder's Anleitung *), osteologische und anatomische Studien, deren Nothwendigkeit ihm wohl seine physiognomischen Bemühungen fühlbar gemacht hatten. Er schrieb darüber am 14. November an Merck: „Diesen Winter habe ich mir vorgenommen, mit den Lehrern und Schülern unserer Zeichen-Akademie den Knochenbau des menschlichen Körpers durchzugehen, sowohl um ihnen als mir zu nutzen, sie auf das Merkwürdige dieser einzigen Gestalt zu führen und sie dadurch auf die erste Stufe zu stellen, das Bedeutende in der Nachahmung sinnlicher Dinge zu erkennen zu suchen. Zugleich behandle ich die Knochen als einen Text, woran sich alles Leben und alles Menschliche anhängen läßt, habe dabei den Vortheil, zweimal die Woche öffentlich zu reden und mich über Dinge, die mir werth sind, mit aufmerksamen Menschen zu unterhalten, ein Vergnügen, welchem man in unserm Welt-, Geschäfts- und Hofleben gänzlich entsagen muß. Diejenigen Theile, die abgehandelt werden, zeichnet alsdann ein Jeder und macht sie sich zu eigen. Durch diesen Weg denke ich selbst in der Zeichnung, Richtigkeit und Bedeutsamkeit der Formen zuzunehmen." In einem gleichzeitigen Briefe an Lavater, worin sich das eben Mitgetheilte größtentheils wörtlich **) wieder findet, heißt

*) Goethe's W. B. 36, S. 215.

**) Hatte Goethe einmal für einen Gedanken eine ihm genugthuende Form gefunden, so bemühte er sich weiter nicht sehr um Wechsel und Mannigfaltig-

es noch weiter: „Dabei habe ich mir vorgenommen, das Wort Physiognomik und Physiognomie gar nicht zu brauchen, vielmehr die Ueberzeugung davon durch die ganze Reihe des Vortrages einem Jeden einleuchten zu lassen."

So lief das Jahr 1781 in mannigfacher und schöner Thätigkeit zu Ende und er konnte beim Rechnungsschlusse desselben am Sylvestertage mit frohem Bewußtsein in sein Tagebuch schreiben: „Mehr Ordnung, Bestimmtheit und Consequenz in Allem. Festhalten an meinem Plan, Aufklärung und Entwickelung mancher Dinge. Ueberall Glück und Geschick. Ruhe und Ordnung zu Hause."

Vierzehntes Capitel.

Die Jahre 1782 und 1783: Sehnsucht nach einer Veränderung seiner Lage. Winterlustbarkeiten. Comédie ballet. Maskenspiel. Militairaushebung. Gedicht auf Mieding's Tod. Egmont. Abermalige Excursion. Inschriften. Lieder an Lida. Diplomatische Mission. Tod des Vaters. Goethe Quasi-Kammerpräsident. Er wird geadelt. Die Fischerin. Erlkönig. Er bezieht eine Wohnung in der Stadt. Studien. Fortsetzung des W. Meister. Umarbeitung von Werther's Leiden. Reise nach Leipzig. — Wiederanknüpfung des Verhältnisses zu Fritz Jacobi. Geburt des Weimar'schen Erbprinzen. Beruhigung des Weimar'schen Hoflebens. Das Gedicht Ilmenau. Wanderers Nachtlied. Reise in den Harz, nach Göttingen und Cassel. Arbeiten im letzten Vierteljahr 1783.

Wie zufrieden wir auch Goethe im vorigen Capitel sich über seine Lage in Weimar gegen die Mutter aussprechen hörten, so entwickelte sich doch hier in ihm mit jedem Jahre mehr und mehr ein geheimer innerer Zwiespalt. Seine Sehnsucht nach einer stillen und ernsten künstlerischen Thätigkeit wuchs in demselben Maße, wie er

keit des Ausdrucks. Selbst in Sachen, die für den Druck bestimmt waren, erlaubte er sich in solchen Fällen buchstäbliche Wiederholungen; so hat er z. B. Schiller'n und Winckelmann denselben Nachruf gewidmet.

von ganz heterogenen Beschäftigungen und Sorgen, von tausend Anforderungen des Moments, denen er sich weder entziehen wollte noch konnte, immer mehr bedrängt ward. Nicht umsonst hatte ihn im vorigen Jahre das Anakreontische Lied „An die Cicade“ so lebhaft angesprochen, daß er es sich zueignete; es enthielt ja das anmuthigste Bild einer Dichterexistenz, wie er sie oft sich träumen mochte. Mit gleichen Gefühlen schuf er jetzt, im Jahre 1782, die wunderschöne Ballade „Der Sänger“, worin dasselbe Thema, wie in dem Anakreontischen Gedichte, ausgeführt ist; und in dem gleichzeitig entstandenen zweiten Buche der Lehrjahre kommen Stellen vor, welche in dieser Beziehung tief in sein Inneres blicken lassen. „Wie sehr irrst Du,“ sagt z. B. Wilhelm, „wenn Du glaubst, daß ein Dichterwerk, dessen erste Vorstellung die ganze Seele füllen muß, in unterbrochenen, zusammengegeizten Stunden könne hervorgebracht werden. Nein, der Dichter muß ganz sich, ganz in seinen geliebten Gegenständen leben. Er, der vom Himmel innerlich auf's Köstlichste begabt ist, der einen immer sich selbst vermehrenden Schatz im Busen bewahrt, er muß auch, von außen ungestört, mit seinen Schätzen in der stillen Glückseligkeit leben, die ein Reicher vergebens mit aufgehäuften Gütern um sich hervorzubringen sucht... Der Dichter, der wie ein Vogel gebaut ist, um die Welt zu überschweben, auf hohen Gipfeln zu nisten, und seine Nahrung von Knospen und Früchten, einen Zweig mit dem andern leicht verwechselnd, zu nehmen, er sollte zugleich wie der Stier am Pfluge ziehen, wie der Hund sich auf eine Fährte gewöhnen, oder vielleicht gar, an die Kette geschlossen, einen Meierhof durch sein Bellen sichern?“

Mehr aber als die Amtsgeschäfte, worauf hier hingedeutet wird, waren ihm zu Anfang des Jahres 1782 die Winterlustbarkeiten hinderlich. Der Rausch von Vergnügungen war dießmal besonders stark, das Carneval eines der glänzendsten; Comödien, Bälle, Concerte, Redouten, Festaufzüge drängten und jagten einander. Dazu kamen Besuche von hohen und fürstlichen Gästen (worunter der von Goethe sehr geschätzte Prinz August von Gotha und der regierende Herzog von Meiningen) bis in's Frühjahr hinein; und die Kosten, die, bei des Herzogs großer Hospitalität, damit verbunden

waren, machten Goethe'n mitunter Sorge. „Seit Anfang des Jahres", schrieb er am 3. Februar an Knebel, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand, den Kreisel zu treiben, habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen schon herzlich müde ist ... Ich unterhalte Dich von nichts als Lust; inwendig sieht's viel anders aus, was Niemand besser, als wir anderen Leib- und Hofmedici, wissen können." Und so heißt es in einem spätern Briefe an denselben (vom 17. April): „Ich steige durch alle Stände aufwärts, und sehe den Bauersmann der Erde das Nothdürftige abfordern, das doch auch ein behaglich Auskommen wäre, wenn er nur für sich selbst schwitzte; Du weißt aber, wenn die Blattläuse auf den Rosenzweigen sitzen und sich hübsch dick und grün gesogen haben, dann kommen die Ameisen und saugen ihnen den filtrirten Saft aus den Leibern; und so geht's weiter; und wir haben's so weit gebracht, daß oben immer in einem Tage mehr verzehrt wird, als unten beigebracht werden kann." Aus solchen Bekenntnissen erhellt, daß bei ihm ein tiefer Ernst zu Grunde lag, wenn er z. B. in jenem Gedichte, das er dem Herzog in der Verkleidung eines Landmanns überreichte*), die scheinbar leichte und scherzhafte Bitte aussprach:

Geb' Euch Gott allen guten Segen,
Nur laßt Euch sein uns angelegen;
Denn wir bäurisch treues Blut,
Sind doch immer Euer bestes Gut,
Und könnt Euch mehr an uns erfreu'n,
Als an Pferden und Stuterei'n.

Der Geburtstag der Herzogin Louise, der 30. Januar, wurde auch dießmal wieder glänzend gefeiert, und Goethe lieferte dazu, als „Goldstück zu Anderer Scherflein", wie Thusnelda an Merck berichtete, eine Comédie ballet, welche größtentheils von Kindern gegeben wurde. Den Inhalt gibt Fräulein von Göchhausen auf folgende Weise an: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feeen und Zauberern,

---

*) S. oben S. 331 „Dem Herzog Carl August".

die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Carfunkel gefunden würde, dem das verzaubert war, was ihnen Allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigte nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen; Feeen, Gnomen und Nymphen thaten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes, und das Abenteuer wurde bestanden, der große Carfunkel herbeigeschafft, geöffnet und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblicke gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll alter Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut, und Decoration und Musik waren recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballet, wo Amor der Herzogin beiliegende Verse gab." Es sind diejenigen, die sich bis jetzt in Goethe's Werken *) mit der Ueberschrift „Amor" unter den Maskenzügen finden. Das Gedicht gewinnt durch die eben gegebenen Mittheilungen erst sein rechtes Verständniß. Welche zarte Andeutungen, welche leise Confessionen unter der Hülle dieser Allegorie durchschimmern, braucht dem Leser, der uns bisher gefolgt ist, nicht gesagt zu werden. In dem ersten Lustrum von Goethe's Weimarischer Zeit, hatten am Hofe die „falschen Brüder" des edeln Amors vielleicht nur zu viel gegolten; der ächte Amor, der „sich an den Lehren der Treue bildete", hatte vorzüglich in dem Busen der Herzogin eine Zufluchtstätte gefunden, welche darum in dem Gedichte „seine Freundin" genannt wird. Nun aber ist auch für den Hof im Ganzen die Zeit gekommen, worauf der ächte Amor in Str. 7 hindeutet:

Doch auf einmal bilden wieder
Herzen sich, dem meinen gleich,
Ewig jung komm' ich hernieder
Und befestige mein Reich.

Den Freitag darauf (den 1. Febr.), wie Fräulein von Göchhausen an Merck berichtet **), auf der fünften Redoute, traten unter

---

*) Bd. 6, S. 191 f. (Ausg. in 40 Bdn.)

**) Briefe an und von Merck, S. 200. Das Datum 30. Januar bei

Andern neun weibliche Tugenden auf, worunter die Bescheidenheit die Verse sprach, die unter den Maskenzügen „die weiblichen Tugenden" überschrieben sind. Goethe selbst meldete hierüber an Knebel den 3. Februar: „Auf der letzten Redoute erschien ein Aufzug der weiblichen Tugenden, die in einem Reihen, nachdem jede es zu thun abgelehnt hatte, durch die Bescheidenheit der Herzogin Kränze überreichen ließen, die mit dem auch beiliegenden Bande geflochten waren. Graf Werther führte einen Aufzug der vier Jahrszeiten auf; die französischen Verse sind von ihm." Die Chronologie zu Goethe's Werken theilt auch den Aufzug der vier Weltalter diesem Jahre zu; überdieß wurde am 8. Februar der Aufzug des Winters wiederholt.

Nachwehen vielleicht dieses geräuschvollen Treibens waren kleine Gesundheitsstörungen, wodurch Goethe im Februar belästigt wurde. „Goethe geht gelb und bleich umher und flickt an sich herum," schrieb der Herzog den 8. Februar an Knebel; und zehn Tage später spricht er selbst in einem Billet an Frau von Stein die Absicht aus zu mediciniren. Doch sehen wir ihn wieder von Mitte März an bis zum 25. im „albernen Geschäft" der Rekrutenaushebung durch das Land herumreiten. Am 16. meldete er von Dornburg aus der Freundin die Vollendung des interessanten Gedichtes „Auf Mieding's Tod", einer Production, deren Bedeutsamkeit Goethe selbst dadurch anerkannt hat, daß er sie gewissermaßen als seine eigene Parentation betrachtet wissen wollte *). Johann Martin Mieding, Theatermeister zu Weimar, füllte in dem Kreise von Künstlern höherer und niederer Art, die für den Ruhm des Weimarischen Theaters thätig waren, seine Stelle würdig aus. Goethe war ihm nicht bloß dankbar für diensteifrige Willfährigkeit, sondern bewunderte auch die leidenschaftliche Liebe und den ächt künstlerischen Erfindungsgeist, den er stets in seinem Beruf bewährte. So fühlte er sich denn gedrungen, als Mieding am 27. Januar einer lange schon herumgetragenen Krankheit erlag, ihm ein poetisches

---

dem Gedichte (Bd. 6, S. 190) ist demnach unrichtig, und das Gedicht „Amor" muß vorangehen.

*) Goethe's Werke, Bd. 24, S. 252.

Todtenopfer zu bringen. Ist nun das Gedicht, womit er dieses that, auch im vollsten Sinne ein Gelegenheitsgedicht, so ist es doch zugleich, wie das bei der Goethe'schen Gelegenheitspoesie durchgehends der Fall ist, in einem allgemeinern und höhern Sinne geschrieben. Es preis't den Mann, der sich einer, wenn gleich untergeordneten künstlerischen Thätigkeit mit Geist und uneigennützigem Eifer hingibt, und zwar rühmt es ihn in einem nicht undeutlichen Gegensatze zu den auf der großen Bühne des wirklichen Lebens beschäftigten Männern, die sich unendlich über Jenen erhaben dünken, und doch nicht freithätige Künstler, sondern Sklaven und Werkzeuge des Schicksals sind. Damit schrieb Goethe indirekt eine Apologie für sich selbst, der, obwohl Staatsmann, doch so viel Zeit der Bretterwelt widmete. Uebrigens dürfte es uns, auch wenn Goethe bei diesem Gedichte nicht an sich und seine Verhältnisse gedacht hätte, dennoch nicht Wunder nehmen, daß er einem Theater-Maschinenmeister eine so ausführliche und warm empfundene dichterische Parentation widmete. Hat er doch in seinem Wilhelm Meister gezeigt, wie lebhaften Antheil er an dem ganzen Leben und Treiben der Priester- und Dienerschaft in Thaliens Tempeln genommen haben muß. So wird denn auch in unserm Gedichte gelegentlich nicht bloß dem Theatermaler Schumann, sondern auch den für's Theater thätigen Hofschneidern Thiel und Hauenschild und dem Hofjuden Elkan ein Andenken gestiftet; und ganz am Schlusse wird Corona Schröter in einem schönen Bilde uns vor Augen geführt*). — Das Gedicht ist keineswegs in dem gewöhnlichen Tone der Poesieen seiner Gattung gehalten, sondern von dem Hauch einer Laune durchweht, welche durch Thränen lächelt. In dieser Beziehung ist eine Vergleichung desselben mit der Elegie Euphrosyne und dem Epilog zu Schiller's Glocke sehr interessant, welche drei Gedichte, hinsichtlich des Styles, als eben so viele Stufen poetischer Todtenklage gelten können. Wie verschieden aber auch in ihnen Stimmung und Ausdruck sein mögen, in allen dreien gibt sich der ächte Dichter zu erkennen, der „die Nothwendigkeit mit Grazie zu umziehen" versteht.

---

*) Eine ausführliche Erörterung des Gedichtes s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 563—574.

Gleich nach Vollendung des Gedichtes nahm Goethe den Egmont wieder vor. Er meldete dieß seiner Freundin von Dornburg aus am 17. März, und berichtete weiter am 20. aus Buttstädt: „Nun will ich mich hinsetzen und einen alten Geschichtschreiber (Strada) durchlesen, damit Egmont endlich lebendig werde, oder auch, wenn Du willst, zu Grabe komme;" und am nämlichen Tage Abends: „Zum Egmont habe ich Hoffnung, doch wird's langsamer gehen, als ich dachte. Es ist ein wunderbares Stück. Wenn ich's noch zu schreiben hätte, schrieb' ich es anders und vielleicht gar nicht. Da es nun aber dasteht, mag es stehen; ich will nur das allzu Aufgeknöpfte, Studentenhafte der Manier zu tilgen suchen, das der Würde des Gegenstandes widerspricht." Die Zerstreuung der nächsten vier Wochen ließ ihn mit dem Stücke sich nur wenig beschäftigen. Doch scheint es ihm gegen Ende April gelungen zu sein, es bis zu einem gewissen Abschluß zu bringen. Er schickte es am 5. Mai an Möser's Tochter, Frau von Voigts, mit folgendem Begleitschreiben: „Sie erhalten hier einen Versuch, den ich vor einigen Jahren gemacht habe, ohne daß ich seit der Zeit so viel Muße gefunden hätte, um das Stück so zu bearbeiten, wie es wohl sein könnte. Legen Sie, wie es ist, Ihrem Herrn Vater vor; und dann bitte ich Sie, recht aufrichtig und ausführlich zu sein und mir umständlich zu melden, was er darüber sagt. Mir ist eben so wohl um sein Lob, als um seinen Tadel, zu thun. Ich wünschte zu wissen, von welcher Seite er es ansieht." — Wir werden das Drama bei der Darstellung jener Periode, worin es die völlig abschließende Vollendung erhielt, einer nähern Betrachtung unterziehen.

Kaum drei Tage von seiner Märzrundreise zurückgekehrt, trat Goethe am 29. März einen abermaligen Ausflug an, von dem er erst den 18. April wieder in Weimar anlangte. Am 17. April erstattete er darüber an Knebel von Ilmenau aus folgenden summarischen Bericht: „Seit Charfreitag habe ich einen weiten und oft beschwerlichen Weg über Gotha, Eisenach, Kreuzburg, Gerstungen, Tiefenort, Barchfeld, Kaltennordheim, Ostheim, Meiningen, über den Thüringerwald hieher gemacht, und viel gesehen und erfahren, was mir Freude macht. Du erinnerst Dich noch, mit welcher Sorg-

falt und Leidenschaft ich die Gebirge durchstrich und die Abwechselungen der Landesarten zu erkennen mir angelegen sein ließ. Das hab' ich nun wie auf einer Einmaleins-Tafel, und weiß von jedem Berg und jeder Flur Rechenschaft zu geben. Dieses Fundament läßt mich nun gar sicher auftreten; ich gehe weiter und sehe nun, zu was die Natur ferner diesen Boden benutzt, und was der Mensch sich zu eigen macht. Ich kann Dir versichern, daß, wenn ich mit Bätty umher reite, der keine Theorie hat, meine Theorie mit seiner richtigen Praxis immer übereinstimmt, worüber ich denn, wie Du denken kannst, große Freude habe."

Aber auch an minder angenehmen Empfindungen hatte es ihm auf der Reise nicht gefehlt. Voll tiefen Mitleidens mit dem mühevollen Dasein der niedern Volksclassen schrieb er schon aus Eisenach an die Freundin: „Von Gotha, wo es mir so weich, wie einem Schooßkinde, ergangen, komme ich hierher, wo mich die Sorgen wie hungrige Löwen anfallen. Hätte ich die Angelegenheiten unseres Fürstenthums auf so einem guten Fuß, als meine eigenen, so könnten wir von Glück sagen; und wäre alsdann das Glück uns so treu und hold, als Du mir bist, würde man uns vor dem Tode selig preisen können. Liebste Lotte, daß doch der Mensch so viel für sich thun kann und so wenig für Andere! Daß es doch ein fast nie befriedigter Wunsch ist, Menschen zu nützen! Das Meiste, dessen ich persönlich fähig war, hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe vor mir, es wird werden. Für Andere arbeit' ich mich ab und erlange nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht." In einem Billet vom folgenden Tage heißt es: „Es ist hier unter den Menschen ein mehr genießender Geist, als bei uns; die Verdammniß, daß wir des Landes Mark verzehren, läßt keinen Segen der Behaglichkeit grünen." Und so fügte er auch seinem Berichte an Knebel jenes früher schon mitgetheilte Bekenntniß zu, daß in Einem Tage oben immer mehr verzehrt, als unten beigebracht werde.

Nach einer Notiz in Goethe's Tagebuche (Riemer, Mittheilungen über G. II, 148) war es auf diesem Ausfluge, wo er den Plan faßte, „die Steine reden zu lassen" d. h. Inschriften, nach Art der griechischen Epigramme, für die Parkanlagen des Herzogs zu

dichten. Riemer vermuthet, daß eine Inschrift aus dem Alterthum, einem komischen Schauspieler auf sein Grab gesetzt, wovon Goethe zufällig eine Abschrift in seiner Brieftasche fand, ihn zuerst auf diesen Gedanken gebracht habe. Es wäre aber auch möglich, daß die Anregung von Herder ausgegangen wäre, der vielleicht schon damals mit den Epigrammen und Gnomen der griechischen Anthologie beschäftigt war, wenn er gleich erst ein paar Jahre später damit öffentlich hervortrat, oder von Tobler, Lavater's Schüler und Freund, den Goethe im vorigen Jahre bei sich bewirthet, und der ihm jetzt (im März) Uebersetzungen aus der Anthologie zugeschickt hatte. Wie dem auch sei, jedenfalls können wir uns Glück wünschen, daß Goethe um diese Zeit die antike Epigrammenform liebgewann; ohne sie würde mancher poetische Gedanke, der ihm flüchtig durch die Seele ging, für uns verloren gegangen sein. An dichterischen Stimmungen und Ideen fehlte es ihm selten; aber es gebrach häufig an Sammlung und Muße, sie zu ernähren und für größere Productionen zu entwickeln. Da war ihm diese Form nun ein willkommenes Netz, um jene raschen Schmetterlinge einzufangen. Schnell und mühelos sind ohne Zweifel diese Gedichtchen entstanden, einige nachweislich auf seinen Excursionen *), andere vielleicht, indem er in Mußestunden in den Parkanlagen seines fürstlichen Freundes lustwandelte; leicht nahm er es auch mit der metrischen Gestaltung, der man es deutlich ansieht, daß er auch hier ohne vorhergehende theoretische Bemühungen sich an die Praxis wagte. Doch zeugen andrerseits diese Epigramme von einem feinen Gefühl für die Natur und Bestimmung des Distichenmaßes. Im Detail der Verse, in den einzelnen Füßen fehlte er noch vielfach, aber die Vertheilung der Gedanken in die einzelnen Partien des Distichons ist meist vortrefflich.

Mehrere dieser epigrammatischen Gedichte wurden ihm von der Liebe eingegeben, die jetzt alle seine Gedanken und Gefühle beherrschte. So schickte er am 12. April 1782 von Meiningen aus an Frau von Stein das Epigramm „Ferne“ mit den Worten:

---

*) Vergl. meinen Commentar zu G.'s Gedichten: „Erste Epigrammen-Gruppe“ (I, 510 – 531, III, 503 ff.).

„Hier, Beste, ein Epigramm, davon die Dichtung Dein ist;" so wie er im vorigen Jahre das Gedichtchen „Versuchung" einem Briefe vom 1. Juni beigelegt hatte. „Erwählter Fels" ward in Goethe's Garten an einem von Blumen umgebenen Ruhesitz einem Steine eingegraben als Denkmal der glücklichen Stunden, wo „der Liebende im Stillen der Geliebten gedachte." Zu den Epigrammen „Zeitmaß", „Erkanntes Glück" und „Warnung" geben die Briefe an die Freundin Parallelstellen genug. Nehmen wir hierzu aus dem vorigen Jahre die in anakreontischem Ton gehaltenen Lieder „der Becher" und „Nachtgedanken", so wie das Gedicht „An Lida", ferner die Gedichte „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", in welchem letztern er die Einwirkung der Geliebten mit Shakespeare's Einfluß in Parallele stellt, außerdem so manche zarte und innige, wenn schon der letzten Feile entbehrende lyrische Gedichte unter seinen Briefen an Frau von Stein: so erhalten wir eine ganze Gruppe von Lida-Liedern, die man jenen früheren, auf Annette, Friederike und Lili bezüglichen Gruppen erotischer Poesien wohl zur Seite stellen kann. Goethe rühmt irgendwo gelegentlich von Delbrück, als Erklärer seiner Poesien: er sei in das Angedeutete, Verschwiegene, Geheimnißvolle dergestalt eingedrungen, daß er ihn selbst in Verwunderung gesetzt, wie er denn namentlich in den Gedichten an Lida größere Zartheit, als in allen übrigen, ausgespürt habe. Diese von Goethe anerkannte Eigenschaft finden wir besonders an den Gedichten „An Lida", „Für ewig" und „Zwischen beiden Welten", minder an den Anakreontischen Liedern „der Becher" und „Nachtgedanken." Vergleicht man aber die ganze Gruppe der Lila-Lieder mit dem tausendfach variirten Ausdruck hingebendster Liebe in den Briefen an die Freundin, so muß der Ertrag dieser Liebe an lyrischen Poesien noch immer als gering und dürftig erscheinen. Edlere, schönere, reizender wechselnde Huldigungen sind wohl noch nie einem weiblichen Gemüthe, als in jenen flüchtig hingeworfenen Blättern, dargebracht worden. Es liegen darin zu Hunderten von Liebesliedern die Keime, mit denen, wenn sie sich wirklich zu Gedichten entfaltet hätten, kein andrer erotischer Liederstrauß sich messen könnte. Denn das reichste und edelste Geistesleben verschmilzt in ihnen mit

dem schönsten und innigsten Seelenleben und gibt ihm fortwährend neuen Reiz und neue Wärme.

Nur kurze Zeit war es Goethe'n vergönnt, sich nach der Rückkehr am 18. April der Nähe der Freundin zu erfreuen; denn schon Anfangs Mai setzte ihn wieder ein Geschäft zu Pferde, dießmal eine diplomatische Mission an alle thüringischen Höfe. Zuerst wieder in Gotha freundlich aufgenommen, reiste er über Friedrichsrode, wo er sich „in den Eingeweiden der Erde was Rechtes zu gute that", nach Meiningen. Von hier meldete er am 12. Mai der Freundin: „Meine Sachen gehen ordentlich und gut; es ist freilich nichts Wichtiges noch Schweres; indessen da ich, wie Du weißt, Alles als Uebung behandle, so hat auch dieß Reiz genug für mich. Ich habe als Gesandter eine förmliche Audienz bei beiden Herzögen gehabt, — die Livreen auf dem Saal, der Hof im Vorzimmer, an den Thürflügeln zwei Pagen und die gnädigsten Herren im Audienzgemach. Morgen gehe ich nach Koburg, dieselbe Komödie zu spielen, will in Hildburghausen mich auch an Hof stellen, und gegen das Ende der Woche nach Rudolstadt gehen." Aus Koburg schrieb er an Knebel, er gedenke sich bei dieser Gelegenheit in den Aemtern Sonneberg und Schalkau „an der Steinjagd recht zu belustigen". Der Freundin aber schickte er folgende Verse, welche, ungeachtet ihres launigen Tons, die das vorliegende Capitel einleitenden Bemerkungen bestätigen:

Man lauft, man drängt, man reißt mich mit!
Was hat das zu bedeuten?
Sechs Pferde mit gemess'nem Schritt
Erblick' ich schon von weiten.
Ein Dichter, der so Manches litt,
Fährt her, begafft von Leuten,
Steigt aus und kommt mit stolzem Tritt,
Begrüßt von allen Seiten.
Doch kommt ein Wurm im Herzen mit
Und läßt ihn Vieles leiden.
Er muß bei stolzem Tritt und Schritt
Ein armes Volk beneiden.
O Pegase! o nimm ihn mit
In der Begeistrung Weiten!
Er gibt gewiß für Einen Ritt
Das Sechsgespann mit Freuden.

Den 19. oder 20. Mai traf Goethe wieder in Weimar ein. Das Ende des Monats war für ihn durch eine Trauerpost bezeichnet: er erhielt die Nachricht von Frankfurt, daß am 25. Mai sein Vater gestorben sei. Dieser scheint in der letzten Zeit für die Hausgenossen sehr unbequem geworden zu sein; wenigstens schrieb der Herzog Carl August am 30. Mai *) an Merck: „Goethe's Vater ist ja nun abgestrichen, und die Mutter kann nun endlich Luft schöpfen."

Bald nach Goethe's Rückkehr von der eben erwähnten Excursion trat in seinen Verhältnissen eine nicht unbedeutende Veränderung ein. Der zeitherige Kammerpräsident Kalb, der sich, wie Goethe in einem Schreiben an Knebel ihn charakterisirt, „als Geschäftsmann mittelmäßig, als politischer Mensch schlecht, als Mensch abscheulich aufgeführt hatte," wurde plötzlich, jedoch nach Wieland's Bericht „honorificentissime und mit einer Pension von 1000 Thaler" entlassen. Der Herzog übertrug nun Goethe'n zwar nicht, wie häufig behauptet worden, förmlich die Kammerpräsidentenstelle, sondern erließ ein Rescript an die Kammer zu Weimar **), worin es heißt, daß die currenten und ordinären Geschäfte derselben vorerst in der zeitherigen Ordnung unter der Leitung des jedesmal vorsitzenden geheimen Kammerraths expedirt werden sollten. „So viel hingegen," fährt das Rescript fort, „alle etwas beträchtlichen, aus der gewöhnlichen Bahn herausschreitenden, eine Abweichung von dem, was obgedachtermaßen durch Etat und sonst festgesetzt ist, mit sich führenden Vorfallenheiten anbelanget, geht Unsere Intention dahin, daß, da wir Unserm Geheimen Rath Goethe Gelegenheit, sich mit den Kammer-Angelegenheiten näher bekannt zu machen und uns in diesem Fach in der Folge nützliche Dienste zu leisten, verschaffen wollen, Ihr über alle dergleichen Vorfallenheiten mit demselben Rücksprache halten,

---

*) Nicht am 30. März, wie das Datum in den Briefen an und von Merck irrthümlich angegeben ist.

**) In Vogel's Schrift, „Goethe in amtlichen Verhältnissen," ist das Rescript vom 11. Jan. datirt, wofür der 11. Juni zu lesen ist.

ihm, wenn er, so oft es seine übrigen Dienstverrichtungen gestatten, denen Sessionen Eures Collegii beiwohnen will, sowie außer denselbigen, mit allen ihm nöthig scheinenden Informationen an Handen gehen, die von ihm verlangten Acten verabfolgen und alle Auskunft geben lassen sollet."

Hieraus erhellt, daß keine eigentliche Ernennung Goethe's zum Kammerpräsidenten stattgefunden, und man demnach in der Erhebung des Geh. Raths Schmid zu diesem Posten im Jahr 1788 nicht, wie böswillige Aussprengungen sie deuteten, eine Absetzung Goethe's erblicken durfte. In dem Rescript aus dem letztgenannten Jahre, welches die Ernennung Schmid's der Kammer anzeigt, heißt es, daß Goethe, um in beständiger Connexion mit den Kammerangelegenheiten zu bleiben, berechtigt sei, den Sessionen des Collegii von Zeit zu Zeit, sowie es seine Geschäfte erlaubten, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Landesherrn reservirten Sessel zu nehmen. Indeß betrachtete man damals, im Jahre 1782, Goethe allgemein als wirklichen Nachfolger Kalb's, und er selbst sah die Sache nicht viel anders an. Wieland's Bericht an Merck darüber lautet: „Goethe soll einstweilen, heißt es, die Kammer-Präsidenten-Stelle nur versehen. Man nenn' es aber, wie man wolle, so wird er, ohne seinen Platz im Geh. Conseil aufzugeben, in der Kammer präsidiren — quod felix faustumque sit! Homer war wohl auch a man of genius? nicht wahr? und baut in seiner Odyssee einen Palast oder ein Boot so gut als der beste Architekt oder Schiffszimmermeister. Ob ihm aber die Amphiktyonen darum den Tempelbau zu Delphi, oder das Commando einer Flotte übergeben, oder er, wenn sie es gethan, sich dazu verstanden hätte — was meint der Herr Bruder? Ich meines-Ortes habe den Menschen unter allen Formen und Figuren lieb, und bin überzeugt, daß ich nichts von ihm zu befürchten haben kann; also ist mir Alles recht, wie es ist, und ich bin im eigentlichsten Verstande des Wortes a Well-Wisher und ein bonus civis u. s. w." Goethe selbst aber läßt sich in folgender Weise gegen Merck über seinen neuen Beruf vernehmen: „Es geht mir wie dem Treufreund in meinen Vögeln; mir wird ein Stück des Reichs nach dem andern auf einem Spaziergang übertragen. Dießmal muß mir's nun freilich Ernst

und sehr ernst sein, denn mein Herr Vorgänger hat saubere Arbeit gemacht. Das Leben geht geschwind, und mit mir nimmt's einen frischen Gang. Manchmal wird mir's sauer, denn ich stehe redlich aus; dann denk' ich wieder: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus." Eine gleich ernste Ansicht der Sache spricht sich in einem Briefe an Lavater (vom 29. Juli) aus: „Von mir habe ich Dir nichts zu sagen, als daß ich mich meinem Beruf aufopfere, indem ich nichts suche, als wenn es das Ziel meiner Begriffe wäre." Am ausführlichsten aber vertraut er sich Knebel'n, zu dem er damals in besonders innigem Verhältnisse gestanden haben muß: „Nun hab' ich von Johanni an zwei volle Jahre aufzuopfern, bis die Fäden nur so gesammelt sind, daß ich mit Ehren bleiben oder abdanken kann. Ich sehe aber auch weder rechts noch links, und mein altes Motto wird immer wieder in eine neue Expeditionsstube geschrieben: Hic est, aut nusquam, quod quaerimus. Dabei bin ich vergnügter als jemals; denn nun habe ich nicht mehr, wenigstens in diesem Fache, das Gute zu wünschen und halb zu thun, und das Böse zu verabscheuen und ganz zu leiden; was nun geschieht, muß ich mir selbst zuschreiben, und es wirkt nichts dunkel durch den Dritten oder Vierten, sondern hell gleich gerade auf mich. Daß ich bisher so treu und fleißig im Stillen fortgearbeitet habe, hilft mir unendlich. Ich habe nun anschauliche Begriffe fast von allen nothwendigen Dingen und kleinen Verhältnissen, und komme so leicht durch. Du kannst denken, daß ich über diese Dinge mit Niemanden spreche, und also bitte ich Dich, auch keinen Gebrauch, selbst zu meinem Vortheile, zu machen. Die Menschen müssen verschieden über solche Vorfälle urtheilen, und man muß thun, was man muß."

Schon einige Zeit vor der Quasi-Ernennung zum Kammer-Präsidenten war im Stillen eine andere Standeserhöhung Goethe's erfolgt: Kaiser Joseph II. hatte ihn auf des Herzogs Ersuchen in den Adelstand erhoben, worüber er das Diplom am 4. Juni der Freundin mit den Worten zusandte: „Hier schick' ich Dir das Diplom, damit Du auch weißt, wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar nichts dabei denken kann. Wie viel wohler wäre mir's, wenn ich, von dem Streit der politischen Ele-

mente abgesondert, in Deiner Nähe, meine Liebste, den Wissenschaften und Künsten, wozu ich geboren bin, meinen Geist zuwenden könnte!" Diese Auszeichnung scheint, wenn sie gleich neu in ihrer Art war, in den Weimarischen Kreisen und anderwärts keine besondere Sensation erregt zu haben. Es geschieht ihrer in den damaligen Briefwechseln kaum eine Erwähnung! Wieland geht darüber in einem Schreiben an Merck vom 26. Juni flüchtig hinweg. Es mochte wohl das Gefühl allgemein sein, daß für denjenigen, dem die Natur den weit höhern Adelsbrief des Genies verliehen, und ein innig befreundeter Herrscher schon seit Jahren den ersten und nächsten Platz in seiner Gunst eingeräumt hatte, dieser Titel kaum eine Bedeutung haben konnte. Wie ernst nun auch Goethe, nach dem oben Mitgetheilten, den neuen Beruf nahm, so versiegte doch nicht ganz über demselben seine poetische Ader. Gerade in der Zeit, wo ihm diese Last aufgebürdet wurde, entstand das Singspiel, „Die Fischerin" *), „ein Wald- und Wasserdrama", wie er es in einem Briefe an Merck nennt. „Uebrigens verzeih, wenn es wie ein Protokoll tractirt ist," fügt er hinzu; denn die Wirkung des ganzen Stücks war auf den natürlichen Schauplatz zu Tiefurt an der Ilm, wo es vorgestellt wurde, berechnet, insbesondere auf den Moment, wo der Vater, in der Meinung, daß Dortchen ertrunken sei, die Nachbarn zu Hilfe aufruft und diese den Chor anstimmen:

Eilt nur geschwinde!
Lauft nach den Reusen!
Wohl blieb sie hangen;
Und zündet Schleißen
Und brennet Fackeln
Und Feuer an!

Die Zuschauer saßen, ohne es zu vermuthen, so daß sie den ganzen schlängelnden Fluß hinunterwärts vor sich hatten. In diesem Augenblicke nun sah man erst Fackeln sich in der Nähe bewegen; auf mehreres Rufen erschienen sie auch in der Ferne; dann loderten auf den ausspringenden Erdzungen flackernde Feuer auf, welche mit

*) Die erste Probe fand am 1. Juli statt, die erste Aufführung am 22. Juli, eine Wiederholung am 18. September.

ihrem Schein und Widerschein den nächsten Gegenständen die größte Deutlichkeit gaben, indessen die entferntere Gegend rings umher in tiefer Nacht lag. Die wundervolle Wirkung dauerte unter mancherlei Abwechselungen bis an's Ende des Stückes fort, wo denn das ganze Tableau noch einmal aufloderte. Aus der Umgegend hatte sich eine Menge Zuschauer eingefunden; und da man auf der einen hölzernen Brücke einen besonders guten Standpunkt hatte, so wurde diese mit Schaulustigen so überladen, daß sie einbrach. Glücklicher Weise kam Niemand dabei zu Schaden; man ward über das in warmer Sommernacht genommene unfreiwillige Bad ausgelacht, und so diente der Vorfall zu einem lustigen Zwischenspiel.

Unter den Gesangstücken zu diesem Melodram sind mehrere balladenartige Gedichte, von denen vier, mit größern oder geringern Abweichungen auch in Herder's Stimmen der Völker vorkommen. Eine poetische Epistel, womit Goethe das Stück am Tage vor der Aufführung Herder'n und seiner Gattin zusandte, beginnt daher:

Dieß kleine Stück gehört, so klein es ist,
Zur Hälfte Dir, wie Du beim ersten Blick
Erkennen wirst, gehört Euch beiden zu,
Die Ihr schon lang für Eines geltet. Drum
Verzeiht, wenn ich so kühn und ohngefragt,
Und noch dazu vielleicht nicht ganz geschickt,
Was er dem Volke nahm, dem Volk zurück
Gegeben habe. Denn wir Andern, die
Wir jeden Tag berupft zu Bette gehn,
Und dennoch kleine, ausgestopfte, bunte,
Erlogen-wahre Vögel auf den Markt
Zu bringen, von den Kunden solcher Lust
Gefordert werden, können's wahrlich nicht
Aus eignen Mitteln immer u. s. w.

Ein fünftes Lied, womit sich das Singspiel eröffnet, findet sich ganz gleichlautend unter dem Titel „Erlkönig" in der Sammlung der Gedichte wieder. Wahrscheinlich ward Goethe zu diesem wunderschönen Liede durch das von Herder aus dem Dänischen übersetzte Volkslied „Erlkönigs Tochter" angeregt. Schon der Anfang desselben, „Herr Oluf reitet spät," und der Schlußvers, „Da lag Herr Oluf, und er war todt," erinnern lebhaft an Goethe's Erlkönig.

In einer Beziehung hat er sein Vorbild weit übertroffen. Das dunkle, geheimnißvolle Naturgefühl, worin der ganze Volksglaube an die Elfen wurzelt, ist von unserm Dichter kräftiger versinnlichet, als im dänischen Liede. „Im Erlkönig haben wir," so deutet Echtermeyer den Sinn des Gedichtes, „das noch unentwickelte Bewußtsein des Kindes, der durch die Nacht und ihre Phantasmagorieen aufgeregten Einbildung erliegend, während der Vater, dessen Verstand sich gegen den Trug behauptet, durch die zunehmende Angst und den Tod des Kindes zuletzt selbst mit in das Grausen hineingezogen wird. Dieser Gegensatz zwischen dem freien Bewußtsein und der überwältigten Phantasie, und der Uebergang von einer gewissen Lust, die den Beginn jedes Schauers, der allmälig an uns heran kommt, zu begleiten pflegt, zum endlichen Gipfel der Angst, der Uebergang von den süßen Verheißungen des Elfen zu seinen erstickenden Drohungen — dieß sind die bewegenden Momente, der lebendige Pulsschlag des Gedichtes." Jenes Grauen nun vor der Nacht und den schwanken Nebelgebilden, die ihrem Schooße entsteigen, dem Flüstern des Windes im herbstlich dürren Laube, den gespensterhaften Gestalten der grauen Weiden, die in zweifelhaftem Lichte aus dem tiefen Dunkel hervorschimmern — alles das spricht nicht so zu uns aus dem dänischen Volksliede. Dagegen möchte dieses in einem Punkte vor dem deutschen Gedichte im Vortheil sein. Die Liebe, die Erlkönigs Tochter zu Herrn Oluf zeigt, erscheint ohne Weiteres in sich besser motivirt, als Erlkönigs Wunsch, den fremden Knaben zu besitzen. Denn die Elfenmädchen lieben, wie die Nixen, schöne Männer der Menschenwelt, sowie auch die Männer der Wasserwelt es auf schöne Jungfrauen abgesehen haben. In Beziehung auf sprachliche und rhythmische Darstellung ist Goethe's Lied ein wahres Meisterstück. „Vielleicht tritt die Macht des Tons an und für sich," sagt Kurz, „abgesehen von dem Inhalte des Gedichtes, nirgends entschiedener und herrlicher hervor, als hier und im Fischer. Im Erlkönig spricht jeder Laut das Düstere und Unheimliche aus, das im Gedichte liegt; man bemerke nur die hohlen, dumpfen Klänge, die geisterhafte Gleichförmigkeit des Tons in den Reden des Erlkönigs, durch die Verschmelzung der Alliteration und der Assonanz auf das Glücklichste hervorgebracht."

Mittlerweile war auch im häuslichen Leben Goethe's eine Veränderung eingetreten. Die Acten und Sammlungen, welche sich durch seine zunehmenden Amtsgeschäfte und die fortwährend sich ausbreitenden Natur- und anderen Studien bei ihm anhäuften, hatten schon einige Zeit her eine Vertauschung des Gartenquartiers mit einer geräumigern und bequemern Wohnung in der Stadt wünschenswerth gemacht. Er sträubte sich lange gegen diesen Wechsel, weil er mit ganzer Seele an seinem Garten hing. Endlich hatte er sich doch, auf wiederholtes Zureden der Herzogin Amalie, schon im vorigen Jahre entschlossen, ein Haus in der Stadt zu miethen, welches er aber erst gegen Ende Mai in diesem Jahre bezog. Die Herzogin stattete es, weil „er so fein artig" gewesen *), ihrem Rathe zu folgen, mit einigen Möbeln aus. Er übernachtete darin zuerst am 2. Juni. Nach dem Maßstabe der damaligen Zeit, die noch genügsamer in dergleichen Ansprüchen war, muß es ein ziemlich stattliches Gebäude gewesen sein; denn die Herzogin Amalie nennt es in einem Briefe an Goethe's Mutter ein Palais, indem sie hinzufügt, es werde von innen und außen prächtig geschmückt und eins der schönsten in der Stadt werden. Und so berichtet auch Wieland an Merck (den 26. Juni), es scheine, daß Goethe in dem Hause sich nach und nach immer mehr auf einen ministerialischen Fuß einrichten wolle. Seine Zufluchtstätte in Mußestunden blieb aber der ungern verlassene Garten. Er hatte ihm ein Abschiedsgedicht widmen wollen, wozu er den Plan am 9. Mai auf seinem Ritt nach Gotha erfunden hatte. Leider kam diese Elegie nicht zu Stande. Als sich Anfangs Juli ein Kauflustiger meldete, schrieb er an die Freundin: „Da ich nicht bei Dir sein konnte, ging ich nach meinem Garten, und jede Rose sagte mir: und Du willst uns weggeben? In dem Augenblick fühlt' ich, daß ich diese Wohnung des Friedens nicht entbehren könnte."

In den größeren Räumen der neuen Wohnung konnte Goethe nunmehr seine Handzeichnungen und Kupferstiche, wie seine mineralogischen und osteologischen Sammlungen um sich ausbreiten und

*) Brief der Herzogin an Goethe's Mutter, s. Riemer's Mittheilungen II, 150.

ward durch den oft wiederholten Ueberblick dieser wohlgeordneten Reihen in seinen Natur- und Kunststudien sehr gefördert und auf manchen glücklichen Gedanken geführt. Ueberhaupt ging jetzt, besonders bei den Naturbetrachtungen, sein Streben immer mehr dahin, durch allerlei sinnliche Hilfsmittel sich die Uebersicht über ein größeres Ganzes zu erleichtern. „Ich habe die Charpentier'sche mineralogische Charte erweitern lassen," schrieb er im November dieses Jahres an Merck, „so daß sie vom Harz bis an den Fichtelberg, vom Riesengebirge bis an die Rhön reicht. Laß Dir doch etwa nur eine Homannische Charte durchzeichnen und trage mit Charpentier's Zeichen darauf die Gebirgsarten ein, wie Du sie erfährst. Es ist das sicherste Mittel, bald Begriffe vom Ganzen zu kriegen." Ja er dachte sogar daran, eine mineralogische Charte von Europa zu veranstalten, wovon er nur eine Anzahl wollte abdrucken lassen, um später das Neuerfahrene auf der Platte nachzustechen. Denselben ordnenden Sinn und zugleich die seine Naturforschung charakterisirende Neigung, durch vergleichende Betrachtung Licht zu gewinnen, bewährte er bei seinen osteologischen Studien. „Ich weiß meine Osteologie," heißt es in einem Briefe an Merck vom 27. October, „auf den Fingern auswendig herzusagen und bei jedem Thierskelet die Theile nach den Namen, welche man den menschlichen beigelegt hat, sogleich zu finden und zu vergleichen." Und wie weit sich schon damals seine Naturstudien ausdehnten, gibt folgende Stelle aus einem Briefe an Knebel vom 21. Nov. zu erkennen: „Die Kosmogonie und die neuesten Entdeckungen darüber, die Mineralogie und neuestens der Beruf, mich der Oekonomie zu nähern, die ganze Naturgeschichte umgibt mich wie Bacon's großes Salomonisches Haus, worüber sich Herder und Nicolai streiten."

Solchen Studien konnte er in der letzten Hälfte des Jahres 1782, trotz der ihm durch die Kammerpräsidentur zugewachsenen Geschäfte, um so fleißiger obliegen, als die Herrschaften in dieser Zeit häufig anderwärts beschäftigt und unterhalten waren. Die Herzogin Mutter studirte seit Villoison's Ankunft Griechisch und las bald einige Oden des Anakreon im Original, machte im September eine Reise nach Dessau und Wörlitz und suchte, durch den dortigen Aufenthalt angeregt, nach der Rückkehr ihr geliebtes Tiefurt durch

Anlagen zu verschönern; auch stattete ihr Oeser seinen jährlichen Besuch ab. Der Herzog war gleichzeitig mit der Mutter auf einem Ausfluge, über Dessau nach Dresden, in's Lustlager des Churfürsten begriffen. Die Muße, die Goethe'n hiedurch erwuchs, widmete er zum Theil auch poetischen Arbeiten. „Seit einiger Zeit," schrieb er am 21. November an Knebel, „lebe ich sehr glücklich. Ich komme fast nicht aus dem Hause, versehe meine Geschäfte und schreibe in guten Stunden die Mährchen auf, die ich mir selbst zu erzählen gewohnt bin. Du sollst bald die drei ersten Bücher der theatralischen Sendung haben." Es waren die drei ersten Bücher des Wilhelm Meister, auf den wir etwas weiter unten zurückkommen werden. „Meinen Werther habe ich durchgegangen," fährt der Brief fort, „und lasse ihn wieder in's Manuscript schreiben; er kehrt in seiner Mutter Leib zurück, Du sollst ihn nach seiner Wiedergeburt sehen. Da ich sehr gesammelt bin, so fühle ich mich zu so einer delicaten und difficilen Arbeit geschickt." Es war in der That keine leichte Aufgabe, die er sich hier gestellt hatte. Die Uebergänge in diesem psychologischen Gemälde däuchten ihm stellenweise noch etwas zu schroff und so galt es mit leiser Hand hier und da einen verbindenden Zug hinein zu zeichnen. Dazu war es aber nöthig, die Stimmung und den ganzen Geist der Epoche, in welcher die Dichtung entstanden war, in sich zu erneuern; und eine solche Zurückversetzung in überwundene Perioden war für Goethe nicht leicht. Seine innere Entwickelung ging, wie der Wuchs einer lebenskräftigen Pflanze, stetig und unaufhaltsam weiter, und er konnte, eben so wenig wie diese, auf einer spätern Stufe des Wachsthums die Gebilde einer frühern Stufe in völlig ähnlicher Gestalt wiederholen. Dieß zeigte sich z. B. auf eine eminente Weise im Jahr 1804 bei der Einrichtung des Götz für die Bühne und in geringerem Grade auch jetzt bei der Ueberarbeitung des Werther. Ein feineres Gefühl wird auch hier die eingeschobenen Stellen wahrnehmen, wozu aus dem ersten Buche der Brief vom 30. Mai und der Zusatz „Abends" zum Briefe vom 8. August, aus dem zweiten die Briefe vom 8. Februar, vom 16. Juli, vom 4. und 5. September, vom 12. Sept., vom 27. October Abends, vom 22. November, vom 26. Nov., die Zwischenrede „Der Herausgeber

an den Leser" nach dem Brief vom 6. December u. a. gehören. Die Hauptzugabe ist die Geschichte von einem unglücklichen Bauernburschen, der eine Wittwe, bei welcher er in Diensten stand, liebte und seinen Nebenbuhler erschlug, — ein Parallelbild zu Werther's Leiden, das die Gewalt derselben Leidenschaft in einem einfachen, schlichten Gemüthe veranschaulicht. Auch erscheint Lotten's Charakter und Verhalten gegen den Schluß des Romans hin in der neuen Bearbeitung mehrfach modificirt. In Betreff Albert's schrieb er an Kestner (den 2. Mai 1783): „Es war unter andern meine Intention, Alberten so zu stellen, daß ihn wohl der leidenschaftliche Jüngling, aber doch der Leser nicht verkennt. Dieß wird den gewünschten und besten Effect thun. Ich hoffe, Ihr werdet zufrieden sein."

Wenn Goethe bei dieser Arbeit sich in eine zurückgelegte Epoche seiner Geistesentwickelung vertiefen mußte, so war er zugleich bemüht, für den Ueberblick der seitdem verflossenen Zeit die nöthigen Documente zu sammeln. Schon im Jahr 1780 hatte er Lavater'n gebeten, seine Briefe hübsch in Ordnung zu halten und heften zu lassen. Jetzt, im November 1782, schreibt er an Knebel: „Alle Briefe seit 72 und viele Papiere jener Zeiten liegen bei mir in Päcken ziemlich ordentlich gebunden. Ich sondere sie ab und lasse sie heften. Welch ein Anblick! mir wird's doch manchmal heiß dabei. Aber ich lasse nicht ab, ich will diese zehn Jahre vor mir liegen sehen, wie ein langes durchwandertes Thal vom Hügel gesehen wird." So gibt sich sein wachsender Lebensernst jetzt in Allem zu erkennen, und immer stärker tritt der vom Vater überkommene Ordnungs- und Sammlergeist hervor.

Auch darin bewährte sich seine besonnener und kühler gewordene Ansicht der Dinge, daß er sein politisches und gesellschaftliches Leben von dem moralischen und poetischen trennte, die er in der Sturm- und Drangzeit nur allzu sehr mit einander vermischt hatte. „Alle Wochen," schrieb er an Knebel, „gebe ich einen großen Thee, wovon Niemand ausgeschlossen ist, und entledige mich dadurch meiner Pflichten gegen die Societät auf's Wohlfeilste ... Und so fange ich an, mir wieder selber zu leben und mich wieder zu erkennen. Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Da-

sein reifen, müßten auf diesen Boden gesäet werden (mit andern Worten: der Wahn, die Ideale ließen sich unmittelbar in die Wirklichkeit einführen), hat mich ganz verlassen und ich finde mein jugendliches Glück wieder hergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, eben so getrennt lasse ich jetzt den Geheimerath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimerath sehr gut bestehen kann. Nur im Innersten meiner Plane, Vorsätze und Unternehmungen bleibe ich mir geheimnißvoll selbst getreu und knüpfe so wieder mein gesellschaftliches, politisches, moralisches und poetisches Leben in einen verborgenen Knoten zusammen."

In der That kamen alle seine gesellschaftlichen und politischen Beziehungen, seine sittlichen Lebenserfahrungen, und auch seine wissenschaftlichen Bemühungen zuletzt doch wieder der Poesie zu Statten, und gaben seinen dichterischen Productionen Gehalt, Fülle, Leben und Farbenreichthum. Dieß zeigt sich uns recht an Wilhelm Meister, von dem er in diesem Jahre ein gutes Stück zu Papier brachte. So hatten sich ihm schon im März des vorigen Jahres bei dem Besuche zu Neunheiligen in dem Grafen und der Gräfin Werther die Urbilder zu dem Grafen und der Gräfin im dritten Buche des Romans dargeboten. Vom Grafen schrieb er damals an seine Freundin: „Er macht mir meine dramatische und epische Vorraths-kammer um ein Gutes reicher; ich kann nicht verderben, da ich auch aus Steinen und Erde Brod machen kann." Ehemals Gesandter in Spanien, welterfahren, kenntnißreich, von edeln Gesinnungen, soll er, wie Schöll berichtet, mit hochvornehmem Wesen und grillenhaft angewandter Weisheit durch seine seltsam ceremonielle Hausordnung und paradoxe Behandlung der Dienerschaft, auch durch eigensinnige Artigkeit und Anstandsrücksicht bisweilen unbequem und lächerlich gewesen sein. An die mystische Selbstsicht des Grafen im Roman erinnert ein hellsehender Traum, den Graf Werther in Spanien gehabt haben soll; und der kleine Mohr in der gräflichen Dienerschaft des Romans hatte komische Pendants in Neunheiligen an geschwärzten und kostumirten Bauernjungen, die dort aufwarteten. Die Eigenschaften, die der Roman an der Gräfin hervorhebt, ihre

„Anmuth, Zierlichkeit, feines Betragen", schildern die Briefe an Frau von Stein noch lebhafter als solche der Gräfin Werther: in ihr sei eine Richtigkeit der Beurtheilung, ein ungestörtes Leben und eine Güte, die ihm täglich neue Bewunderung und Freude mache. So oft habe er die Worte Welt, große Welt, Welt haben hören müssen, ohne sich was dabei denken zu können; dieß kleine Wesen habe ihn erleuchtet, diese habe Welt, wisse die Welt zu behandeln (la manier); sicher ihres Werthes und ihres Ranges handle sie zugleich mit einer Delicatesse und Aisance, die man sehen müsse, um sie zu denken u. s. w. Und wie die Gräfin des Romans, so war auch ihr Urbild „für dieß Leben verloren". An den „leidigsten Narren" geschmiedet, glich sie, wie Goethe am 30. März dieses Jahrs der Freundin schrieb, einer schönen Seele, „die aus den letzten Flammenspitzen eines nicht verdienten Fegfeuers scheidet und sich nach dem Himmel sehnend erhebt."

Den Anfang des Romans (wohl das erste Buch) hatte Goethe der Gräfin Werther schon in dem ersten Drittel des vorigen Jahrs zugesandt; er schrieb am 28. Mai 1781 an Frau von Stein: „Die Werthern hat mir ein gar artig Zettelchen bei Zurücksendung des W. Meisters geschrieben." Seitdem war aber, wenn auch nicht die Ausbildung in Gedanken, doch die schriftliche Fortführung in's Stocken gerathen. Erst im Juni dieses Jahrs (1782) griff er die Arbeit wieder ernstlicher an, hatte Ende des Monats das zweite Buch „ziemlich im Ganzen zu Stande", las es am 23. August dem fürstlichen Ehpaare vor, und verwendete dann noch einige Zeit auf die sorgfältigere Ausführung. Am 20. October hatte er vier Capitel des dritten Buches in Ordnung gebracht und beschloß dieses Buch, das aber wohl nur bis zum Ende des jetzigen zweiten reichte, am 12. November, um noch an demselben Tage das vierte zu beginnen.

„Recht schöne Data zu seinem Wilhelm zu sammeln und verschiedene Lücken darin zu ergänzen", gab ihm noch ganz am Schlusse des Jahrs eine Reise nach Leipzig Gelegenheit, die er mit dem Herzog den 20. December antrat. Er blieb dort noch einige Tage nach der Abreise des Herzogs, und fand dießmal in Leipzig „eine neue kleine Welt". Er sah in verschiedenen Gesellschaften eine

Menge Menschen, die er „auf die Täflein seines Geistes aufzeichnete“. „Ich wünschte,“ schrieb er der Freundin, „mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können; denn es steckt unglaublich viel hier zusammen. Die Leipziger sind als eine kleine moralische Republik anzusehen. Jeder steht für sich, hat einige Freunde und geht in seinem Wesen fort; kein Oberer gibt einen allgemeinen Ton an, und Jeder producirt sein kleines Original, er sei nun verständig, gelehrt, albern oder abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig, und was der Qualitäten mehr sein mögen. Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art geben dem Ort eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann.“ Besonders labte er sich an Gemälden und Zeichnungen und verkehrte viel mit Oeser. „Wie süß ist es,“ heißt es über ihn in einem Brief an die Freundin, „mit einem richtigen, verständigen, klugen Menschen umgehen, der weiß, wie es auf der Welt aussieht und was er will, und der, um dieses Leben zu genießen, keinen superlunarischen Aufschwung nöthig hat, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebt. Denke Dir hinzu, daß der Mann ein Künstler ist, hervorbringen, nachahmen und die Werke Anderer doppelt und dreifach genießen kann: so wirst Du wohl nicht einen glücklicheren denken können. So ist Oeser, und was müßte ich Dir nicht sagen, wenn ich sagen wollte, was er ist!“

Ehe wir unsern Freund in's Jahr 1783 hinüber begleiten, möge noch der Wiederanknüpfung seines Verhältnisses zu Fritz Jacobi gedacht werden. Eine alte Geldschuld, worin er noch bei Jacobi stand, veranlaßte Goethe'n im Anfange Octobers 1782 zu einem Briefe, der mit den Worten beginnt: „Lieber Fritz, laß mich Dich noch einmal, und wenn Du dann willst, zum letzten Male so nennen, damit wir wenigstens in Frieden scheiden.“ Jacobi antwortete mit einem herzlichen Schreiben, worauf ihm Goethe seine Iphigenie schickte, „nicht als Werk oder Erfüllung jener alten Hoffnungen werth, sondern daß sich sein Geist mit dem des Freundes unterhalte, so wie ihm das Stück mitten unter kümmerlichen Zerstreuungen, vier Wochen hindurch, eine Unterhaltung mit höheren Wesen war.“ Ueber sein Leben in Weimar heißt es: „Auch hier bleibe ich meinem alten Schicksale geweiht und leide, wo Andere genießen, ge-

nieße, wo sie leiden. Ich habe unsäglich ausgestanden und freue mich herzlich, daß Du mit Vertrauen nach mir hinsiehst. Laß mich ein Gleichniß brauchen. Wenn Du eine glühende Masse Eisen auf dem Herde siehst, so denkst Du nicht, daß so viele Schlacken darin stecken, als sich erst offenbaren, wenn es unter den großen Hammer kommt. Dann scheidet sich der Unrath, den das Feuer selbst nicht absonderte, und fließt und stiebt in glühenden Tropfen und Funken davon, und das gediegene Erz bleibt dem Arbeiter in der Zange. Es scheint, als wenn es eines so gewaltigen Hammers bedurft habe, um meine Natur von den vielen Schlacken zu befreien und mein Herz gediegen zu machen. Und wie viel, wie viel Unart weiß sich auch noch da zu verstecken!" In Jacobi weckten diese vertraulichen Herzensergüsse die ganze Schwärmerei seiner frühern Liebe wieder auf. „Ich habe Dein Paquet," antwortete er, „und ich hang' an Deinem Halse. O ganz anders, wie ehemals! Bruder! Unaussprechlich! Wortlos; bildlos, begrifflos, heißt Dich mein tiefstes Inneres: Bruder! So viel ich wollte, könnt' ich weinen u. s. w." In diesen enthusiastischen Ton konnte nun freilich Goethe nicht eingehen; aber ein gewisses freundliches Verhältniß, wenn auch mitunter durch Streifwolken verdunkelt, dauerte von da an bis zu Jacobi's Tode fort.

Das Jahr 1783 betrachtet Riemer als „ein im Leben der fürstlichen Personen, wie des gesammten Hofes, Epoche machendes, einen Wendepunkt bezeichnendes Jahr" und leitet die Veränderung zumeist aus einem lang ersehnten Ereigniß in der fürstlichen Familie, aus der am 2. Februar erfolgten Geburt eines Erbprinzen, her. Diese Ansicht scheint sich durch einen Brief Goethe's an Knebel vom 3. März zu bewähren, worin es heißt: „Die Ankunft des Erbprinzen, die größte Begebenheit, die sich für uns zutragen konnte, hat eine zwar nicht sichtbare, doch sehr fühlbare Wirkung. Die Menschen sind nicht verändert, jeder Einzelne ist, wie er war; doch das Ganze hat eine andere Richtung, und wenn ich's sagen soll: Er wirkt in seiner Wiege, wie der Ballast im Schiffe durch die Schwere und Ruhe." Ohne Zweifel hatte das Ereigniß zunächst einen großen Einfluß auf den Herzog und durch ihn auf den ganzen Hof hinab. Der Blick auf seine neuen Hoffnungen und Pflichten gab ihm ein

stilles Glück, Beruhigung und höhern Lebensernst. „Sie haben Recht," schrieb er am 17. Februar an Merck, „daß Sie sich mit mir freuen; denn wenn je gute Anlagen in meinem Wesen waren, so konnte sich Verhältnisse halber bis jetzt kein sicherer Punkt finden, wo sie zu verbinden waren. Nun ist aber ein fester Haken eingeschlagen, an welchen ich meine Bilder aufhängen kann. Mit Hilfe Goethe's und des guten Glücks will ich sie so ausmalen, daß wo möglich die Nachkommenschaft sagen soll: ed egli fu pittore." Allein der Hauptgrund, warum das Weimarische Leben jetzt immer mehr eine andere Physiognomie annahm, lag doch, ohne daß er es vielleicht selbst klar einsah, in Goethe. Was wir ihn eben aussprechen hörten, daß jeder Einzelne noch sei, was er war, galt wenigstens von ihm nicht. Er, die Seele und der Mittelpunkt des Weimarischen Musenhofes, hatte sich seit sieben Jahren und zumal seit der Reise nach der Schweiz bedeutend verändert. Dem Leser, der uns gefolgt ist, haben sich davon die unverkennbarsten Spuren gezeigt, und Goethe's briefliche Confessionen an Knebel am Schlusse des vorigen Jahres legten uns diese Veränderung offen dar.

Zu der Geburtsfeier des Erbprinzen steuerte unser Dichter nur eine kleine poetische Gabe bei, die ziemlich in den Ton der gewöhnlichen Gratulations-Carmina einschlägt *), während Wieland und Herder mit großem Beifall aufgenommene Cantaten dichteten, jener für die fürstliche Capelle, dieser für die Kirche, und Letzterer außerdem noch eine Taufrede hielt, worin er, nach Wieland's Bericht an Merck, wie ein Gott sprach **). Goethe's Mutter meinte, in einem Briefe an die Herzogin Amalie, ihr Sohn müsse sich mit den Musen etwas brouillirt haben; „doch alte Liebe rostet nicht," fügte sie hinzu, „sie werden auf seinen Ruf bald wieder bei der Hand sein." Sie waren aber in der That jetzt bisweilen recht spröde gegen ihn, namentlich die Muse der Hof- und Festpoesie, wie denn auch ein großes, für den Geburtstag der Herzogin Louise bestimmtes Drama (Schöll nimmt an, es sei Elpenor gewesen) nicht hatte zu Stande

*) S. Goethe's W., Bd. VI, S. 5.

**) S. Herder's sämmtl. Werke zur Religion und Theologie, Bd. 10, S. 73 ff.

kommen wollen und selbst bis zur Kirchfahrt der Fürstin nicht fertig ward. Indeß mußte ein vom ganzen Lande mit so freudigem Jubel aufgenommenes Ereigniß doch auf irgend eine Weise im Geiste des bisherigen dramatischen Treibens gefeiert werden; und so erschienen schon am 9. März beim Kirchgang der Herzogin, wo ringsher aus dem Lande und der Nachbarschaft Besuch herbeiströmte, verschiedene Festzüge und geleiteten die Fürstin zur Kirche. Nach der Tafel trat ein ländlicher Festzug mit Huldigungsgaben in den Saal, woselbst Abends eine von Wolf componirte Cantate aufgeführt wurde. Hierauf brachten nach einander zwei Fackelzüge, ein berittener der herzoglichen Jägerei und einer der Jena'schen Studenten, ihre Ständchen. Tags darauf führte der Herzog die berittenen Jäger mit ihren Meuten und mit Wagen voll Jagdgeräth und Trophäen bei Fackelglanz und Musik, durch die Stadt. Am 13. März endlich ward eine Cavalcade in Maskenkleidern — 139 Personen, 89 Pferde — gehalten, ein durch Pracht und Sinnigkeit ausgezeichnetes Hoffest, wogegen der gewöhnliche Feierprunk anderer deutschen Höfe in tiefen Schatten trat *).

Nach diesem hellen Aufglänzen der Weimarischen Lebenslust trat im Sommer 1783 eine große Stille und Beruhigung ein. Goethe widmete sich seiner Kammerpräsidentur und spielte nun auch, wie er den 19. Mai an Merck berichtete, mit Ernst „die Rolle des Al Hafi." Er freute sich über das Glück und Gedeihen seiner Administration, und daß seine Finanzsachen besser gingen, als er es vor einem Jahre gedacht, hielt aber auch fest an seinen Planen und Grundsätzen **). Um ihn bei dieser ernsten Thätigkeit aufzuheitern, kaufte sein fürstlicher Freund dann und wann für ihn eine neue Handzeichnung oder einen Kupferstich an. „Was ich behalte," schrieb der Herzog am 2. Juni an Merck, „ist Alles zu Nutzen und Frommen meines Herrn Kammerpräsidenten, dem man mit so etwas ein bischen Freude machen und seine T a c i t u r n i t ä t entrunzeln kann." Indem sich hiedurch Goethe's Kunstsammlungen allmälig

---

*) S. Weimars Album. — Auffallender Weise berichten weder Goethe's Tagebücher, noch die Briefe jener Zeit etwas von diesem Feste.

**) Riemer, II, 171.

erweiterten, war er auch bemüht, für seine geognostischen und osteologischen Studien von allen Seiten Materialien herbeizuschaffen. Seine Correspondenz mit Merck aus dieser Zeit bezieht sich vorherrschend auf Mineralien und Fossilien, und er sucht den Freund auf alle Weise zu fortgesetztem „Erd- und Bodenstudio" anzufeuern. Merck's Beihülfe mußte ihm jetzt um so willkommener sein, da er selbst zu Ausflügen weniger Zeit oder Neigung, als früher, hatte. Mitte April ging er mit dem Herzog auf ein paar Tage nach Ilmenau zur Auerhahnbalz und des Bergwerks wegen; die letzten Tage des Mai brachte er in Jena, wahrscheinlich der entstandenen naturwissenschaftlichen Sammlungen wegen, zu. Auf diesen Ausflügen begleitete ihn wieder Fritz Stein, der Sohn seiner Freundin, den er auch zu Hause bei sich in liebender Aufsicht behielt. Eine unangenehme Veranlassung *) rief ihn gegen den 11. Juni über Erfurt und Gotha nach Wilhelmsthal, von wo er am 20. zurückkehrte. Außerdem brachte mitunter ein Besuch, wie Blumenbach's (gegen Ende April) und Oeser's (zweite Hälfte Juli), Abwechselung in sein jetziges Stillleben.

Für dichterische Thätigkeit blieb ihm den Sommer hindurch fast keine Zeit übrig; kaum daß ein Capitel des vierten Buchs vom Wilhelm Meister den 18. Juni in Wilhelmsthal entstand. Erst der Geburtstag des Herzogs, der 3. September, entlockte ihm wieder eine schöne poetische Blüthe, das herrliche Gedicht „Ilmenau"**). Um sich neuen Muth zu frischer, nützlicher Wirksamkeit, heitern Sinn für den festlichen Tag zu holen, hat der Dichter die Einsamkeit des anmuthigen Ilmenauer Thals aufgesucht. Er begrüßt den schönen

*) Prinz Constantin, im vorigen Jahr von Rom nach Paris gekommen, hatte sich dort von seinem Reisegefährten, Hofrath Albrecht, losgemacht, um mit seiner Geliebten, Mad. Darsaincourt, nach London zu reisen. Von dort hatte er sie nach Weimar vorausgeschickt. Sie ward in das Haus eines Oberförsters gebracht, wo sie ihr Schicksal abwarten sollte, und später auf ihren eigenen Wunsch nach Frankreich zurückgeleitet. In Wilhelmsthal traf Goethe mit dem zurückkehrenden Prinzen zusammen. Wie es scheint, gab diese Liebesgeschichte die Grundzüge zum Verhältnisse Lydiens zu Lothario im Wilhelm Meister.

**) Vergl. Ein Stück aus Goethe's Leben, von B. R. Abeken (Berlin 1845), S. 1 ff., und meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, I, 576 ff.

Tannenwald, „den immer grünen Hain," die obstbedeckten, sanften Anhöhen, den Gickelhahn, „den erhabenen Berg," an dessen Fuß er so oft sich aus dem Geräusche des Hofes geflüchtet. Aber bei der Erinnerung an die umwohnenden Landleute, Knappen und Köhler fällt ihm sogleich ein, was er gern vergessen möchte, wie viel nämlich zu thun sei, ehe der kleine Staat, dem er im Dienste seines fürstlichen Freundes seine Kräfte widmet, sich eines allgemeinen, über alle Volksklassen verbreiteten Glückes freuen kann. Um das Betrübende, das in diesem Gedanken liegt, zu verscheuchen, gibt es kein besseres Mittel als die Fortschritte zum Bessern, die man bereits gemacht hat, zu betrachten, und in der That stellt sich ihm die lebhafte Erinnerung an die Vergangenheit unter der Form eines Traumgesichtes, einer rückblickenden Vision dar. Die erste Weimarische Zeit, die Epoche des Geniewesens, wie sie uns bekannt ist, vergegenwärtigt sich lebhaft seiner Einbildungskraft; dieß Gemälde nimmt den größten Raum des Gedichtes ein. Es ist ganz natürlich, daß, wie der Dichter aus diesem Traum erwacht und zum Bewußtsein der bessern Gegenwart kommt, er nun ermuthigt und vertrauensvoll in die Zukunft blicken kann; und so schließt das Ganze mit einer ermunternden, glückverheißenden Anrede an den Fürsten — einer Geburtstagsgratulation, wie sie vielleicht nie so edel und würdig einem Regenten dargebracht worden *).

Einige Tage später, den 7. September Nachts, entstand auf dem Gickelhahn, der Höhe des Ilmenauer Forstes, das kleine, aber wunderliebliche Gedicht Wanderers Nachtlied:

Ueber allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch,
Die Vögelein schweigen im Walde;
Warte nur, balde
Ruhest du auch.

---

*) Man vergl. im Briefwechsel mit Zelter (Nr. 813) die Schilderung eines Besuchs in Ilmenau nach 48 Jahren.

Goethe schrieb die Verse an die Bretterwand der einsamen Waldhütte auf dem Berge, worin er übernachtete. Die Züge sind später noch einmal mit Bleistift überzogen, und der Dichter hat nach 48 Jahren mit eigener Hand darunter gesetzt: Renov. 29. Aug. 1831.

Die beiden Gedichte bezeichnen die erste Raststelle einer Erholungsreise, die er Ende August auf des Herzogs Zureden mit Fritz Stein angetreten hatte. Von Ilmenau ging er mit seinem kleinen liebenswürdigen Begleiter den 9. September nach Langenstein zur Markise Branconi, machte von dort Ausflüge nach der Roßtrappe, der Baumannshöhle und dem Rübeland, traf am 14. Sept. in Halberstadt mit der von Braunschweig zurückkehrenden Herzogin Amalia zusammen und brachte einen Tag mit ihr und den sie begleitenden fürstlichen Verwandten zu. Hierauf wandte er sich nach Zellerfeld zum Berghauptmann Trebra, bestieg von dort aus, nach einer Zwischenzeit von beinahe sechs Jahren (den 21. Sept.) abermals den Brocken, „fütterte sich" in der Gebirgsgegend, wie er der Freundin schrieb, „recht mit Steinen an," von denen er hoffte, „sie sollten ihm, wie die Kiesel dem Auerhahn, zur Verdauung seiner übrigen schweren Winterspeise helfen," und brach am 26. nach Göttingen auf. Hier besuchte er sämmtliche Professoren, war dann Anfangs October in Cassel, machte hier am Hofe seine Aufwartung, sah mit den Naturforschern Sömmering und Forster „sehr schöne und gute Sachen", war dem Erstern bei der Füllung eines Luftballons, deren Erfolg durch Uebereilung vereitelt ward, behülflich, und reiste den 5. Oct. wieder ab.

Mit neuen Kenntnissen und Anschauungen bereichert, kehrte er den 6. October nach Weimar zurück, und entwickelte in den drei letzten Monaten noch eine vielfache Thätigkeit. Er fand die Weimarische Gesellschaft, wie er am 14. November an Knebel schrieb, „ganz in Welt- und Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und was dahin gehört, ausgegossen," und nahm auch an diesen Bestrebungen lebhaften Antheil. Eben so sehr interessirte er sich für die aerostatischen Versuche des Apothekers Dr. Bucholz, eines wohlhabenden, lebenslustigen Mannes, der mit ruhmwürdiger Lernbegierde den Fortschritten der Naturwissenschaften folgte, desselben Mannes, durch welchen Goethe auch zuerst der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik näher

geführt wurde. Nach mehrfachen vergeblichen Experimenten gelang es ihm, aber erst im folgenden Jahre, von einer Terrasse in Weimar eine der ersten Mongolfieren, zum Ergötzen der Unterrichteten, in die Höhe steigen zu lassen, indessen die Menge sich vor Erstaunen kaum zu fassen wußte und in der Luft die verschüchterten Tauben schaaren-weise hin- und herflüchteten.

Auf poetischem Felde fühlte Goethe sich durch die in diesem Jahre mit Text und englischer Uebersetzung erschienenen arabischen Gedichte Moallakát sehr angesprochen, und er hegte eine Zeit lang den Plan, sie in Verbindung mit Seckendorf und Herder zu übersetzen. Der Verkehr mit Letzterem war damals sehr lebhaft. „Von meinem Leben ist es wieder ein schönes Glück," schrieb er am 12. November an Jacobi, „daß die leidigen Wolken, die Herder'n so lange von mir getrennt haben, endlich, und wie ich überzeugt bin, auf immer sich verziehen mußten." Sie lasen zusammen die eben entstandenen ersten Capitel der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, über die sich Goethe gegen Knebel mit großem Lobe aussprach. Er selbst führte unterdessen seinen W. Meister fort, vollendete am 12. November, gerade ein Jahr, nachdem er es begonnen, das vierte Buch, und sandte es noch vor Weihnachten an Knebel. Die Hoffnung aber, die er dabei äußerte, „das Werkchen jetzt zu Ende schreiben zu können," ging nicht in Erfüllung. Es sollte noch manches Jahr darüber hinschwinden, ehe es ihm unter Schiller's anregender Einwirkung gelang, diesen Schatz völlig zu Tage zu heben.

Fünfzehntes Capitel.

Die nächste Zeit vor der Reise nach Italien. Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Eröffnungsrede. Besuch der Grafen Stolberg. Eisenacher Ausschußtag. Reise in den Harz und nach Braunschweig. Fritz Jacobi zu Besuch. Osteologische Abhandlung. Botanische Studien. Aufhören des Liebhabertheaters. Redoutengedicht. Distichen. Die Geheimnisse. Goethe's religiöser Standpunkt. Fortführung des W. Meister. Operette. Das Gedicht „Zueignung". Reise in's Fichtelgebirge. Besuch von Carlsbad. Besuch der Fürstin Galizin. Besuch Lavater's. Wiederholter Besuch von Carlsbad. Gedicht an den Herzog Carl August. Abreise nach Italien.

Die nun von der zweiten Periode noch übrige Zeit, bis zur ersten Reise nach Italien, können wir füglich in unserer Betrachtung zusammenfassen, da sich in ihr keine bedeutenden Epochen mehr darstellen. Der fünfunddreißigjährige Mann steht gefestigt in sich und seinen Bestrebungen, und sicher der Welt gegenüber. Ueberblickt man sein jetziges inneres und äußeres Leben, so muß das erste Urtheil dahin gehen, daß wir einen glücklichen und in sich ganz befriedigten Menschen vor uns haben. Er hat seine Triebe einzuschränken gelernt; aber die gereinigte Flamme glüht um so schöner in seinen poetischen Schöpfungen fort. Den Kreis seiner Freunde hat er möglichst enge gezogen; aber um so inniger ist der Antheil und um so störungsloser das Genüge, das er bei ihnen findet; und in dem Verhältniß zur Frau von Stein hat er sich eine Stätte vertraulicher Hingebung bereitet, die ihm die mannigfaltigen zerstreuenden und beunruhigenden Herzensbezüge früherer Jahre mehr als ersetzt. Er weiß sich den Ansprüchen des Hofes mehr und mehr zu entziehen, ohne daß dadurch die Beziehungen zum Herzog und der Herzogin geschwächt werden. Für die Lustbarkeiten des Hofes hat er nicht mehr zu sorgen, er hat aufgehört, „Großmeister der Affen zu sein;" in geselligen Kreisen zeigt er sich untheilnehmender, ohne doch das Interesse für sie ganz einzubüßen; er hält in ihnen das Herz ver-

schlossen und die Augen offen, und weiß sich für das Opfer an Zeit, das er ihnen bringt, durch Zuwachs an Menschenkenntniß zu entschädigen. Die Bürde seines Amtes ist nicht leicht; aber es läßt ihm, bei seinen reichen Gaben, noch Muße zu freier Thätigkeit und Selbstbildung, und klug weiß er die Vortheile seiner Stellung für seine dichterischen und wissenschaftlichen Zwecke zu benutzen. Der ihm durch sein Amt gebotene Verkehr mit höhern und niedern Ständen muß ihm zur Bereicherung seiner epischen und dramatischen Vorrathskammer dienen; an die Commission für den Ilmenauer Bergbau und andere Kammergeschäfte knüpft er sein Studium des Mineralreichs und der Erdbildungsepochen; an seine Aufsicht über die wissenschaftlichen Anstalten Jena's und die Zeichenschule schließen sich Botanik und Osteologie an. Einstimmigkeit herrscht in allen seinen höhern Interessen. Wie in der Poesie, so nimmt er auch in der Wissenschaft, in der Darstellung der Natur, die Natur zum Vorbilde: nicht einen abstracten Grundgedanken, sondern die Zusammenstimmung des Einzelnen sucht er darzulegen, aus der das Gesetz zunächst mehr zum Gefühl, als zum Verstande sprechen soll; „nur eine Harmonie von Wirkungen," schreibt er seiner Freundin über Geologie, „wolle er an's Licht stellen, die eine gemeinsame Ursache ahnen lasse." Unfähig, wie er ist, durch hingebendes Studiren von Andern zu lernen, schafft er sich selbst in der Wissenschaft feste Stand- und Gesichtspunkte, und fühlt sich durch sein Wissen um so mehr befriedigt, je selbstständiger er es erworben und je geisteigener es ihm dadurch geworden. Als eine sensible Natur, durch Widerspruch leicht verstimmt und beirrt, verheimlicht er die Schätze, die er auf wissenschaftlichem, wie auf poetischem Gebiete hebt, gerne dem großen Publikum, auf dessen ermunternden Beifall er schon lange verzichten gelernt; und wenn er wissenschaftliche Forschungen mittheilt, verschweigt er gerne die Endabsichten und Zielpunkte, als fürchte er die geistigen Schätze zu profaniren, wenn er sie in leicht cursirende Formeln ausprägte. So erscheint er jetzt als ein zwar abgeschlossener, aber durch seinen innern Reichthum und das Gefühl seines Werthes beglückter Mensch.

Und doch steigerte sich in Goethe während der Zeit, die wir noch bis zur Reise nach Italien zu betrachten haben, das Bedürfniß

einer neuen Existenz zur schmerzlichsten Sehnsucht. Schon der verhältnißmäßig schwache Ertrag an poetischen Erzeugnissen, den dieser fast dreijährige Abschnitt seines schönsteu Mannesalters zeigt, deutet nicht auf eine wärmende Glücksepoche hin. Wie eine Pflanze, wenn sie den Kranz der Stengelblätter hervorgebracht hat, ihre Kräfte zusammenzieht und den Stengel eine Strecke schmucklos emportreibt, ehe sie die prächtige Blüthenkrone entfaltet, so nährte jetzt Goethe, still und in sich zurückgezogen, mächtige Empfindungen und Ideen in seiner Seele, ohne ihnen genügende Form und Gestalt geben zu können. Wir werden später, wo der Entschluß, nach Italien zu gehen, gereift ist, die Ursachen, die ihn über die Alpen trieben, zu entwickeln suchen. Daß er diesen Entschluß nicht schon früher faßte, daran war nicht Mangel an Einsicht in seinen Zustand, sondern seine, wie er selbst gesteht, zu einem „gewissen Hocken und Kleben an einem Orte" geneigte Natur Schuld. Dann war ferner das Verhältniß zu Frau von Stein ein mächtiges Band, das ihn festhielt. Auch mochte es ihm feige dünken, den selbstgewählten Posten so bald zu verlassen; er wollte wenigstens lange genug bleiben, um ihn mit Ehren einem Andern abtreten zu können. So harrte er denn stillgefaßten Muthes beinahe noch ein Triennium aus, ehe er sich durch einen raschen Sprung in eine andere Geistesatmosphäre rettete.

Wieland durchschaute schon im Anfange dieser Zeit den Zustand Goethe's. „Er schickt sich überaus gut," schrieb er am 5. Jan. 1784 an Merck, „in das, was er vorzustellen hat, er ist im eigentlichen Verstande l'honnête homme à la cour, leidet aber nur allzu sichtlich an Seel' und Leib unter der drückenden Last, die er sich zu unserm Besten aufgeladen hat. Mir thut's zuweilen im Herzen weh, zu sehen, wie er bei dem allem Contenance hält und den Gram gleich einem verborgenen Wurm an seinem Innern nagen läßt." Goethe selbst war weit entfernt, auch seinen vertrautesten Freunden ein ganz offenes Bekenntniß abzulegen; seiner Mutter, welche durch Gerüchte über seine Gesundheit und seinen Gemüthszustand beunruhigt war, hatte er noch vor Kurzem geschrieben: „Sie haben mich nie mit dickem Kopfe und Bauche gekannt, und daß man von ernsthaften Sachen ernsthaft wird, ist auch natürlich, besonders wenn man von Natur nachdenklich ist und das Gute und Rechte in der Welt will...

Ich bin nach meiner Constitution wohl, kann meinen Sachen vorstehen, den Umgang guter Freunde genießen, und behalte noch Zeit und Kräfte für eine und andere Lieblingsbeschäftigung. Ich wüßte mir nicht einen bessern Platz zu denken oder zu ersinnen, da ich einmal die Welt kenne und mir es nicht verborgen ist, wie es hinter den Bergen aussieht." Und so sprach er sich auch gegen Knebel in einem Briefe vom 16. Februar 1784 aus: „Ich bin fleißig und meine Sachen gehen gut; und obgleich übrigens unsere Verhältnisse allerlei Schwingungen unterworfen sind, so steht doch das Oeconomicum auf einem guten Grunde, und das ist die Hauptsache. Persönlich bin ich glücklich. Die Geschäfte, die Wissenschaften, ein paar Freunde, — das ist der ganze Kreis meines Daseins, in dem ich mich klüglich verschanzt habe." Nur in den Briefen an Fritz Jacobi aus dieser Zeit blickt das tiefe Gefühl seiner Lebenslage an einzelnen Stellen deutlicher hervor.

Den Amtsgeschäften widmete er sich, da er einmal ihre Bürde noch nicht abwerfen konnte, fortwährend mit Ernst und warmer Liebe für das Weimarische Land. Eine Angelegenheit, die ihn schon seit acht Jahren lebhaft beschäftigt hatte, war die Wiederaufnahme des Ilmenauer Bergwerks. Am 24. Februar 1784 feierte er die Eröffnung des neuen Johannisschachtes durch eine einfach schöne, den Umständen durchaus angemessene Rede*). Man wird darin auch an ein paar Stellen durch den Ausdruck einer Religiosität angenehm überrascht, der ihm sonst eben nicht geläufig war; er fordert am Schlusse die Zuhörer auf, sich vor der Eröffnung des Schachtes noch mit ihm zu dem Hause des Herrn zu begeben, „des Gottes, der

---

*) Eckermann berichtet, Goethe habe mitten im schönsten Fluß der Rede den Faden verloren und sich auf kein Wort mehr besinnen können. „Dieß hätte jeden Andern in große Verlegenheit gebracht, ihn aber keineswegs; er blickte vielmehr wenigstens zehn Minuten lang (?) fest und ruhig im Kreise seiner zahlreichen Zuhörer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause Jeder vollkommen ruhig blieb. Endlich schien er wieder Herr seines Gegenstandes geworden zu sein; er fuhr in seiner Rede fort und führte sie sehr geschickt ohne Anstoß bis zu Ende, und zwar so frei und heiter, als ob gar nichts passirt wäre."

die Berge gegründet, die Schätze in ihre Tiefe verborgen und dem Menschen den Verstand gegeben hat, sie an das Licht des Tages zu bringen." Er will ihn bitten, „daß das zweideutige Metall, das öfter zum Guten als zum Bösen angewendet wird, nur zu Seiner Ehre und zum Nutzen der Menschheit gefördert werde." Wiederholt und mit Wärme gedenkt er des Eifers, den der Herzog für das Werk bewiesen, versäumt aber auch nicht, seiner eigenen Bemühungen zu erwähnen: „Auch ich habe mich dieses Unternehmens, das nunmehr zu einer männlichen Stärke gereift ist, als es noch ein Kind war, liebreich angenommen; ich habe es nähren, schützen, erziehen helfen, und es wird nun zu meiner Freude uns die Nachkommenschaft für das, was wir von heute an thun werden, segnen." Leider sollte diese Hoffnung nicht in Erfüllung gehen, denn 1795 machte ein bedeutender Stollenbruch dem Ilmenauer Bergbau ein Ende, und mit Betrübniß sah Goethe ein Werk, worauf so viel Zeit, Geld und Kraft verwendet worden, in sich selbst erstickt und begraben.

Wenige Tage nach diesem Feste hatte Goethe eine minder frohe Veranlassung, seine Theilnahme am Wohl und Wehe der Weimarischen Landesgenossen zu bewähren. Jena gerieth plötzlich in große Noth, ein gewaltiger Eissturz drang in die Vorstadt und setzte alle Gassen und Häuser zwei bis drei Ellen hoch unter Wasser, während zugleich ein Dorf abbrannte, wobei mehrere Menschen ihr Leben einbüßten. Goethe war überall mit Rath und That zur Hand. „Er hat sich bei der hiesigen Gefahr sehr brav gehalten," schrieb der Herzog an Merck (den 6. März 1784), „und die besten Anstalten getroffen." Noch im Mai war er beschäftigt, das Verschwemmte wieder herzustellen.

Gegen Ende des Monats statteten die beiden Grafen Stolberg, Leopold und Christian, mit ihren Frauen einen Besuch in Weimar ab. Goethe fand sich durch das Zusammensein mit ihnen, besonders mit Leopold, der ihm „von Stunde zu Stunde besser gefiel", sehr erheitert, und wünschte sich Glück, „daß er noch einmal in jenen Seen der Jugend durch die Erinnerung gebadet worden."

Diese Gemüthserfrischung kam ihm um so mehr zu Statten, als er Anfangs Juni wieder durch den Eisenacher Ausschußtag auf

längere Zeit zu ernsten Geschäften abberufen wurde. Nachdem er in Gotha ein paar Tage zugebracht hatte, hielt ihn der Ausschuß über einen Monat, vom 7. Juni bis zum 10. Juli, in Eisenach fest. Zur Erheiterung in den Mußestunden gereichte ihm die Nähe des Sohns seiner Freundin, der auch hier die im vorigen Jahr mit Goethe's Mutter angeknüpfte Correspondenz fortsetzte. An den Vergnügungen des Hofes, den der Herzog hier um sich versammelt hatte, nahm Goethe wenig Antheil; er verwandte seine freie Zeit auf das heimliche Studium eines ihm aus Cassel (von Sömmering) zugekommenen Elephantenschädels und osteologische Correspondenz, auf mineralogische und geognostische Ausflüge mit Voigt, und den Briefwechsel mit der Freundin. Zwei Epigramme, zu Felsen-Inschriften bestimmt, gab ihm die Liebe zu ihr ein*). Auch geschah Einiges für Wilh. Meister; er schaltete hier und da ein, „künstelte am Style", wie er der Freundin schrieb, „daß er recht natürlich werde," und machte sich den Schluß des fünften Buches recht gegenwärtig. Ein Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen in Eisenach (Anfangs Juli) gab ihm Gelegenheit, „einige Beiträge zu diesem Buche (wohl die Skizzirung der Erscheinung eines heerführenden Prinzen im jetzigen dritten Buche) im Fluge zu schießen." Dazwischen las er in Voltaire's Memoiren, in Rousseau, und Lavater's Pontius Pilatus. Endlich waren die Sitzungen in Eisenach und die herkömmlich sich anschließenden Schmäuse überstanden, und er konnte sich den 10. Juli in's Gebirge flüchten und seinen geologischen Betrachtungen nachhangen, worauf er dann noch einige Tage bei seiner Freundin in Kochberg zubrachte.

Nach seiner Heimkehr (am 19. Juli, sah er sich von Papieren umlagert, und traf mit Knebel zusammen, der zwei Jahre von Weimar fern gewesen war. In den nächsten Wochen folgten mehrere Ausflüge nach Jena, und am 8. August finden wir ihn schon wieder zu einer größeren Reise in den Harz und nach Braunschweig aufgebrochen. Der Herzog, der ihn zu der Reise nach Braunschweig aufgefordert hatte, verband damit ernste politische Zwecke. Es galt nichts Geringeres, als vorbereitende Besprechungen über die Bil-

*) S. meinen Commentar zu G.'s Gedichten III, 519 f.

dung des deutschen Fürstenbundes unter Preußens Hegemonie gegen die drohenden Uebergriffe des Kaisers; und damit hing auch eine Rundreise an den rheinischen Höfen zusammen, die der Herzog von der Mitte Octobers bis in den Beginn des folgenden Jahres machte. Goethe hatte sich ungern zur Reise nach Braunschweig verstanden; aber, einmal entschlossen, suchte er sie für seine Zwecke auszubeuten. Am 8. August in Dingelstedt durch einen Achsenbruch des schwer bepackten Wagens aufgehalten, schrieb er die „Zueignung", die, jetzt als Dedication vor seinen Gedichten stehend, ursprünglich zur Introduction der größern Dichtung „Die Geheimnisse" bestimmt war. Die erste Idee dazu war ihm in der freien Natur in den Bergen von Jena aufgegangen. In den nächstfolgenden Tagen gab er seiner Freundin von Zellerfeld aus Nachricht, wie es mit seinen Felsen-Speculationen vorwärts gehe und er nun gewiß bald auf den rechten Punkt kommen werde, wie er auf Höhen sich umsehe, Gruben befahre und seinen Begleiter Kraus fleißig Felsen zeichnen lasse. Die Sammlung dieser schönen Zeichnungen mit schwarzer Kreide, meist in Großfolioblättern, deren Verzeichniß Goethe in den Heften zur Naturwissenschaft und Morphologie gegeben hat, befindet sich, wie Riemer berichtet, noch wohlerhalten in seinen nachgelassenen Portefeuillen. Mitunter bildete er in Gedanken den Plan der „Geheimnisse" weiter aus, oder beschäftigte sich mit der Operette „Scherz, List und Rache". „Die Operette ist auch bald fertig," schrieb er darüber der Freundin am 14. August; „daran mache ich eine Arie oder ein Stück Dialog, wenn ich sonst gar zu nichts tauge." Am 15. finden wir ihn zu Goslar, und zwei Tage später am Hofe zu Braunschweig. »Après avoir gravi les montagnes,« schrieb er von dort den 18. August an die Freundin, »nous voilà descendus sur le parquet de la cour. Je m'y trouve très-bien, je m'amuse même, parceque j'y existe sans prétentions, sans désirs, et parceque tant de nouveaux objets me font faire mille réflexions ... Que je suis heureux, ma chère Lotte, de voir toutes ces choses avec l'idée de pouvoir te raconter tout à mon retour! Qu'il est aisé de vivre dans le monde, quand on ne prétend rien! Adieu pour cette fois. Nous avons eu un opéra, la cour ras-

semblée, et nous aurons aujourd'hui redoute.« Am folgenden Tage: »Je suis resté longtemps à la redoute, sans danser plus que deux contre-danses avec les dames d'honneur; le reste de temps s'est écoulé à causer et à dire des riens sur rien ... Pour moi, je puis être très-content de la façon dont on me traite. J'ai appris à être sur mes gardes, à observer les gens sans faire semblant de rien, un talent que je tâche de perfectionner tous les jours.« Und so sind alle seine Briefe aus Braunschweig an die Freundin in französischer Sprache, mit sauber ausgeführten Zügen nach Anleitung gestochener Vorschriften geschrieben. Ohne Zweifel hatte er, da an diesem Hofe die Conversation in französischer Sprache geführt wurde, mit der Freundin eine französische Correspondenz verabredet, um sich die fremde Sprache in diesen Tagen geläufiger zu erhalten. Und wie er es jetzt nicht verschmäht, zugleich seine Handschrift zu verbessern, so sehen wir ihn im September auch an den kalligraphischen Uebungen seines Zöglings Fritz von Stein Theil nehmen. Deutsch ist in jenen Briefen nur folgende schöne Octave, die für „die Geheimnisse" bestimmt war, aber in das gedruckte Fragment nicht aufgenommen ist:

Gewiß, ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächt'ge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen,
Daß ich in Dir nun erst mich kennen lerne,
Mein Dichten, Trachten, Hoffen und Verlangen
Allein nach Dir und Deinem Wesen drängt,
Mein Leben nur an Deinem Leben hängt.

Am 1. Sept. verließ Goethe Braunschweig mit dem Herzoge. Während dieser sich von Goslar nach Dessau wandte, machte Goethe sich mit Kraus zu einer nochmaligen Brockenfahrt auf, „klopfte alle Felsen der Gegend an," war beim hellsten Wetter wieder auf dem Gipfel, besuchte dann die Roßtrappe, verweilte zwei Tage bei der „Fee von Langenstein" (M. Branconi) und kam Mitte September nach Weimar zurück.

Ein paar Tage nachher kam Fritz Jacobi, noch tief trauernd

um seine unlängst verlorene Gattin, mit seiner Schwester zu Besuch, und bald darauf Claudius, der Wandsbecker Bote. Jacobi schied am 29. September sehr befriedigt von Goethe. „Als ich wegging," schrieb er am 13. October aus Düsseldorf, „war es mir nicht, als ob ich Dich verließe; ich war innig glücklicher, froher, heiterer, als da ich kam." Er hatte Goethe'n seine Ansichten über die Lehre des Spinoza zurückgelassen und schickte bald nachher die Hemsterhuisischen Schriften, wodurch Goethe einmal wieder zur Ethik dieses Philosophen und in metaphysische Gebiete geführt ward. Die genannten Schriften, so wie Herder's damals entstehende Paramythien und die neuen Capitel der „Ideen", deßgleichen die „Blumen aus der griechischen Anthologie" mit den „Anmerkungen über das griechische Epigramm" bildeten die Unterlage zu den traulichen und anregungsreichen Winterabendgesprächen mit dem Herder'schen Ehepaar und Frau von Stein. Wie verwandt sich aber Goethe auch jetzt noch immer mit Spinoza fühlte, so kehrte er doch gern wieder von jenen übersinnlichen Speculationen zu seinen Naturbetrachtungen zurück. Bei der Rücksendung der Schriften an Jacobi sagt er in dem Begleitbriefe, er müsse nothwendig, ehe er eine Sylbe μετα τα φυσικα schreibe, die φυσικα besser absolvirt haben; in diesen sei er so fleißig, als es die Zeit und der Zustand seines Gemüthes leide.

Insbesondere war es die Osteologie, die ihn jetzt lebhaft beschäftigte. Schon seit einiger Zeit arbeitete er eifrig auf einen allgemeinen Knochen-Typus hin. Er fühlte sich zu der Annahme gedrungen, daß alle Abtheilungen des Geschöpfes im Einzelnen wie im Ganzen bei allen Thieren aufzufinden sein müßten, weil ja auf dieser Voraussetzung die schon längst eingeleitete vergleichende Anatomie beruhe. Hier mußte es ihn nun äußerst befremden, wenn man den Unterschied des Menschen und des Affen darin suchen wollte, daß man diesem ein Zwischenkieferbein, jenem aber keines zuschrieb. Er konnte nicht begreifen, wie der Mensch obere Schneidezähne haben und doch des Knochens ermangeln sollte, in den sie eingefügt stehen. Daher suchte er nach Spuren desselben und fand sie leicht, indem die canales incisivi vorwärts die Grenze des Knochens bezeichnen, und die von da aus nach den Seiten auslaufenden Suturen auf eine Absonderung der obern Kinnlade hindeuten. Schon im

ersten Viertel dieses Jahres (1784) hatte er diese Entdeckung gemacht; er meldete sie jubelnd am 27. März an Herder und Frau von Stein. Jenem schrieb er: „Nach Anleitung des Evangelii muß ich Dich auf das Eiligste mit einem Glücke bekannt machen, das mir zugestoßen ist. Ich habe gefunden — weder Gold noch Silber, aber was mir unsägliche Freude macht — das os intermaxillare am Menschen! Ich verglich mit Loder'n Menschen- und Thierschädel, kam auf die Spur, und siehe, da ist es!" Und im Billet an Frau von Stein heißt es: „Ich habe eine solche Freude, daß sich mir alle Eingeweide bewegen."

Seinen Gedanken führte er in einer Abhandlung aus, die wir jetzt in seinen sämmtlichen Werken unter der Ueberschrift wiederfinden: „Dem Menschen wie den Thieren ist ein Zwischenknochen der obern Kinnlade zuzuschreiben." Indem er diesen Aufsatz an Knebel überschickte, sprach er sich über Zweck und Endergebniß desselben so aus: „Ich habe mich enthalten, das Resultat, worauf bereits Herder in seinen Ideen deutet, schon jetzt merken zu lassen, daß man nämlich den Unterschied des Menschen vom Thiere in nichts Einzelnem finden könne. Vielmehr ist der Mensch auf's Nächste mit dem Thiere verwandt. Die Uebereinstimmung des Ganzen macht ein jedes Geschöpf zu dem, was es ist, und der Mensch ist Mensch so gut durch die Gestalt seiner obern Kinnlade, als durch Gestalt und Natur des letzten Gliedes seiner kleinen Zehe, Mensch. Und so ist jede Creatur nur ein Ton, eine Schattirung einer großen Harmonie, die man auch im Ganzen und Großen studiren muß, sonst ist jedes Einzelne ein todter Buchstabe. Aus diesem Gesichtspunkte ist die kleine Schrift geschrieben, und das ist eigentlich das Interesse, das darin verborgen liegt. Könnte ich mehr für die vergleichende Anatomie und Naturlehre thun, so würde das noch lebendiger werden. Leider kann ich nur einen Blick auf die Natur werfen; und ohne Studium der Schriftsteller, die in diesen Fächern gearbeitet haben, läßt sich auch nichts thun. Ich werde es mir aufheben, bis mich das Schicksal quiescirt oder jubilirt."

Goethe ließ seine kleine Schrift, mit Rücksicht auf den berühmten Anatomen Camper, durch Hofrath Loder in's Lateinische

übertragen, durch die kunstgeübte Hand des geheimen Kanzlei-Secretairs Vogel eine kalligraphische Abschrift anfertigen und von einem jungen geschickten Zeichner, Namens Waiz, einem Zöglinge der Weimarischen Akademie, erläuternde Zeichnungen dazu machen. Das Ganze schickte er nun am 19. December 1784 an Merck mit dem Auftrage, es nach der Lectüre an Camper weiter zu besorgen; auf der Reise zu diesem sollte es indeß noch bei Sömmering durchgehen. Letzterer fand den Aufsatz „in manchem Betracht sehr artig;" nur meinte er, die Hauptidee habe schon Blumenbach gehabt; es sei eine alte Theorie, aus der man z. B. auch die vestigia der Blutgefäße im Schädel erklärt habe, wogegen aber Albin sehr schön geschrieben; auch sehe die tabula terminorum ein wenig schulfüchsig aus. Goethe war über dieses Urtheil nicht erstaunt. „Einem Gelehrten von Profession," schrieb er an Merck, „traue ich zu, daß er seine fünf Sinne abläugnet; es ist ihnen selten um den lebendigen Begriff der Sache zu thun, sondern um das, was man davon gesagt hat." Camper *) fand das Manuscript très-élégant, admirablement bien écrit, c'est à dire d'une main admirable. Er war, da er den Verfasser nicht kannte, in Verlegenheit, was er damit machen solle, ob garder, renvoyer, faire imprimer, examiner, indiquer, corriger, rendre l'âme aux dessins froids etc. Jedenfalls aber, meinte er, müsse der Verfasser sich eines bessern lateinischen Styls befleißigen. Aus einem etwas spätern Briefe von ihm an Merck sehen wir aber, daß ihm die Abhandlung zu schaffen machte; er untersuchte auf's Neue eine Anzahl Schädel, und fand zu seiner Verwunderung in der That bei mehreren Thieren ein Zwischenkieferbein, wo man bisher keines angenommen hatte; nur dem Menschen wollte er es nach wie vor nicht zugestehen.

Mit dem Jahre 1785 beginnt nun auch unter Goethe's Naturstudien die Botanik stärker hervorzutreten. Schon im ersten Winter seines Aufenthaltes zu Weimar hatten die Abendunterhaltungen der Jäger und Forstmänner seine Aufmerksamkeit auf die Holzcultur hingelenkt. Der Thüringer Wald mit seinen Nadelhölzern aller

*) Briefe an Merck, Nr. 231.

Art, seinen Buchen- und Birkenhainen und dem niedern Gesträuche bot sich ihm zur Anschauung dar und belebte die mündliche Belehrung, womit man ihm von allen Seiten freundlich entgegen kam. Indem er sich bei seinen geognostischen und geologischen Studien über den Grund und Boden Rechenschaft zu geben suchte, worauf diese uralten Wälder sich angesiedelt hatten, mußte er nothwendig auf die genauere Betrachtung der verschiedenen Baumarten geführt werden, und die mannigfache Anwendung, die er von ihnen machen sah, reizte ihn zu näherer Erkundigung nach ihren Eigenschaften. Auf gleiche Weise ward sein Interesse für die ganze Sippschaft der Moose, ja für die unter der Erde verborgenen Wurzeln erregt. Laboranten, die in jenen Waldgegenden von alten Zeiten her ihr Wesen trieben und geheimnißvoll nach Recepten Extracte aus Wurzeln bereiteten, zogen seine Aufmerksamkeit auf sich und ließen ihn besonders das reiche Geschlecht der Enziane in's Auge fassen. So glich also der Gang seiner botanischen Bildung gewissermaßen der Geschichte der Botanik selbst, indem er vom Augenfälligsten, Allgemeinsten zum Nutzbaren, Anwendbaren, vom Bedarf zur Kenntniß fortschritt. Der eigentlichen wissenschaftlichen Botanik ward er durch den uns schon bekannten Apotheker Bucholz näher gebracht. Um von der Thätigkeit dieses Mannes einen allgemeinern Gewinn zu ziehen, ließ der Herzog durch ihn, mit Hülfe älterer, wohlerfahrener Hofgärtner, einen botanischen Garten anlegen. Jetzt begann die Botanik Goethe'n ernstlich zu fesseln, Linné's Terminologie, Joh. Geßner's Dissertationen zur Erklärung Linné'scher Elemente begleiteten ihn auf Weg und Steg; Linné's Philosophie der Botanik ward sein tägliches Studium. Er gesteht selbst, daß nach Shakespeare und Spinoza die größte Wirkung auf ihn von Linné ausgegangen. Aber er setzt hinzu: „Indem ich sein scharfes, geistreiches Absondern, seine treffenden, zweckmäßigen, oft ganz willkürlichen Gesetze in mich aufzunehmen versuchte, ging in meinem Innern ein Zwiespalt vor: das, was er mit Gewalt aus einander zu halten suchte, mußte nach dem innigsten Bedürfniß meines Wesens zu Vereinigung anstreben."

Wie bei allem Wissenschaftlichen, so kam auch bei seinen botanischen Studien die Nähe der Universität Jena ihm zu Statten, wo

nicht bloß die Wartung officineller Pflanzen seit geraumer Zeit mit Ernst betrieben ward, sondern auch die allgemeinere Botanik eifrige Pfleger fand. Noch größern Einfluß auf seine Belehrung hatte eine Familie Dietrich aus Ziegenhain. Ein Sohn des Hauses, ein frischer Jüngling von offenem Charakter, der alle die seltsamen Benennungen in glücklichem Gedächtnisse festhielt, begleitete später Goethe'n auf einer Reise nach Carlsbad. In den Gebirgsgegenden immer zu Fuße, reichte er ihm die Pflanzen in den Wagen hinein, indem er dabei die Linné'schen Bezeichnungen, Geschlecht und Art, als ein froher Herold der Natur ausrief. In Carlsbad war der junge, rüstige Bursche schon mit Sonnenaufgang im Gebirge, und brachte von dort reiche Ausbeute mit an den Brunnen, ehe Goethe noch seine Becher geleert hatte. Alle Mitgäste, welche sich dieser schönen Wissenschaft befleißigten, freuten sich über die großen Bündel Kräuter und Blumen, die der schmucke Landbursche, in kurzem Westchen daher laufend, vorwies. Goethe prägte sich so allmälig die botanische Terminologie ein und gewann auch etwas mehr Fertigkeit im Analysiren, doch keine bedeutende, „weil Trennen und Zählen nicht in seiner Natur lag." War Dietrich ihm behilflich, sich des Materials zu bemächtigen, so förderte und bestärkte ihn ein anderer Jüngling, August Carl, Sohn des allgemein geschätzten Lehns-Secretairs Batsch zu Weimar, in seiner Art und Weise die Pflanzenwelt zu betrachten. Er lernte den von der Jenaer Universität Heimgekehrten auf der Schlittschuhbahn kennen, wo sich damals die gute Gesellschaft zu versammeln pflegte. Hier unterhielt er sich mit ihm in freier Bewegung über höhere Ansichten der Pflanzenkunde und die verschiedenen Methoden, dieses Wissen zu behandeln, und fand die Denkweise des jungen Mannes seinen Forderungen und Wünschen ganz angemessen; die Ordnung der Pflanzen nach Familien, im aufsteigenden, sich nach und nach entwickelnden Fortschritt, war sein Augenmerk.

Weitere Förderung und Belehrung verdankte Goethe einem bejahrten Manne, dem Hofrath Büttner, der von Göttingen eine außerordentlich umfassende, auch an botanischen Werken reiche Bibliothek mitgebracht hatte. Dieser verhehlte ihm nicht, daß auch er sich mit Linné's System in Widerstreit befinde und sich bemüht

habe, die Anordnung der Gewächse nach Familien zu bearbeiten, von den einfachsten Anfängen an in das Zusammengesetzteste fortschreitend. Indem Goethe so, wie er es am liebsten that, seine Kenntnisse und Einsichten in lebensfroher Geselligkeit erweiterte, wurde er zugleich auf die botanischen Schriften eines Zunftgenossen aufmerksam, eines Dichters, der sich mit ihm auf gleicher dilettantischer Fährte befand. J. J. Rousseau zog ihn durch seine Methode an eine breitere Uebersicht ganzer Massen in der Pflanzenwelt, wodurch er sich der Eintheilung nach Familien näherte. Durch dieses alles war Goethe's innere Opposition gegen Linné's System, mit der gleichwohl große Achtung für den ausgezeichneten Mann fortwährend gepaart blieb, vielfach genährt und verstärkt worden, ehe es ihn über die Alpen nach Italien trieb. Erst dort sollte ihm, am letzten Ziel seiner Reise, in Sicilien, die Haupt- und Grundidee vollständig einleuchten, die fortan der Leitstern seiner botanischen Studien blieb, die Erkenntniß der ursprünglichen Identität aller Pflanzentheile; worüber das Weitere an seinem Orte berichtet werden soll. Jedoch lassen einzelne Aeußerungen in den Briefen an Frau von Stein erkennen, daß selbst schon vor der Reise nach Italien jene Grundidee, die ja auch mit der Idee von einem allgemeinen Knochen-Typus in so naher Verwandtschaft steht, in ihm aufzudämmern begann. „Das ungeheure Reich," schrieb er am 10. Juli 1786 über die Pflanzenwelt, „simplificirt sich mir in der Seele, daß ich bald die schwerste Aufgabe gleich weglesen kann. Wenn ich nur Jemanden den Blick und die Freude mittheilen könnte! Es ist aber nicht möglich. Und es ist kein Traum, keine Phantasie; es ist ein Gewahrwerden der wesentlichen Form, mit der die Natur gleichsam nur immer spielt und spielend das mannigfaltige Leben hervorbringt."

In den beiden letzten Jahren vor der italienischen Reise dehnte er die mikroskopischen Untersuchungen, zu denen ihnen seine botanischen Studien veranlaßt hatten, auch auf die Infusionsthierchen aus, und erweiterte so auch nach dieser Seite hin seine Naturkenntnisse. Er zog auch in diese Untersuchungen seine Freundin herein, ließ Zeichnungen von den beobachteten Thierchen entwerfen, und suchte sich mit der betreffenden Literatur bekannt zu machen.

Indem wir nun zu einem Ueberblick von Goethe's im Ganzen unbedeutender poetischer Thätigkeit in dem letzten Triennium der zweiten Periode übergehen, haben wir zunächst das Aufhören des Liebhabertheaters zu erwähnen, wodurch er bisher in Weimar den Anstoß zu mancher dichterischen Production erhalten hatte. Er war die belebende Seele dieses Instituts gewesen; und so lange seine Begeisterung dafür anhielt, währte die Blüthe desselben fort. Als aber eine immer größere Last von Amtsgeschäften, wachsendes wissenschaftliches Interesse, mit den Jahren zunehmender Lebensernst seine Neigung zu diesen dem Moment gewidmeten Lustbarkeiten abkühlte, begann auch in der übrigen Weimarischen Societät die Theilnahme daran zu erschlaffen; und so wurde denn, weil man theatralische Genüsse nicht wohl entbehren konnte, schon zu Anfang des Jahres 1784 eine Schauspielertruppe unter der Leitung eines Wiener Entrepreneurs Bellomo, zunächst für die ersten drei Monate, angeworben. Da ihre Leistungen befriedigten, so ließ man sie fortbestehen, bis 1791, nach Bellomo's Abgange, das gegenwärtige Hoftheater errichtet und unter Goethe's Direction gestellt ward. Bellomo's Gesellschaft charakterisirte der Herzog in einem Briefe an Knebel vom 15. Januar 1784 als „eben nicht ausnehmend gut"; doch habe sie glücklicher Weise ziemlich gute Stimmen und Geschmack in Auswahl der komischen Opern; die Schönheit der italienischen Musik ersetze die Güte des Spiels und der Uebersetzung. Für die Sommersaison richtete Bellomo zu Lauchstädt eine Bühne, so ökonomisch als möglich, ein; ein paar auf einem freien Platze stehende hohe Brettergiebel, vor welchen auf beiden Seiten das Pultdach bis nahe zur Erde reichte, stellten diesen Musentempel dar; das Innere war der Länge nach durch zwei Wände getheilt; der mittlere Raum war der Bühne und den Zuschauerplätzen gewidmet, die beiden niedrigen schmalen Seiten aber den Garderoben. So war also im Winter und Sommer für das theatralische Bedürfniß des Weimarischen Hofes gesorgt, woraus für Goethe ein nicht unbedeutender Gewinn an Muße erwuchs.

Zu den Maskenfesten konnte er aber nicht umhin, am 30. Jan. 1784 in dem Planetentanz noch einen Tribut zu bringen, den letzten, wie es scheint, für eine Reihe von vierzehn Jahren. Es war

ein glücklicher Gedanke, in diesem Jahre, bei dem ersten Geburtstage der Herzogin, wo man ihr zu einem Erbprinzen Glück wünschen konnte, dem Feste dadurch einen höhern Schwung zu geben, daß man die Planeten, denen ein uralter Glaube Einfluß auf das Schicksal der Erdgeborenen zuschreibt, als personificirte Wesen glückwünschend und glückverheißend auftreten, und sie, die oben seit Aeonen ihren Reigen halten, der Fürstin zu Ehren einen feierlichen Tanz auf Erden begehen ließ. Den Zug eröffneten vier Winde, um in dem dichten Festgedränge Raum für die Eintretenden zu machen. Ihnen folgten die zwölf Himmelszeichen, welche Liebe, Leben und Wachsthum brachten. Die drei schönen Kinder treten vor und begrüßen die Fürstin, indem die Liebe das Wort führte. Sie freuen sich, hier einen Gespielen zu finden, den Sohn der Fürstin, der zwar „nach Jahren" (erst im achten Jahre der Ehe), aber doch zur „rechten Stund' erschien." Unterdessen hat sich der Thierkreis gebildet, der als einfassender Rahmen für den später beginnenden Tanz der Planeten dienen soll. Diese treten nun auch herein. Auffallend genug, sagt die dem Gedichte beigefügte Notiz von ihnen: „Mercur ruft sie zur Feier des Tages; allein noch bezeugen sie ihren Unmuth, denn die Sonne verweilt zu kommen. Doch auch sie naht sich bald mit ihrem Gefolge, sendet ihre wirksamsten Strahlen der Fürstin zum Geschenke, und der feierliche Tanz beginnt." Namentlich ist in den Worten, womit die Planeten die Herzogin anreden, nicht das Geringste von Unmuth wahrzunehmen *).

Außer diesem Redoutengedicht gehören in das Jahr 1784 zunächst noch einige, zum Theil schon angedeutete Epigramme **). An diese reihen sich aus dem nächstfolgenden Jahre eines auf Herzog Leopold von Braunschweig, Bruder der Herzogin Amalia, der im Frühling dieses Jahres zu Frankfurt an der Oder bei einer furchtbaren Wassersnoth ein Opfer seiner heldenmüthigen Menschenliebe ward, dann einige Verse vom 17. März „In das Stammbuch des Fritz von Stein," die in der Gedichtsammlung

---

*) Eine Erklärung des Einzelnen s. in meinem Commentar zu Goethe's Gedichten I, 445 ff.

**) S. meinen Commentar zu Goethe's Gedichten, III, 519 f.

fehlen*), und die anmuthigen Distichen „In das Stammbuch der Gräfin Tina Brühl," am 24. Juli während eines Aufenthaltes zu Carlsbad gedichtet.

Ungleich wichtiger ist das Fragment gebliebene epische Gedicht „Die Geheimnisse", welches, nach Riemer, schon im März 1785 so weit geführt war, als es uns gegenwärtig in der Gedichtsammlung vorliegt. In Beziehung auf seine metrische Form ist uns das Bruchstück als Goethe's erster Versuch in Ottave rime merkwürdig, und bewundernswerth ist die Virtuosität, womit er das neue Versmaß sogleich handhabte. Die Wahl desselben deutet auf seine immer wachsende Neigung hin, sich den kunstmäßigeren Formen in der Poesie zuzuwenden. Dem Inhalte nach war es von vorn herein auf eine gewisse Räthselhaftigkeit angelegt; schon im Beginne ruft uns der Dichter zu:

Es glaube Keiner, daß mit allem Sinnen
Das ganze Lied er je entziffern werde.

Viele Leser hatten auch schon vergebens ihre Auslegungskunst an diesen „Geheimnissen" versucht, als Goethe im Jahr 1816, durch die Anfrage eines Vereins studirender Jünglinge zu Königsberg veranlaßt, sich entschloß, über Plan und Zweck der Dichtung einige Mittheilungen zu machen, die freilich noch immer eine gute Reihe von Fragen unbeantwortet lassen**). Indeß gewährt uns jedenfalls das Bruchstück in Verbindung mit den nachträglich gegebenen Eröffnungen einen ziemlich klaren Blick in Goethe's nunmehrige Stellung zu Religion und Christenthum. Wie sich diese Stellung in den letzten Jahren mehr und mehr befestigte, darüber gibt vor Allem der Briefwechsel mit Lavater Aufschluß. Es erhellt daraus unwidersprechlich, daß Goethe, wie Gelzer sagt, auf Seiten derer stand, die nicht in einem Individuum, sondern in der Gattung, nicht in Christus, sondern in der Menschheit, und, wie man hinzusetzen muß, in der Natur die Offenbarung des göttlichen Lebens verehren.

*) S. meinen Commentar II, 38.

**) Vergl. meinen Commentar II, 41 ff., wo der Versuch gemacht ist, manches noch räthselhaft Gebliebene zu deuten.

Es erinnert sogar an Strauß, wenn Goethe am 22. Juni 1781 an Lavater schreibt: „Deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in Deinen (gedruckten) Briefen angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und gibt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wenn man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß mit der höchsten Inbrunst fassen, mit Deinem eigenen hochrothen Trank schäumend füllen und den über den Rand hinübersteigenden Gischt mit Wollust wieder schlürfen sieht. Ich gönne Dir gern dieses Glück, denn Du müßtest ohne dasselbe elend werden. — Bei dem Wunsch und der Begierde, in einem Individuo Alles zu genießen, und bei der Unmöglichkeit, daß Dir ein Individuum genugthun kann, ist es herrlich, daß aus alten Zeiten uns ein Bild übrig blieb, in das Du Dein Alles übertragen, und in ihm Dich bespiegeln, Dich selbst anbeten kannst. Nur das kann ich nicht anders, als ungerecht und einen Raub nennen, der sich für Deine gute Sache nicht ziemt, daß Du alle köstlichen Federn der tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ihnen, als wären sie usurpirt, ausraufest, um Deinen Paradiesvogel damit ausschließlich zu schmücken; dieses ist, was uns nothwendig verdrießen und unleidlich scheinen muß, die wir uns einer jeden durch Menschen und dem Menschen offenbarten Weisheit zu Schülern hingeben, und als Söhne Gottes ihn in uns selbst und allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß Du Dich darin nicht verändern kannst, und daß Du vor Dir Recht behältst; doch finde ich es auch nöthig, da Du Deinen Glauben und Deine Lehre wiederholend predigest, Dir auch den unsrigen, als einen ehernen bestehenden Fels der Menschheit, wiederholt zu zeigen, den Du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen, noch in seinen Tiefen erschüttern könnt." In gleichem Sinne heißt es dann weiter in einem Briefe vom 9. August 1782: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit; mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß das Wasser brennt, und das Feuer löscht, daß ein Weib ohne Mann gebiert, und daß ein Todter aufersteht; vielmehr halte ich dieses für Lästerungen gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur. Du findest nichts

schöner, als das Evangelium; ich finde tausend geschriebene Blätter alter und neuer von Gott begnadigter Menschen eben so schön, und der Menschheit nützlich und unentbehrlich. Und so weiter! Nimm nun, lieber Bruder, daß es mir in meinem Glauben so heftig ernst ist, wie Dir in dem deinen, daß ich, wenn ich öffentlich zu reden hätte, für die nach meiner Ueberzeugung von Gott eingesetzte Aristokratie mit eben dem Eifer sprechen und schreiben würde, als Du für das Einreich Christi schreibst: müßte ich alsdann nicht das Gegentheil von Vielem behaupten, was Dein Pilatus als unwidersprechlich auffordernd in's Gesicht sagt?"

Diese Stellen beweisen statt vieler, die sich noch an einander reihen ließen, zur Genüge, wie richtig Goethe sich selbst charakterisirte, wenn er an Lavater schrieb, er sei „zwar kein Widerchrist, aber ein decidirter Nichtchrist." Was er aber in den vertrauten brieflichen Bekenntnissen schroff aussprach, das würden „die Geheimnisse", wie es der alle Gegensätze harmonisch auflösenden Poesie geziemt, in milder, schonender Fassung dargelegt haben. Es sollte zur Anschauung gebracht werden, daß „jede Anerkennung Gottes und der Tugend, sie zeige sich auch in noch so wunderlicher Gestalt, doch immer aller Ehren, aller Liebe würdig sei;" es sollte sich zeigen, wie jede besondere Religion einen Moment ihrer höchsten Blüthe und Frucht erreiche, wo sie dem durch Humanus repräsentirten Ideal ächt menschlicher Gottesverehrung sich annähere, „ja sich vollkommen mit ihm vereinige." Allein dem Christenthum würde doch der Vorrang unter allen Religionen eingeräumt worden sein; es würde sich als die Religion dargestellt haben, welche zu den verschiedensten Denk- und Empfindungsweisen der Menschen, wie sie „durch Atmosphäre, Landstrich, Völkerschaft, Bedürfniß, Gewohnheit entwickelt oder ihnen eingedrückt werden," sich am besten und allgemeinsten eignet; kurz, das Christenthum würde als die wahre Religion der Menschheit erschienen sein; aber nicht das Christenthum, wie es sich im Laufe der Zeiten gestaltet habe, auf dessen „reinen, gemüthlichen Anfängen nun ein unförmliches, ja barockes Heidenthum laste," sondern jenes ursprüngliche schlichte und einfache, von dem auch Schiller meinte, daß es „virtualiter die Anlage zu allem

Höchsten und Edelsten in sich trage." Das Symbol dieses Christenthums ist das dicht mit Rosen umschlungene Kreuz; denn es ist eine Religion der Liebe und der Freude; und das Musterbild eines ächten Christen ist der arme Pilgrim Bruder Marcus, der „ohne ausgebreitete Umsicht, ohne Streben nach Unerreichbarem, durch Demuth, Ergebenheit, treue Thätigkeit im frommen Kreise," sich zu gleich hoher Stufe menschlicher Würdigkeit, wie Humanus, erhoben hat.

Was die Entstehungszeit betrifft, so wissen wir bereits, daß Goethe schon im Sommer 1784 die Ausführung begonnen. Vielleicht reicht aber die Conception in noch frühere Zeit zurück. Ein Billet an Frau von Stein vom 24. Juni 1782 beginnt: „Heute Abend, ehe ich mich in die Geheimnisse vertiefe, bringe ich Dir meinen Schlüssel selbst," und am 17. September desselben Jahres schrieb er ihr: „Ich versuchte nur den ersten Theil, vielmehr den Anfang meines Märchens ausführlicher zu denken und stellenweise Verse zu versuchen," eine Stelle, wobei auch Schöll an „die Geheimnisse" denkt. Vielleicht hängt die Conception der Dichtung mit Lavater's Pontius Pilatus zusammen, wovon dieser im Frühjahr 1782 Goethe'n die ersten Bogen zugesandt hatte. Es ist wohl denkbar, daß dieser, um sich von dem „widrigen" Eindruck, den ein Theil des Buches auf ihn machte, zu befreien, den Entschluß faßte, producirend dagegen zu wirken und sich aus einer unerquicklichen Polemik in die heitere Höhe der Poesie zu erheben. Hierbei kam ihm sein bald wieder freundlicheres und herzlicheres Verhältniß zu Herder, dem Priester der Humanität, zu Hülfe, dessen Glaubensbekenntniß sich allmälig dem seinigen bedeutend angenähert hatte. Wäre die Dichtung vollendet worden, so besäßen wir ohne Zweifel in ihr ein herrliches Denkmal seiner Freundschaft mit Herder, aber auch zugleich der Liebe, die ihn jener Zeit beglückte. „Dieses romantisch-mythische Epos fallen zu lassen," meint Schöll, „ward Goethe gewiß durch die unerquicklichen Eindrücke bestimmt, die Jacobi's theologische Controversphilosophie (in den Briefen über die Lehre des Spinoza) auf sein Wesen machten. Er fühlte um so deutlicher seine Entfernung von abstracter Theologie und ging um

so entschiedener weiter in seinem Gottesdienst einer stillen Beachtung der Naturgesetzmäßigkeit." Es bleibe dahin gestellt, ob dieses, oder Mangel an Muße das Werk in's Stocken gebracht, jedenfalls ist es sehr zu bedauern, daß es ihm nicht gelang, in jener Zeit die Geheimnisse auszuführen. Später war ihm die Vollendung derselben eine Unmöglichkeit; denn in Italien entwickelte sich in ihm eine, man darf sagen, feindselige Stimmung gegen das Christenthum, worin er Männer, wie Lavater, Claudius und selbst Jacobi, als Gegner seiner Natur-Religion, innerlich mit Unwillen und Hohn von sich stieß; und als diese Erbitterung wieder einer mildern Gesinnung Platz gemacht hatte, sprudelte der Born seiner dichterischen Productivität nicht mehr hell und rein genug, um eine so große Composition würdig zu Ende zu führen.

Gerieth so dieses epische Gedicht auf immer in's Stocken, so gelang es ihm dagegen, sein Pseudo-Epos, den Roman W. Meister, wenigstens um eine kleine Strecke zu fördern. Am 16. October 1784 konnte er seiner Freundin die Beendigung des fünften Buches melden. Am 11. November 1785 war er mit dem sechsten glücklich zu Stande gekommen, las es Herder'n und seiner Gattin, der Frau von Stein und Frau von Imhoff vor, und freute sich ihres reichlichen Beifalls. Das Lied Mignon's „Nur wer die Sehnsucht kennt", das sich jetzt im eilften Capitel des vierten Buches findet, gehörte, nach einem Briefe an Frau von Stein (vom 20. Juni 1785) damals dem sechsten Buche an. Dieses deutet wieder darauf hin, daß das damalige sechste Buch wohl nicht über das jetzige vierte hinausreichte. Mit dem nächstfolgenden Buche finden wir ihn im Frühjahre 1786 beschäftigt; auch hatte er bereits am 9. December 1785 den Plan für alle sechs folgende Bücher entworfen, woraus sich ergibt, daß das Ganze im ersten Entwurf auf zwölf Bücher berechnet war, während die herausgegebenen Lehrjahre nur aus acht bestehen.

Man könnte, wenn man die ursprüngliche Idee dieses Werkes berücksichtigt, das langsame Fortschreiten der Arbeit weniger aus Goethe's Amtsgeschäften, Naturstudien und oben angedeutetem Ge-

müthszustande, als vielmehr aus dem besondern Umstande herleiten wollen, daß er jetzt dem Theaterwesen ferner stand. Allerdings war seine Theilnahme an dem in Weimar ständigen Theater nicht lebhaft; aber auf sein fortdauerndes Interesse für dramatische Kunst deuten schon seine wiederholten ernsten Beschäftigungen mit Shakespeare's Hamlet, die seinem Roman zu gut gekommen sind. Wie sich aber zu diesem Interesse eine wachsende Neigung für das Musicalische und Lyrische gesellte, gibt sich in der Operette „Scherz, List und Rache" kund, womit wir ihn schon im August 1784 beschäftigt fanden, und die bereits Anfangs 1785 vorläufig beendet gewesen zu sein scheint. Einzelne Partien der Composition von seinem Jugendfreunde Kayser kamen im Sommer von Zürich an. Am 25. September meldete Goethe der Freundin, daß der Anfang des zweiten Actes angelangt sei, und Tags vorher hatte er die Dichtung der in Weimar anwesenden Fürstin Galizin und ihrer Begleitung vorgelesen. Aber noch in Italien widmete er diesem Stücke eine liebevolle Aufmerksamkeit, ohne daß er durch einen Erfolg desselben beim Publicum jemals belohnt worden. Die Ursachen des Mißlingens entwickelte Goethe selbst in den Annalen und den Briefen aus Italien. „Ein dunkler Begriff des Intermezzo's," sagt er, „verführte mich, und zugleich die Lust, mit Sparsamkeit und Kargheit in einem engen Raum viel zu wirken. Dadurch häuften sich aber die Musikstücke dergestalt, daß drei Personen sie nicht zu leisten vermochten. Sodann hat der freche Betrug, wodurch ein geiziger Pedant mystificirt wird, für einen rechtlichen Deutschen keinen Reiz, wenn Italiener und Franzosen sich daran wohl ergötzen möchten; bei uns aber kann die Kunst den Mängel des Gemüths nicht leicht entschuldigen. Noch einen Grundfehler hat das Singspiel, daß drei Personen, gleichsam eingesperrt, ohne die Möglichkeit eines Chors, dem Componisten seine Kunst zu entwickeln und den Zuhörer zu ergötzen, nicht genugsam Gelegenheit gaben. Es stieg nicht weiter als bis zum Terzett, und man hätte zuletzt die Theriaksbüchsen des Doctors gern beleben mögen, um einen Chor zu gewinnen." Dazu kam noch, daß Kayser, als ein ernster, gewissenhafter Mann, das Werk zu redlich angriff, und die Arien zu ausführlich

nach altem Schnitt, wenn auch stellenweise recht glücklich und nicht ohne Anmuth des Ganzen, behandelte. Beider Bemühen mit diesem Stücke ging durch Mozart's Auftreten völlig verloren. Die Entführung aus dem Serail schlug alles Frühere nieder, und es ist auf dem Theater von dem sorgsam gearbeiteten Werke nie wieder die Rede gewesen.

In den Annalen bemerkt Goethe am Schlusse des Abschnittes „Bis 1786", es sei bei ihm zu Ende dieser Periode der Entschluß gereift, seine sämmtlichen Arbeiten bei Göschen herauszugeben, und die Redaction der vier ersten Bände sei Michael 1786 vollendet gewesen. An der Spitze dieser Gesammtausgabe finden wir das vortreffliche Gedicht „Zueignung," das, wie bereits oben erwähnt worden *), ursprünglich zum Eingang der Geheimnisse bestimmt war. Diese Production beweist fast mehr, als sonst irgend eine, daß die Umwandlung Goethe's, die meistens ausschließlich auf Rechnung des Aufenthaltes in Italien gesetzt wird, vor der Abreise dahin entschieden begonnen hatte. Wie das Gedicht schon durch den sanften, lieblichen Fluß der Rede, die Melodie der Sprachklänge, die ganze classische Formvollendung den Eindruck macht, als könne es nur unter dem schönen Himmel Italiens entstanden sein, so spricht sich auch im Inhalte die heitere Ruhe, der selige Frieden aus, der ihn dort in so hohem Maße beglücken sollte. Es ist nicht, wie Kannegießer meint, als Darstellung der ursprünglichen Dichterweihe zu betrachten; aber wohl spricht hier Goethe aus, daß er nun erst im ganzen und vollen Sinne des Wortes sich zum Dichter geweiht fühle. Er kannte die Göttin, die ihm erscheint, von längerer Zeit her, und war ihr dankbar für manchen lindernden Balsam, den sie in seine Herzenswunden gegossen; aber er hatte ihr nicht in der rechten Weise gedient. Mit den Genossen der Sturm- und Drangperiode hatte er eine Zeitlang den Irrthum getheilt, „geniales Feuer brenne," wie Jean Paul sagt, „nothwendig als leidenschaftliches, während doch der rechte Genius sich von innen beruhigt, und nicht das hoch-

---

*) S. oben S. 439 f.

auffahrende Wogen, sondern die glatte Tiefe die Welt spiegelt.“ Auf jene Periode zielt der Vers:

Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen.

Wir wissen, wie er allmälig seines Irrthums inne werdend, die Freunde der kraftgenialischen Zeit, einen nach dem andern, aufgab, so daß er mit Recht zur Göttin sagen konnte:

Da ich dich kenne, bin ich fast allein.

Aber diese Isolirtheit, in die er durch seine berichtigten Ansichten von der Poesie gerathen war, konnte ihm auf die Dauer nicht erquicklich sein; er fühlte das Bedürfniß eines gemeinsamen Strebens und Bildens. Daher wendet sich der Dichter in der Schlußstrophe, wo der Hauptgedanke des Ganzen klar hervortritt, an seine Freunde und fordert sie zu vereintem Wirken auf. Von nun an will er, aus seiner bisherigen Isolirung heraustretend, sich wieder einem Kreise von Genossen anschließen, will nicht mehr „sein Pfund vergraben,“ sondern „das edle Gut für Andere wachsen lassen,“ will die Werke, die er seit Jahren der Welt vorenthalten, und was ihm ferner gelingen wird, an's Licht des Tages treten lassen. Allein in anderm Sinne und zu anderm Zwecke sucht er sich jetzt einen Freundekreis, als einst in Straßburg und Frankfurt. Es ist nicht mehr das jugendliche Bedürfniß freier Mittheilung, fröhlichen Zusammenlebens, was ihn früher an gleichalterige Gesellen gefesselt hat; er schließt sich als Künstler den Künstlern zu wechselseitiger Förderung an; denn er ist von dem Grundsatze zurückgekommen, daß in dem Dichter Genie und Natur Alles wirken müsse; der Dilettant, selbst der reichbegabte, scheidet sich ihm jetzt strenge von dem Künstler. Und so werden wir denn auch in der folgenden Periode finden, daß sein Verhältniß zu Schiller, Meyer, Humboldt und wie die anderen Männer heißen, mit denen er fürderhin „vereint dem Tag entgegenwandelte“, ganz anderer Natur ist, als das frühere zu Lenz, Klinger, Wagner, Jung-Stilling u. s. w.

Ehe wir nun noch seine letzte poetische Production vor dem Abschiede nach Italien besprechen, haben wir noch einiges mehr

Biographische aus den Jahren 1785 und 1786 nachzuholen. Die beiden ersten Monate des Jahres 1785 bewegte Goethe sich in den gewohnten Gleisen, ging am 6. März nach Jena, die wiederangegriffenen Wasserbauten zu revidiren, und setzte, bei Knebel einkehrend, die osteologischen Studien mit Loder, die botanischen mit Büttner fort. Nach sechstägiger Abwesenheit heimgekehrt, blieb er in Weimar bis Ende April, wo er Knebel in Jena noch einmal besuchte, und verweilte dann, mehrmals durch Unwohlsein gestört, zu Hause bis Anfang Juni. Am 2. ward er durch seine alljährliche Geschäftsreise nach Ilmenau geführt, wohin er dießmal Knebel mitnahm. Mineralogische Beobachtungen anstellend, wanderten sie zusammen den Saalgrund hinauf, und blieben in Ilmenau bis zum 16. Juni. Goethe brachte darauf nur einige Tage bei der Freundin in Weimar zu; denn am 20. Juni reiste sie nach Carlsbad voraus, und drei Tage später trat Goethe mit Knebel die schon 1784 projectirte, aber damals nicht zu Stande gekommene Reise in's Fichtelgebirge an.

Am 23. Juni brachen sie, von zwei Bedienten begleitet, im Wagen von Jena auf und gelangten den Abend bis Neustadt an der Orla. Hier zeigte sich, als Knebel eine Pfeife geraucht hatte, Goethe's starke Empfindlichkeit für den Tabaksdampf; er gerieth in einen fieberhaften Zustand, und ward durch eine darauf folgende Unpäßlichkeit bis zum 29. Juni in Neustadt festgehalten. „Ich bemerkte," sagt Knebel, dem wir einen Bericht über diese Reisetour verdanken *), „wie Goethe's Natur leicht bis auf den letzten Augenblick sich unverändert erhält, dann von dem leichtesten Umstande Gelegenheit sich nimmt und ihn gänzlich zu Boden wirft. Dieß trifft in vielen Stücken bei ihm ein." Das Unwohlsein war indeß durch den Tabaksrauch nur zum Ausbruch gelockt worden und eigentlich eine Erkältung, die sich am folgenden Tage in einer Backengeschwulst Luft machte. Während Knebel, in dem auch ein großer Eifer für die Mineralogie erwacht war, die benachbarten Berge durchstrich, beschäftigte sich Goethe mit Lectüre und mikroskopischen Untersuchun-

*) Knebel's liter. Nachlaß und Briefwechsel, III, 274 ff.

gen, unterhielt sich auch viel, wenn Knebel bei ihm war, über Shakespeare's Hamlet. Ohne Zweifel kam hier Manches zur Sprache, was er in den um jene Zeit entstandenen Theil des Wilhelm Meister niedergelegt hat. Am 29. Juni reisten sie endlich über Schleiz nach Hof, indem sie rechts und links fortwährend die Gebirgsarten untersuchten. Sodann ging es am folgenden Tage über Marktleuthen nach Wunsiedel, wo sie gegen Abend den Katharinenberg bestiegen und sich an der schönen Aussicht ergötzten, auch noch einen raschen Ausflug nach dem nahe gelegenen Sichersreuth machten. Am 1. Juli wanderten sie tiefer in's Gebirge hinein nach der Zinnwasche auf den Seeberg. Sie beobachteten genau die Operationen des Zinnwaschens, tranken aus der Quelle des hier entspringenden Mains, bestiegen hierauf die höchsten Felsen des Ochsenkopfes und genossen von diesen herrlichen Granitmassen herab eine großartige Aussicht. Nachdem sie dann noch den Nußhartsberg, ebenfalls ein prachtvolles Granitgebäude, besucht hatten, kehrten sie Abends spät nach Wunsiedel zurück. Hier verweilten sie den folgenden Tag, besahen eine Zeugfabrik und einen Garten, und Abends las Goethe dem Freunde die neuesten Capitel seines Wilhelm Meister vor. Am nächsten Tage ward, bei starkem Gewitterregen, eine Excursion nach der Luxburg unternommen; dann brachen sie am 4. Juli nach Böhmen auf, übernachteten in Zwota, und trafen am 5. Mittags in Carlsbad ein.

Hier fanden sie bereits die regierende Herzogin, die Frau von Stein, Herder nebst Gattin, die Gräfin von Bernstorf und Bode, „mit einem ganzen Heere von umbris und capite censis" aus Weimar *); es war, als ob der Thüringische Musenhof plötzlich nach Böhmen versetzt worden sei. In Weimar herrschte unterdessen, wie in Tiefurt, statt des lustigen Treibens früherer Jahre eine tiefe Stille, um so mehr, als auch der Herzog jetzt oft und lange abwesend war. Schon im Januar dieses Jahres hatte Wieland **) geklagt: „Bisher ist die Herzogin Mutter unser einziger Trost gewesen. Ohne

*) Briefe an Merck, Nr. 222.

**) Briefe an Merck, Nr. 212.

sie würde Weimar nach weniger Zeit wieder ein so unbedeutendes, langweiliges, und seelentödtendes Nest werden, als irgend eins in deutschen und welschen Landen." Jetzt, im Juli, befand sich, wie er weiter an Merck berichtete, „die gute Duchessa Madre wirklich vis à vis von Einsiedel, Thusnelden und ihm im Stande einer verdienstlichen Exinanition und hatte zumal bei dem höchst leidigen Sommerwetter genug zu thun, sich der Langeweile zu erwehren." Ein Glück war es, daß bald „der podagrische Freund Oeser" zu Hülfe kam und fünf Wochen lang bei der Herzogin verweilte. Allein auch nach der Wiederkehr der Carlsbader Gäste wollte sich die Weimarer Gesellschaft nicht mehr beleben; im Spätherbst ward es so still, daß die Herzogin Mutter sagte: „Sie schlafen alle;" und der Herzog schrieb im December an Knebel: „Unsere Gesellschaft ist wirklich die allerennuyanteste vom ganzen Erdboden." Das Haupttriebrad des jovialen Lebens stockte, seit Goethe sich mit höherm Ernste seinem Berufe, der Wissenschaft und ernsteren Kunstbestrebungen zugewandt hatte.

Er verweilte noch eine Zeitlang in Carlsbad *), nachdem die übrige Weimarische Gesellschaft schon Abschied genommen hatte, besuchte Joachimsthal, Johann-Georgenstadt, Schneeberg u. a. O., und kehrte den 20. August gesund und wohl, mit reicher mineralogischer Beute, nach Weimar zurück.

Hier freute er sich nur wenige Tage der Nähe seiner Freundin, da sie bald nach seinem Geburtstage auf fünf Wochen nach ihrem Gute Kochberg ging. Dazu war auch sein Zögling Fritz entfernt, den er für die Meßzeit nach Frankfurt zu seiner Mutter geschickt hatte. So waren ihm denn in dieser Entbehrungszeit einige Gäste, die sich in Weimar einfanden, willkommen. Bisweilen war er mit dem Prinzen August von Gotha zusammen, der vom 30. August bis zum 22. September verweilte. Gegen Mitte Septembers kam

*) Das in Gruppe's Musenalmanach auf das 1851 gedruckte „Bänkelsängerlied" dichtete Goethe zum Geburtstage (den 26. Juli) des in Carlsbad anwesenden Grafen Moritz Brühl, dessen Lebenslauf in einem Bilde (wahrscheinlich von dem Portraitmaler Darbes) dargestellt war.

Georg Forster mit seiner Frau (der als Schriftstellerin bekannten Therese Huber), und gegen den 20. die Fürstin Galizin mit ihren Begleitern von Fürstenberg, Hemsterhuis und Sprickmann. Zu der Fürstin wollte sich in den ersten Tagen, wo sie leidend war, kein rechtes Verhältniß ergeben; dann aber gestaltete sich der Verkehr vertrauter; und als sie gegen Ende Septembers abreiste, stattete ihr Goethe noch in Jena einen Abschiedsbesuch ab. Am 9. October konnte er der zurückgekehrten Frau von Stein wieder aus der Nähe seinen Morgengruß zuschicken, und zehn Tage später hatte er die Freude, die noch einmal durchreisende Fürstin Galizin mit ihr bekannt zu machen. „Diese herrliche Seele," schrieb er an Jacobi den 21. October, „hat uns durch ihre Gegenwart zu mancherlei Gutem geweckt und gestärkt, und die Ihrigen haben uns schöne Stunden und Freude gegeben. Du kennst mich und sie, und wenn ich Dir sage, daß wir dießmal ganz natürlich gegen einander und offen gewesen sind, so kannst Du Dir das Uebrige wohl denken. Am meisten freut mich, daß Frau von Stein und sie sich haben kennen lernen."

Ueber die zwei letzten Monate des Jahres 1785 und die ganze erste Hälfte des folgenden können wir flüchtig hinweggehen. Goethe beschränkte in dieser Zeit seine Bewegung nach außen hin auf die gewohnten kurzen Radien um seinen häuslichen Herd, auf Ausflüge nach Jena, Gotha und Ilmenau. Dazwischen gingen, wenn ihn nicht Gesundheitsstörungen, wie sie mehrmals vorkamen, verhinderten, die Amtsgeschäfte, die wissenschaftlichen Bemühungen, auch die Uebungen im Zeichnen, die er bald in Italien so ernstlich wieder aufnehmen sollte, in herkömmlicher Weise fort. Dann aber ließen ihn eben jene Gesundheitsstörungen einen wiederholten Besuch Carlsbads dringend wünschen. Seine Freundin reiste dorthin schon Anfangs Juli ab; er selbst aber wurde, die bevorstehende Entbindung der Herzogin, und darauf die Taufe der Prinzessin abwartend, noch einige Wochen in Weimar zurückgehalten. Am 21. berichtete er ihr: „Endlich, meine Liebe, ist das Kindlein angekommen, ein Mägdlein, und der Prophet (Lavater) gleich hinter drein." Lavater wohnte bei Goethe, und dieser gab ihm zu

Ehren eine Abendgesellschaft, woran der Herzog, Herder, Wieland und Bode Theil nahmen. Wie sehr aber innerlich sich Goethe von ihm entfernt hatte, zeigt das Weitere in dem Briefe an Frau von Stein: „Kein herzlich, vertraulich Wort ist zwischen uns gewechselt worden, und ich bin Haß und Liebe auf ewig los. Er hat sich in den wenigen Stunden mit seinen Vollkommenheiten und Eigenheiten so vor mir gezeigt, und meine Seele war wie ein Glas rein Wasser. Ich habe auch unter seine Existenz einen großen Strich gemacht, und weiß nun, was mir per saldo von ihm übrig bleibt."

Am 24. Juli endlich konnte auch Goethe aufbrechen; er war noch einen Tag in Jena beschäftigt und langte den 27. in Carlsbad an. Der Herzog folgte ihm den 1. August, und auch Herder mit seiner Gattin begaben sich dahin, so daß Goethe sich auch dießmal von Nahebefreundeten, wie von einem Kreise anderer anmuthiger und vornehmer Badegäste umringt sah. Frau von Stein verließ indeß Carlsbad schon den 14. August. Goethe begleitete sie bis Schneeberg, widmete hier noch zwei Tage der Besichtigung der Bergwerke und kehrte den 17. über Neubeck in's Bad zurück. Der Aufenthalt daselbst war höchst vergnüglich, so daß er sich noch in Italien seiner mit großem Behagen erinnerte, und in Neapel mit einer liebenswürdigen Dame, die er zu Carlsbad angetroffen hatte, „alle die lustigen Scenen zurückrief, die witzigen Neckereien und Mystificationen, die geistreichen Versuche, das Vergeltungsrecht an einander auszuüben. „Schnell fühlten wir uns," fährt er in dem Briefe aus Neapel vom 27. Mai 1787 fort, „auf deutschem Boden, in der besten deutschen Gesellschaft, eingeschränkt von Felswänden, durch ein seltsames Local zusammengehalten, mehr noch durch Hochachtung, Freundschaft und Neigung vereinigt." Der Herzog reis'te früher ab und ward zu Engelhaus, anderthalb Stunden von Carlsbad, unfern der Prager Straße, durch die dortigen Bäuerinnen mit einem von Goethe gedichteten Abschiedsgruß überrascht, den wir jetzt unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" mit der Ueberschrift „An den Herzog Carl August" *) wiederfinden.

*) Goethe's Werke, Bd. 6, S. 44 ff. (Ausgabe in 40 Bdn.)

In den vier Schlußversen spricht mehr der Dichter, als die Engelhäuser Bäuerinnen. Er war in den letztvergangenen Jahren Zeuge gewesen, wie des Herzogs Gemüth sich von dem „Sprudeltrieb" der Jugend gereinigt; aber je mehr der trübenden Elemente sein Inneres ausgegohren hatte, um so treuer, wünscht der Dichter, möge es die Freunde festhalten. Die Bedeutsamkeit dieses Wunsches fühlt man sogleich, wenn man bedenkt, daß der Dichter ihn vor einem Abschiede auf eine Zeit ausspricht, von der er nicht absah, wie lange sie währen könne.

Er hatte nach Carlsbad seine sämmtlichen Schriften mitgenommen, um die von Göschen zu besorgende Ausgabe schließlich zusammenzustellen. Die ungedruckten besaß er längst in schönen Abschriften von der trefflichen Hand des Secretairs Vogel, der ihn auch dießmal begleitete. So konnte er, von Herder's treuer Mitwirkung unterstützt, die vier ersten Bände bald an den Verleger absenden, und stand im Begriffe, mit den vier letzten, welche theils aus neu entworfenen Arbeiten, ja aus Fragmenten bestanden, ein Gleiches zu thun. Von diesem Vorhaben brachte ihn die Carlsbader Gesellschaft ab. Da er, ihren Aufforderungen gern gehorchend, Alles, was bisher von seinen Schriften unbekannt geblieben war, vorlas, so kamen die Freunde auf den Gedanken, seinen dießmaligen Geburtstag damit zu feiern, daß sie eine Reihe von Gedichten im Namen seiner unternommen, aber vernachlässigten Arbeiten an ihn richteten, worin sich jedes nach seiner Art über des Dichters Verfahren beklagte. Es zeichnete sich darunter besonders ein Gedicht im Namen der Vögel aus, wo eine an Treufreund gesandte Deputation diese munteren Geschöpfe inständig bat, er möchte doch das ihnen zugesandte Reich nunmehr auch gründen und einrichten. Diese Forderungen und Wünsche gaben Herder'n gewonnen Spiel, der ihn schon zu überreden gesucht hatte, diesen unvollendeten Arbeiten, vor allen aber Iphigenien noch eine nähere Aufmerksamkeit zu schenken. Und so entschloß er sich denn, das ganze Paket mit nach Italien zu nehmen.

Goethe meint selbst, die Gesellschaft, die seinen Geburtstag auf eine so freundliche Weise beging, hätte sich wohl ein Recht er-

worben, ihn länger in Carlsbad zu fesseln; allein es trieb ihn unaufhaltsam über die Alpen. Italien war von Kindheit auf das Land seiner Sehnsucht gewesen. Es ist uns bekannt, wie frühe ihm schon dieses Gefühl durch den Vater eingeimpft wurde. In der letzten Zeit hatte sich die Sehnsucht, wie er selbst bekennt, zu einer wahren Krankheit gesteigert. Schon einige Jahre her durfte er keinen lateinischen Autor ansehen, nichts betrachten, was ihm ein Bild Italiens hervorrief. Geschah es zufällig, so erduldete er unsäglichen Schmerz. Herder spottete oft über ihn, daß er all sein Latein aus dem Spinoza lerne; er wußte nicht, wie sehr sich Goethe vor dem Alten hüten mußte, wie er sich in jene abstrusen Allgemeinheiten nur ängstlich flüchtete. Noch zuletzt hatte ihn die Wieland'sche Uebersetzung der Satyren höchst unglücklich gemacht. „Ich hatte kaum zwei gelesen," sagt er, „so war ich schon verrückt. Hätte ich nicht den Entschluß gefaßt, so wäre ich rein zu Grunde gegangen; zu einer solchen Reife war die Begierde, diese Gegenstände mit Augen zu sehen, in meinem Gemüth gestiegen. Die historische Kenntniß fördert mich nicht; die Dinge standen nur eine Hand breit von mir ab, aber durch eine undurchdringliche Mauer geschieden."

Es war indeß der heiße Wunsch, so viele ihm jetzt noch leere Wortklänge und wesenlose Phantasieschemen in lebendige Anschauungen zu verwandeln, nicht das Einzige, was ihn nach Süden zog. Er, der einen für die atmosphärischen Einflüsse so reizbaren Organismus besaß, war seit zehn Jahren in das rauhe Thüringische Clima verschlagen, das ihm, wie angenehm auch sonst seine Lebensverhältnisse sich gestalteten, stets das Gefühl ließ, als sei er hier „nicht zu Hause, sondern wie geborgt und im Exil." So trieb es ihn denn, einmal den gepriesenen reinen Himmel, die labende Luft, die milden Abende, die herrlichen Mondnächte zu genießen und, wie er selbst sagt, „diese Freude wenigstens als Ausnahme zu kosten, die uns als eine ewige Naturnothwendigkeit immer zu Theil werden sollte." Und wie der nordischen Luft, so wollte er auch den künstlicheren Gesellschaftsverhältnissen des Nordens entrinnen und sich auf einige Zeit zu naturwüchsigeren Menschen flüchten. Dann

durfte er auch für seine naturwissenschaftlichen Bestrebungen von Italien eine bedeutende Förderung *) erwarten, und endlich hoffte er dort für seine Poesie feste Normen und Grundsätze zu gewinnen.

Ueber den letztern Punkt hat er selbst gegen den Schluß seiner Geschichte der Farbenlehre eine sehr wichtige, nicht genugsam beachtete Confession abgelegt. Er charakterisirt dort sein früheres Verhältniß zur Poesie als ein „bloß praktisches,“ indem er einen Gegenstand, der ihn ansprach, ein Muster, das ihn aufregte, einen Vorgänger, der ihn anzog, so lange in seinem innern Sinne trug und hegte, bis daraus etwas entstanden war, das als sein angesehen werden mochte, und das er, nach oft jahrelangem Umhertragen und Ausbilden, endlich auf einmal gleichsam aus dem Stegreife und wie instinctartig, auf dem Papier fixirte. Etwas brauchbares Theoretisches aber, sowohl in Absicht auf die Conception eines würdigen Gegenstandes, als auf die Composition und die Ausbildung der einzelnen Theile, so wie was die Technik des rhythmischen und prosaischen Styls betraf, kam ihm weder von den Lehrstühlen noch aus Büchern entgegen. Er suchte sich daher außerhalb der Dichtkunst eine Stelle, „auf welcher er zu irgend einer Vergleichung gelangen

---

*) Wie befriedigt Goethe sich wiederholt über seine Fortschritte in der Naturbetrachtung aussprach, so verkannte er doch gewiß nicht, daß in der üppigern Natur Italiens, in seinen vegetationsreichen Wintern, am Vesuv, am Meer sich ein ergiebigeres Feld für seine Forschungen darbieten müsse. Auch empfand er mitunter, welche mächtigen Hebel dieser Wissenschaften ihm fehlten. „In der Mineralogie,“ schrieb er den 16. August 1786 an Frau von Stein, „kann ich ohne Chemie nicht einen Schritt weiter, das weiß ich lange, und habe sie auch darum bei Seite gelegt, werde aber immer wieder hineingezogen.“ Und im Mai machte er sogar einen Anlauf, Algebra zu studiren. Aber ein solches Studium war nicht seine Sache. „Es wird Alles darauf ankommen,“ schrieb er seiner Freundin, „daß ich mir selbst einen Weg suche, über diese steilen Mauern zu kommen. Vielleicht treffe ich irgendwo eine Lücke, durch die ich mich einschleiche ..“ Und zwei Tage später: „Wir haben die 4 Species durch und wollen nun sehen, was geblieben ist; so viel merk' ich, es wird historische Kenntniß bleiben, und ich werde es zu meinem Wesen nicht brauchen können, da das Handwerk ganz außer meiner Sphäre liegt.“

und dasjenige, was ihn in der Nähe verwirrte, aus einer gewissen Entfernung übersehen und beurtheilen könnte." Diesen Zweck glaubte er am sichersten bei der bildenden Kunst zu erreichen. Daß ihm die Natur dazu die nöthigen Anlagen versagt hatte, sah er zwar lange Zeit nicht deutlich ein, mußte es aber doch allmälig fühlen, weßhalb er sich auf diesem Gebiete um so mehr nach Regeln und Gesetzen umsah; ja er achtete weit mehr auf das Technische der Malerei, als der Dichtkunst. In dem Maße, wie er nun aber durch Anschauung einzelner Kunstwerke, welche im Norden ihm zu Gesichte kamen, durch Unterredung mit Kennern und Reisenden, durch Lectüre geistvoller Schriften über die alte Kunstwelt, an Einsicht zunahm, fühlte er mehr und mehr das Bodenlose seiner Kenntnisse und überzeugte sich, daß nur von einer Reise nach Italien für seine Kunstbestrebungen, wie seine poetischen, etwas Befriedigendes zu hoffen sei.

Indem er so den Weg durch die antike bildende Kunst einschlug, um einen festen Punkt auf poetischem Gebiete zu suchen, war zu erwarten, daß er ihn auf dem Boden der antiken classischen Poesie finden würde. Wir haben indeß gesehen, wie schon seit Jahren eben dahin die ganze Richtung seines Dichtens ging. Bereits in dem Monodram Proserpina gab sich ein Hinüberwenden zu strengeren, begränzteren, gesetzmäßigeren Formen kund, ganz bestimmt aber spricht sich die Tendenz zur classischen Poesie in der Iphigenie, im Tasso und Elpenor aus. Unter seinen kleineren Dichtungen begegnet uns ein Epigrammen=Cyclus als Vorspiel der Venetianischen Epigramme, und eine Gruppe von Anakreontischen Liedern athmet ganz antiken Geist. Kurz, eine nähere Betrachtung von Goethe's Entwickelungsgange gewährt die Ueberzeugung, daß er sich auf dem Boden Latiums in einer Richtung, die früher schon entschieden eingeschlagen und angebahnt war, nur befestigt und gestärkt hat.

Wollte er aber des ganzen Gewinnes theilhaftig werden, den er sich von der Reise versprach, so mußte er sie allein unternehmen. Auch nur ein Gesellschafter, selbst ein Freund, wie Herder, oder Knebel, hätte ihn gehindert, sich den tausend neuen Eindrücken, die

seiner harrten, mit ganz freier und offener Seele hinzugeben. So verheimlichte er denn, mit längst angeübter Verschwiegenheit, selbst denen, die seinem Herzen am nächsten standen, mit alleiniger Ausnahme Carl August's, sein Vorhaben, warf sich am 3. September 1786, früh Morgens drei Uhr, ohne irgend einen Begleiter und nur einen Mantelsack und Dachsranzen aufpackend, in eine Postchaise und stahl sich aus Carlsbad fort, um schöneren Himmelsstrichen entgegen zu eilen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

6

Viehoff, Heinrich,

Goethe's Leben

Bd.: 2

Stuttgart 1858